Baltendeutsche Sondernummer



Der Deutsche im Osten

Jahrgang 2 Mitte Januar 1940 Heft 11

Postversandort Berlin

INHALT

Die Bildvorlagen sind von:

Niels v. Holst, Berlin, Seite 1, 95, Kunstdrucktafel II, III, VII, IX; Professor Otto von Kursell, Berlin, Kunstdrucktafel I, V, VIII; Axel Sponholz, Köln, Kunstdrucktafel IV, VI.

Einbandentwurf: Prof. F. A. Pfuhle, Danzig.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Einzelpreis RM. 1,50. Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich.

Herausgeber: Wilhelm Zarske und Dr. Karl Hans Fuchs, unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau.

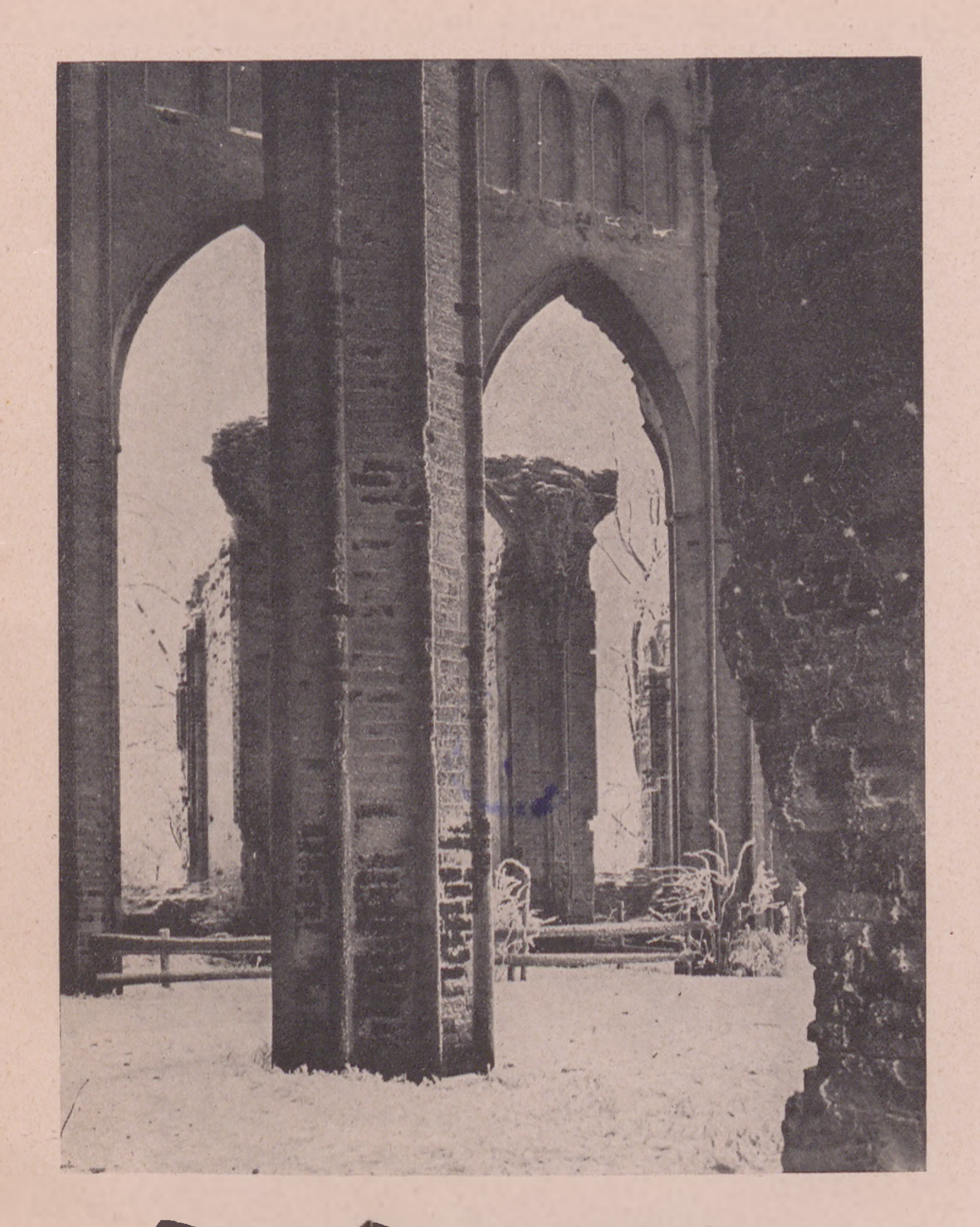
Schriftleiter: Dr. Detlef Krannhals (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Ketterhagergasse 11/12. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Willy Binder, Berlin. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Die Auslieferung erfolgt bis auf weiteres durch die Berliner Geschäftsstelle des „Danziger Vorposten", Berlin W 8, Unter den Linden 47.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Ketterhagergasse 11/12, erbeten.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Einzelpreis RM. 1,50. Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich.



Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 2 — Mitte Januar 1940 — Heft 11



C - III 1331

D - 171 - 38/79 Cz 20.-

Heinrich Banniza von Bazan

Der Balten Wiederkehr

So trag uns über das baltische Meer
Im Sturm, du jagende Welle.
Es gilt gewaltige Wiederkehr.
Wir grüßen dich, heimische Schwelle.

Wir kommen nicht her wie flüchtiges Wild,
Sind nicht wie Bettler geraten,
Wir führen am Bug unsern Ehrenschild
Wie treue gediente Soldaten.

Durch ein Jahrtausend hielten wir Wacht
Und schirmten den deutschen Namen,
Nie haben wir andres als Deutschland gedacht,
Wohin wir auch immer kamen.

Und wir kamen weit, der Weg war lang
Und lockte weit über die Erde
Und Völker und Fürsten beugten sich bang
Vor unsrer Herrengebärde.

Wir wissen um ein Jahrtausend Kampf.
Wir sind nicht allein gefahren.
Seht ihr im Nebel den Schlachtendampf,
Hört ihr die Kriegsfanfaren?

Sie kommen mit, ja alle mit,
Die Ahnen, die uns geboren,
Was ihre Treue, ihr Blut erstritt
Nun ist es nimmer verloren.

Seht ihr der bauschenden Segel Wald?
Sie trotzten in tausend Stürmen.
Und hört, wie das Dröhnen der Glocken hallt
Von gebietenden roten Türmen.

Das ist die Hanse, das Ordensheer,
Ihr Banner ist aufgezogen!
Sie nah'n in gewaltiger Wiederkehr
Auf den alten, den heiligen Wogen.

Macht auf das Tor! Wir ziehen jetzt ein
Wie Ritter, wie Feldsoldaten.
Wir beschreiten, umhellt von dem Morgenschein,
Den Raum zu kommenden Taten.

Im November 1939

Der Gruß der neuen Heimat

Wie so oft in ihrer Geschichte, sind die Baltendeutschen von der Vorsehung als erste zum Handeln in den großen Geschehnissen der osteuropäischen Geschichte ausersehen worden. Als der Führer in seiner Reichstagsrede vom 6. Oktober 1939 seine große osteuropäische Volkstumsplanung aufstellte, die in dem Gebiet der schlimmsten und nachteiligsten Verzahnung der verschiedenartigsten fremden Volkstümer mit dem deutschen zu einer umfassenden völkischen Flurbereinigung führen wird, war dies seit einem halben Jahrtausend, seit dem Zeitalter der ostdeutschen Kolonisation des Mittelalters der wichtigste und zukunftsreichste Schritt in der ostdeutschen Volkstumsgeschichte. Das Baltendeutschtum ist dem Rufe in das Reich als erste Volksgruppe gefolgt. Es ist in den letzten Wochen und Monaten in der deutschen Öffentlichkeit immer wieder darauf hingewiesen worden, welche Schwere und Größe das Baltendeutschtum mit der Aufgabe seiner Heimat und seiner zukunftsfreudigen Bereitwilligkeit zu neuem Aufbau im Reiche bewiesen hat. Über seinem Handeln steht als treffende und schönste Sinngebung der knappe Satz Alfred Rosenbergs: „Die Balten verlieren ihre Heimat, aber gewinnen ihr Vaterland."

Unsere Zeitschrift hat besonderen Anlaß, dem Baltendeutschtum auf seinem Wege in die neue Heimat zur Seite zu stehen und ihm bei diesem Schritt in das neue Bereich seiner Wirksamkeit mit die geistige Ausrichtung zu vermitteln. „Der Deutsche im Osten" hat seit dem ersten Tage seines Bestehens der baltendeutschen Volksgruppe stets seine besondere Aufmerksamkeit und Anteilnahme bewiesen — und nimmt nun die Verpflichtung auf, den Baltendeutschen in ihrer neuen Heimat, dem Reichsgau Danzig-Westpreußen und dem Warthegau, — dem traditionell engsten und intensivsten Arbeitsbereich des „Deutschen im Osten", — zur Seite zu stehen.

Den Baltendeutschen, die heute ihr Vaterland wiedergewinnen, gingen in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten eine ganze Reihe ihrer Landsleute voraus, die erst im Deutschen Reiche ihre eigentliche Heimat und Aufgabe fanden. Sie haben in diesem Lande ihres eigentlichen Ursprungs es vor allem in der Geisteswelt zu Namen, Ansehen und Leistung gebracht. Sie haben bewiesen: das Baltendeutschtum ist trotz aller Besonderheit seines Aufbaues und seiner Leistung in fremdvölkischer Umgebung im Reiche zu Hause. Es bildet, in welcher deutschen Landschaft es sich auch aufhalten möge, überall einen integrierenden Bestandteil des Volkes und einen bedeutsamen Anteil der Gemeinschaft, der aus dem deutschen Kulturleben nicht mehr wegzudenken ist.

Alle diese Baltendeutschen im Reich haben die neue Landnahme des Baltentums an den Ufern der Weichsel und der Warthe mit beständiger Aufmerksamkeit verfolgt und alle sind sie auch unserem Rufe nachgekommen, das heimgekehrte Baltendeutschtum in einer Form zu begrüßen, die aus ihrer eigenen Arbeit und Leistung erwuchs.

„Der Deutsche im Osten" hat an eine ganze Reihe von führenden und hervorragenden baltischen Persönlichkeiten, die sich schon seither im Reiche befanden, die Aufforderung gerichtet, das heimgekehrte Baltendeutschtum damit zu begrüßen, daß ein jeder ein für sein Schaffen charakteristisches Werk zur Verfügung stellt. Wissenschaftler — wie Historiker, Kunstgeschichtler und Geologen — Politiker, Philosophen, Verleger, Schriftsteller, Dichter, Romanschriftsteller, Erzähler, Maler und Schriftleiter haben sich in dieser schönen Aufgabe zu einer Gemeinschaftsarbeit vereinigt, die ihren

besonderen Reiz vor allen Dingen in der Vielseitigkeit ihrer Zusammenstellung und ihres Ausdrucks fand. Obgleich mit Absicht kein Wert auf eine einheitliche Gestaltung gelegt wurde, ergab sich aus der Natur der Sache, daß ein überwiegender Teil der Mitarbeiter sein Augenmerk vor allem auf die Leistung des Baltentums an sich und auf ein Gedenken an den Ursprung des eigenen Seins und Schaffens lenkte. Es ist kein Zufall, daß von manchem schon lange Zeit im Reiche weilenden Balten gerade eine Kindheitserinnerung oder eine Heimatdichtung zum Gruße an seine eigene Volksgruppe ausersehen wurde. Das geschah nicht, um in Trauer an Verlorenes zu denken und alte Wunden aufzureißen, sondern im Stolz auf eine Leistung und in Dankbarkeit gegenüber einem mütterlichen Ursprung. Gerade jene Baltendeutschen, die hier zu Worte kommen und zu den Exponenten des deutschen Geistes- und Kulturlebens gehören, sie haben bewiesen, daß das Baltentum im Deutschen Reich erst eigentlich zu Hause ist, und daß dort das Feld seiner gesicherten und zukunftsträchtigen Wirksamkeit liegt. Sie haben dem heimgekehrten Baltentum vorgelebt und ihm den Weg in die nahe Zukunft durch ihr tätiges Beispiel gewiesen.

In der Schicksalsgestaltung der ostdeutschen Geschichte ist wie überall Größe nie ohne Tragik gewachsen. Immer hat sich ihr Maß gegenseitig bestimmt und nie hat das Baltendeutschtum, über das Krieg und Vernichtung so oft hereinbrachen, in einer neuen Aufgabe so viel Zukunftssicherheit erfahren, wie gegenüber jenem Auftrag, den ihm das nationalsozialistische Deutschland in einem geschlossenen, festgefügten Rahmen und Raum stellt. Wie so oft, steht es vor einer neuen Stufe der Bewährung, zu der es seine generationenweiten Erfahrungen als Bewahrer des Blutes und Beschützer des Bodens besonders befähigen.

Wir grüßen das Baltendeutschtum in seiner neuen Heimat aus dem Munde seiner engsten Volksgenossen. Sein Vertrauen auf den Führer hat es mit sicherem Schritt den Weg in eine neue Welt gehen lassen. Es folgte dem Rufe der neuen Heimat in vorbildlicher Geschlossenheit und Disziplin. Erst wenn die Besinnung über die Größe des Geschehens einmal in späterer Zeit gestatten wird, ihre Tragweite und Leistung zu überblicken, wird man diese Tat des Baltendeutschtums zu würdigen wissen und sie in ihrer ganzen Tragweite begreifen. Die Umsiedlung der baltendeutschen Volksgruppe stellt sich in Ausmaß und Zukunftswirkung dem Gesamtablauf der mittelalterlichen Landnahme im deutschen Osten vollwertig an die Seite, ja, sie übertrifft sie sogar vor allem was die Geschwindigkeit ihrer Durchführung und die Zahl der gleichzeitig zum Aufbruch schreitenden Menschen angeht. Die Landschaft, in der das Baltendeutschtum nun zum Einsatz kommt, war seit Jahrhunderten infolge der Schachtelung ihrer Volksräume ein Kampffeld der verschiedenartigsten Ansprüche und Rechte. Jetzt wird hier für alle Zukunft der Konfliktstoff ausgeräumt und dem Lande die Gewißheit einer friedlichen und aufbaufähigen Entwicklung gegeben.

Es ist kein leeres Wort, daß das Reich dem Baltendeutschtum dafür seinen Dank weiß.

Detlef Krannhals.

Nordische Heimat

Nirgends ist der Himmel so hoch und die Erde so groß,
Nirgends sind die Wälder so ohne Ende.
Nirgends die Birken so weiß und so grün das Moos
Und so rot am Abend die flammenden Sonnenbrände.

Nirgends ist die Erde so tief und das Wasser so stumm;
Tief im bemoosten Brunnenschacht liegt es versunken.
Knarrend hebt sich die Stange, verwittert und krumm —
Aber nirgends hab ich so gutes Wasser getrunken.

Nirgends ist der Sommer so hell — und so kurz.
Schon dunkeln die Weidenstümpfe, die Stoppelfelder, die müden.
Über dem Moor, immer tiefer zum Horizont, im flügelnden Sturz
Ziehen mit klagendem Schrei die Kraniche in den Süden.

Siegfried von Vegesack

„Die Ziele und Aufgaben, die sich aus dem Zerfall des polnischen Staates ergeben, sind dabei, soweit es sich um die deutsche Interessensphäre handelt, etwa folgende:

1. Die Herstellung einer Reichsgrenze, die den historischen, ethnographischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten gerecht wird.

2. Die Befriedung des gesamten Gebietes im Sinne der Herstellung einer tragbaren Ruhe und Ordnung.

3. Die absolute Gewährleistung der Sicherheit nicht nur des Reichsgebietes, sondern der gesamten Interessenzone.

4. Die Neuordnung, der Neuaufbau des wirtschaftlichen Lebens, des Verkehrs und damit aber auch der kulturellen und zivilisatorischen Entwicklung.

5. Die wichtigste Aufgabe aber: eine neue Ordnung der ethnographischen Verhältnisse, das heißt, eine Umsiedlung der Nationalitäten so, daß sich am Abschluß der Entwicklung bessere Trennungslinien ergeben, als es heute der Fall ist.

In diesem Sinne aber handelt es sich nicht um ein Problem, das auf diesen Raum beschränkt ist, sondern um eine Aufgabe, die viel weiter hinausgreift. Denn der ganze Osten und Südosten Europas ist zum Teil mit nichthaltbaren Splittern des deutschen Volkstums gefüllt. Gerade in ihnen liegt ein Grund und eine Ursache fortgesetzter zwischenstaatlicher Störungen. Im Zeitalter des Nationalitäten-Prinzips und des Rassengedankens ist es utopisch, zu glauben, daß man diese Angehörigen eines hochwertigen Volkes ohne weiteres assimilieren könne. Es gehört daher zu den Aufgaben einer weitschauenden Ordnung des europäischen Lebens, hier Umsiedlungen vorzunehmen, um auf diese Weise wenigstens einen Teil der europäischen Konfliktstoffe zu beseitigen. Deutschland und die Union der Sowjetrepubliken sind übereingekommen, sich hierbei gegenseitig zu unterstützen. Die Deutsche Reichsregierung wird es dabei niemals zugeben, daß der entstehende polnische Reststaat irgendein störendes Element für das Reich selbst oder gar eine Quelle von Störungen zwischen dem Deutschen Reich und Sowjetrußland werden könnte."

Adolf Hitler in seiner Rede vor dem Großdeutschen Reichstag
am 6. Oktober 1939.



Führerbildnis

Nach einer Kohlezeichnung von Prof. Otto von Kursell, 1939

Johannes Haller

Bismarck

Als er geboren wurde — es war am 1. April des Jahres 1815 — hatte Deutschland die letzten Reste staatlicher Einheit verloren und stand eben im Begriff, bewußt auf sie zu verzichten, um sich mit einem Ersatzgebilde, einem Bund von souveränen Staaten zu begnügen, denen die Kraft zu gemeinsamem Handeln fehlte, auch wenn ein Wille sie beseelt hätte; es war ein „geographischer Begriff", eine „entmannte Nation" geworden, wie man später treffend gesagt hat. Und als er am 28. August 1898 starb, war dasselbe Deutschland die erste Großmacht des Festlandes, gefürchtet von allen, von vielen umworben, seiner selbst und seiner Kraft bewußt. Das war sein Werk, in wenigen Jahren errichtet zur staunenden Überraschung der ganzen Welt, eine Staatengründung ebenbürtig den größten der Geschichte und ein politisches Meisterstück, das seinesgleichen sucht.

Es war die Erfüllung sehnlichster Wünsche und zwingender Bedürfnisse: Sehnsucht der Besten, die nicht vergessen hatten, was Deutschland einst gewesen, als es noch ein Reich war und einen Kaiser hatte, und die erkannten, was es sein konnte, wenn es sich zur Einheit zurückfand; Bedürfnis der Schaffenden, die sich täglich gehemmt und gedrückt sahen durch die Fesseln und Reibungen einer lähmenden Vielstaaterei; Bedürfnis auch im Hinblick auf die Gefahr, der ein wehrloses Volk zwischen starken Nachbarn immer ausgesetzt ist, der Gefahr des Gebietsverlustes, ja der Aufteilung. Gab es je ein berechtigtes und notwendiges Streben, so war es das deutsche Verlangen nach staatlicher Einheit in einem Zeitalter, in dem allenthalben die Nationen sich zu einigen Staatswesen gestaltet hatten und der Staat vor allem national zu sein trachtete. Was sich für andere von selbst verstand, sollte es den Deutschen versagt sein? Was stand im Wege, daß auch sie ihr Recht erhielten?

Die Hindernisse waren gleichwohl groß, das größte die eigene deutsche Geschichte, gleichsam erstarrt und verkörpert in den deutschen Landesstaaten, dem Ehrgeiz ihrer Herrscherhäuser und dem Sonderbewußtsein ihrer Völker. Deutsch wollten sie zwar alle sein, aber auf ihre Rechte, ihr Eigendasein und ihre Eigenart zu verzichten, waren sie nicht ebenso bereit, und um so weniger, je größer sie waren. Am wenigsten die beiden größten, die Großmächte Österreich und Preußen, deren eine auf Grund ihrer Vergangenheit die Führung in Deutschland beanspruchte, während die andere, ebenfalls kraft ihrer geschichtlichen Leistungen, jede Unterordnung unter einen anderen Staat ablehnte. Der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen war es, der Deutschland am tiefsten spaltete, er war zugleich für die Nachbarn das Vorteilhafteste. Daß Deutschland uneinig und dadurch ungefährlich bleibe, war ein Grundsatz der französischen Politik seit bald zwei Jahrhunderten, ihm verdankte Frankreich seine beherrschende Stellung auf dem Festland. England war der deutschen Einigung nicht günstig, weil ein starkes Deutschland aufhören mußte, Ausbeutungsfeld des englischen Kapitals zu sein, und in Rußland fragte man sich, ob ein Deutsches Reich den russischen Ausdehnungsplänen wohlwollend oder feindlich gegenübertreten, ob es nicht am Ende nach den Landen an der Ostsee greifen würde, die ihm vor Zeiten gehört hatten? Für sie alle, Frankreich, England und Rußland, war es das beste, daß Deutschland blieb, wie es war, und so verfügten sie: auf dem Wiener Kongreß (1815) wurde die Gründung des Deutschen Bundes beschlossen und seine Verfassung dem Friedensvertrag einverleibt. Fortan bildete es einen Bestandteil

des europäischen Staats- und Völkerrechtes, daß Deutschland keinen nationalen Staat haben dürfe.

Wenn er trotzdem geschaffen werden sollte, so konnte er nur aus einer Revolution hervorgehen, im Widerspruch zu den bestehenden Machtverhältnissen Europas und im Widerspruch zur deutschen Geschichte, deren Gang sich seit sechs Jahrhunderten in der Richtung auf Auflösung des Reiches bewegt hatte. Umwälzung und Umkehr allein konnten Deutschland zu dem verhelfen, was es wünschte und brauchte. Sie wurden versucht, als der revolutionäre Märzsturm 1848 über die Lande brauste. Der Versuch scheiterte am Gegensatz von Preußen und Österreich und an dem Einspruch Rußlands. Es blieb beim Deutschen Bund mit allen seinen Mängeln, und das deutsche Volk hatte sich damit abzufinden.

So lagen die Dinge, als Bismarck im September 1862 Ministerpräsident in Preußen wurde. Daß er es wurde, widersprach aller Wahrscheinlichkeit, denn dem König war er nicht genehm. Wilhelm I. hatte sich gegen seine Ernennung gesträubt und ihn erst in der äußersten Not gerufen, um sich selbst die Abdankung zu ersparen. Er sollte ihm aus der Verlegenheit helfen, da das Abgeordnetenhaus die Mittel für die Verstärkung des Heeres verweigerte, die der König als Gewissenspflicht empfand, und da sonst niemand bereit war, die Verantwortung für eine Regierung ohne verfassungsmäßige Grundlage zu übernehmen. Preußen so oder so aus dem Verfassungskonflikt herauszuführen, war die Aufgabe, zu deren Lösung Bismarck berufen wurde. Er selbst hatte sich im stillen eine andere Aufgabe gestellt: er wollte Deutschland einigen, das Deutsche Reich gründen. Das eine schien so aussichtslos wie das andere, Bismarcks genialer Gedanke aber war, die Lösung des einen Problems durch das andere zu unternehmen. Indem er die Durchführung der preußischen Heeresreform trotz des Widerstandes der Volksvertretung sicherte, half er das Werkzeug schmieden, mit dem die Wünsche der deutschen Nation erfüllt werden konnten, und wenn er diese Wünsche erfüllte, mußten auch die Gegner in Preußen sich unterwerfen.

Damit stand er allein. Sie waren alle gegen ihn, das Parlament und die öffentliche Meinung, der Hof und das Herrscherhaus. Selbst der König ließ ihn nur gewähren, weil er ihn nicht entbehren konnte. Seinen alten Kampfgenossen von 1848, den Konservativen, war er durch seine Vorurteilslosigkeit verdächtig, ihnen galt er als der Freund Frankreichs, des Bonapartismus, kurzum der Revolution. Die Liberalen wiederum, die die öffentliche Meinung beherrschten, sahen in ihm nur den ehemaligen Kreuzzeitungsmann und Erzreaktionär. Daß er inzwischen umgelernt hatte, wußten sie nicht. Von seinen letzten Absichten durfte er niemand sprechen. König und Hof wären davor zurückgeprallt. Sie dachten ja die deutsche Einheit durch „moralische Eroberungen" zu verwirklichen, während er sich als Bundestagsgesandter in Frankfurt davon überzeugt hatte, daß die Spaltung Deutschlands zwischen Preußen und Österreich nur zu beseitigen sei, wenn Österreich aus Deutschland ausschied. Das bedeutete den Krieg, den Bruderkrieg, den alle fürchteten, von dem auch die Konservativen nichts wissen wollten. Die Liberalen aber, die sich im Ziel mit ihm hätten finden können, verstanden die Andeutungen nicht, in denen er gelegentlich etwas davon durchblicken ließ, oder sie trauten ihm die Fähigkeit nicht zu, es zu erreichen. Für die einzigartige Genialität seiner Persönlichkeit hatten die wenigsten ein Auge, seine staatsmännische Überlegenheit blieb unerkannt. Man muß die Reden und Zeitungsartikel dieser Jahre nachlesen, um sich einen Begriff zu machen von dem Maß blinder Gehässigkeit, mit der er verkannt und abgelehnt wurde. Als grundsatzloser politischer Abenteurer wurde er verspottet, als freventlicher Glücksspieler verlästert, seine auswärtige Politik hieß „das Gelegenheitsgedicht eines Mannes, der kein Dichter ist", mit dem Führer der Liberalen mußte er sich duellieren, und zuletzt, am Vorabend des größten Sieges, schoß ein liberaler Jude, Cohn, genannt Karl Blind, drei Kugeln auf ihn ab, die ihn getötet hätten, wäre er nicht durch ein Panzerhemd geschützt gewesen.

Wie er ihrer aller Herr wurde, die parlamentarische Opposition beiseite schob, die höfischen Ränke durchkreuzte, König

und Staat wider ihren Willen hinter sich herzog, dem Herrscher den letzten entscheidenden Entschluß, die Mobilmachung gegen Österreich, in stürmischer Auseinandersetzung fast mit Gewalt entriß und so sein Werk vollbrachte, er ganz allein, von wenigen Vertrauten unterstützt, deren keiner ihm auch nur einen Bruchteil der Verantwortung abnehmen konnte, in acht kurzen Jahren vollenden, woran zwei Generationen sich vergeblich abgemüht hatten, das ist eine staatsmännische Leistung, wie es in aller Geschichte nur wenige gegeben hat. In drei aufeinanderfolgenden Kriegen, gleichsam in Vorspiel, Haupthandlung und Nachspiel, wurde zuerst (1864) Schleswig-Holstein von dänischer Herrschaft befreit und eine Wunde geschlossen, die seit 1848 blutete: sodann (1866) Österreich zum Ausscheiden aus Deutschland gezwungen und im Norddeutschen Bund der Grund zur Einheit gelegt; endlich (1870) der Widerstand Frankreichs gebrochen und dem Ganzen die Krone aufgesetzt. Der Verlauf der Ereignisse braucht hier nicht erzählt zu werden, jedermann kennt ihn. Das Werk war vollbracht, die deutsche Einheit, Kaiser und Reich waren da, die Aufgabe war gelöst.

War sie es wirklich? Es hat schon damals nicht an Zweiflern gefehlt, denen die Form nicht gefiel, und in der Folgezeit sind der Kritiker manche aufgestanden und haben den Baumeister getadelt, der das deutsche Haus unfertig gelassen — so sagten die einen —, es auf falsche Grundlagen gestellt hatte — so meinten andere. Sie hatten beide unrecht. Wohl hatte die Verfassung, die Bismarck dem Reiche gab, ihre Mängel, aber ihn deswegen des Versäumnisses oder der Verfehlung anklagen kann nur, wer die Bedingungen seines Handelns nicht kennt. Er hatte geschaffen, was damals nötig und möglich war, und er hatte es nur schaffen können aus dem, was er vorfand. Gewiß war das Reich unfertig, insofern als es die Einzelstaaten bestehen ließ, auf den reinen Einheitsstaat verzichtete und sich mit der Form des Bundesstaates unter preußischer Hegemonie begnügte. Aber mehr war zu jener Zeit nicht erreichbar. Wer die Fürstenhäuser sämtlich hätte beseitigen wollen, hätte nicht nur den Widerspruch des Kaisers herausgefordert und die damals unentbehrliche Freundschaft Rußlands verscherzt, dessen Zar schon an dem Verschwinden von Hannover und Kurhessen Anstoß genommen und sich nur mit Mühe hatte besänftigen lassen. Er hätte, was noch schwerer wog, die Empfindungen des Volkes tief verletzt, das an seinen angestammten Herren hing und nur in der Fortdauer seiner Landesstaaten die Möglichkeit sah, zu bleiben, was und wie es war. In Italien durfte Cavour die Dynastien um des Einheitskönigtums willen hinwegfegen, sie waren fremden Ursprungs und wurzelten nicht im Lande; Bismarck konnte nicht so verfahren. Für ihn handelte es sich darum, zwischen den Ansprüchen der Einzelstaaten und den Bedürfnissen der Gesamtnation den Ausgleich zu finden, und er hat ihn gefunden. Er hat nicht gemeint, damit das letzte Wort zu sprechen, vielmehr die Bahn für weitere Entwicklung freigelassen, die auch nach seiner Ansicht die Richtung auf den Einheitsstaat nehmen sollte. Er hatte, wenn man will, auf halbem Wege halt gemacht, aber nicht, damit das Reich für immer dort stehen bleibe, sondern damit es weiterschreite, sobald die Zeit dafür reif sei. Man wird ihm nicht gerecht, wenn man sein Werk, wie es Zeitgenossen von 1870 oft getan haben, für abgeschlossen hält. Das Große an Bismarck ist gerade das feine Augenmaß, das ihm erlaubte, für den Augenblick sich mit dem Notwendigen und ohne Gefährdung Erreichbaren zu begnügen und das, was darüber hinaus wünschbar blieb, der Zukunft zu überlassen. Wir, die wir erlebt haben, daß es eines völligen Zusammenbruchs und zweier Revolutionen bedurfte, um die Einzelstaaten mit ihren mehr oder weniger großen Sonderansprüchen verschwinden und den reinen Einheitsstaat erstehen zu lassen, wir ermessen die Weisheit, mit der Bismarck das geschichtlich Gewordene zu schonen und doch zugleich den Anforderungen der neuen Zeit zu genügen verstanden hat.

Am lautesten war zeitweilig der Vorwurf zu hören, er habe für den Reichsbau nicht den richtigen Grund gewählt, indem er ihn nicht auf dem Boden der Demokratie errichtete, der die Zukunft

gehörte, sondern ihn an die preußische Militärmonarchie anlehnte, die — so hieß es — nur noch Vergangenheit sei. Dieses Reich sei schon bei seiner Entstehung veraltet, im Grunde nicht lebensfähig und sein Zusammenbruch früher oder später unvermeidlich gewesen. Erstaunlich, daß eine Behauptung so oft aufgestellt werden und so viel Beifall finden konnte, die den handgreiflichen Tatsachen ins Gesicht schlägt. Ist doch Bismarck es gewesen, der in die Fundamente der Reichsverfassung das demokratischste Element einbaute, das die Staatslehre kennt, das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht. Er ging damit weiter, als der großen Mehrheit der Gebildeten damals recht war, er hat das große Zugeständnis an die Demokratie nicht bloß gegen den Widerspruch der Konservativen, auch gegen die Wünsche der Liberalen durchgesetzt. Freilich gedachte er damit nicht die Macht im Staat, Regierung und Politik, den Massen auszuliefern. Die Verfassung, die er schuf, folgte dem Grundsatz, zu dem er sich schon in der Konfliktszeit immer bekannt hatte, nach dem er auch den Konflikt schließlich beendete, als er sich nach dem Siege über Österreich und der Gründung des Norddeutschen Bundes für die nicht verfassungsmäßige Regierung der letzten Jahre Indemnität erteilen ließ. Seine Formel für das Verfassungsleben des deutschen Staates hieß Gleichgewicht zwischen Krone und Volksvertretung. Sie sollen einig sein; gelingt das nicht, so entscheiden die Tatsachen, wer recht hat, und der Unterlegene hat sich ihrem Spruch zu unterwerfen. Nach der gleichen Formel sollte auch das Deutsche Reich regiert werden: neben den Bundesfürsten stand gleichberechtigt der Reichstag. Sein Gewicht durch das allgemeine Wahlrecht zu verstärken, erschien notwendig, solange man nicht wußte, wie die Fürsten das Opfer ertragen würden, das ihnen die Gründung des Reiches zugemutet hatte. Gegenüber ihrer heimlichen oder offenen Auflehnung gegen Unterordnung unter Preußen, mit der man nach den Erfahrungen der Vergangenheit rechnen mußte, bedurfte es des Rückhalts am Volk, dessen Stimme im Reichstag unmittelbar gehört wurde. So dachte sich's Bismarck, aber von Anfang an hat er keinen Zweifel darüber gelassen, daß in seinen Augen das demokratische Wahlrecht ein Versuch sein sollte. Den meisten erschien damals dieser Versuch zu gewagt, Bismarck war anderer Meinung. Er vertraute der Einsicht und dem Patriotismus des deutschen Volkes, daß es das dargebotene Geschenk nicht mißbrauchen und seinen Anteil an der Regierung zum Wohl des Ganzen ausüben werde. Wenn man, wie es in seiner bilderreichen Sprache hieß, Deutschland in den Sattel setze, werde es schon reiten können. Er hat sich mit der Zeit davon überzeugen müssen, daß er sich geirrt hatte. Die Erfahrungen lehrten ihn, daß Deutschland nicht reiten konnte und das Reiten auch nicht lernte. Anstatt die nationale Regierung zu stärken, erwies sich der Reichstag immer mehr als ein Hindernis, während die Besorgnisse vor dem Widerstreben der Fürsten sich als grundlos herausstellten. Bismarck hat für seine Person die Folgerung daraus gezogen: er war bereit, den mißlungenen Versuch rückgängig zu machen und der Verfassung eine andere Gestalt zu geben, in der das Gewicht der verbündeten Regierungen stärker wirken, die Stimme der Nation gedämpfter erklingen sollte. Ob ihm das gelungen wäre und ob, wenn es gelang, das Ergebnis befriedigt haben würde, steht dahin, denn zur Ausführung seiner Absicht ist er nicht mehr gekommen.

Im Besitz der Erfahrungen von zwei Menschenaltern können wir auch hierüber sicherer urteilen. Die Geschichte hat gezeigt, daß das deutsche Volk die weitgehenden Rechte, die ihm durch die Verfassung gegeben waren, nicht zum Besten des Reichs auszuüben verstanden hat. Es hat die zunehmende Mißregierung unter Bismarcks Nachfolgern nicht gehindert, hat sie gebilligt und sogar gesteigert, und hat, als ihm durch die Revolution die Regierung selbst ausgeliefert wurde, seine Unfähigkeit vollends offenbart. Das liberale Verfassungsschema der westlichen Staaten — das ist die schmerzlich erlebte Lehre unserer Geschichte — eignet sich nicht für die Deutschen, und Bismarck hatte hundertmal recht, als er den preußischen Militärstaat zum Pfeiler des deutschen Reiches machte, getreu der alten Weisheit, daß ein Staat am sichersten

durch die Kräfte erhalten wird, durch die er geschaffen ist. Das preußische Heer war es, das bei Königgrätz und Sedan die deutsche Einheit erkämpfte, zum deutschen Heer geworden, hat es noch im Dienste einer verkehrten Politik und eines morsch werdenden Staates durch seine Taten im Weltkrieg die Welt zur Bewunderung gezwungen.

Wer Bismarcks Lebenswerk überblickt, verweilt vor allem bei den acht Jahren der Neuschöpfung. Ihnen folgte eine viel längere Zeit — zwanzig Jahre — die der Erhaltung des Geschaffenen gewidmet war. Die Aufgabe war von Anfang an nicht leicht und wurde mit den Jahren schwieriger. „Was wir in fünf Jahren errungen haben, werden wir fünfzig Jahre lang mit dem Schwert verteidigen müssen“, hatte Moltke gesagt. Daß das neue Deutsche Reich zunächst mit Argwohn angesehen wurde, ist nicht zu verwundern. Durch drei rasch aufeinander folgende Kriege war es entstanden, Dänemark, Österreich, Frankreich hatte es besiegt, war stärker als alle Nachbarn — wer würde das nächste Opfer sein? Bismarck gelang es, diese Befürchtungen zu zerstreuen und Europa allmählich davon zu überzeugen, daß Deutschland gesättigt sei und keine Eroberungen wolle, so daß er schließlich als Hüter des Friedens angesehen wurde. Dennoch war die Lage des Reiches nach außen nicht gesichert. Frankreich grollte keineswegs nur wegen der erlittenen Niederlage und des Verlustes von Elsaß und Lothringen, deren Erwerb Bismarck für nötig gehalten hatte, um für den nächsten Krieg, den er voraussah, eine bessere strategische Ausgangsstellung zu gewinnen. Rache für Sedan, Wiedergewinnung der zwei Provinzen war nur das volkstümliche Feldgeschrei, dahinter verbarg sich die Absicht, das Deutsche Reich zu zerstören. Denn zu dem Glaubenssatz der französischen Königspolitik, daß nur ein zersplittertes, ohnmächtiges Deutschland für Frankreich die nötige Sicherheit biete, bekannte sich auch die Republik. Auf der anderen Seite fühlte Rußland sich enttäuscht, als es in seiner Gegnerschaft gegen Österreich-Ungarn bei Deutschland die Unterstützung nicht fand, auf die es als Dank für die 1870 bewiesene Freundschaft ein Recht zu haben glaubte. Von dem Kongreß in Berlin (1878), auf dem die europäische Führerschaft Deutschlands und Bismarcks sichtbar zum Ausdruck gekommen war, schieden die Russen mit dem Gefühl, vom Freunde im Stich gelassen zu sein. Seitdem erblickte der russische Nationalismus im Deutschen Reich den Gegner, der ihn an der Erreichung seiner natürlichen Ziele hinderte. Wie nahe lag die Gefahr, daß französischer und russischer Chauvinismus sich die Hand reichten! Bismarck hat alles daran gesetzt, diese Gefahr zu beschwören; er wußte, was ein Krieg auf zwei Fronten bedeutete und wollte ihn Deutschland ersparen. Dagegen sollte das Bündnis mit Österreich-Ungarn Schutz bieten, das er 1879 gegen das heftige Sträuben seines alten Kaisers zustande brachte. Es brachte die gewünschte Stärkung, aber es enthielt zugleich den weiteren Gefahrenkeim, daß das Reich in die österreich-russische Gegnerschaft auf der Balkanhalbinsel verwickelt wurde. Dies zu vermeiden und doch eine Einigung Rußlands und Österreichs auf deutsche Kosten zu verhindern, der sich Frankreich sofort angeschlossen haben würde, war seine Hauptsorge, er hat es in seinem literarischen Vermächtnis, den „Gedanken und Erinnerungen“, als wichtigste Aufgabe seinen Nachfolgern dringend ans Herz gelegt. Sein unausgesprochenes Ziel, sein europäisches Ideal, das Bündnis des Deutschen Reiches mit England, das den Frieden der Welt auf absehbare Zeit gesichert haben würde, hat er nicht erreicht. Im Jahre 1889 war er ihm so nahe gekommen, daß man glauben konnte, der Abschluß sei nur eine Frage der Zeit. Es sollte nicht sein.

Auf das Ende seiner staatsmännischen Laufbahn fällt ein tiefer Schatten, da seinem Wirken der Abschluß fehlt. Nicht ganz ohne eigenes Verschulden. Die Kunst der Menschenbehandlung, die er in jungen Jahren so meisterhaft beherrschte, versagte dem Greise gegenüber einem jungen Kaiser, der den Satz, daß der Herrscher regiere, den Satz, dem Bismarck selbst in Preußen und im Reich Geltung erkämpft hatte, auch gegenüber dem Gründer des Reiches buchstäblich wahrmachen wollte. Ein scharfer persönlicher Zusammenstoß, bei dem Bismarck

die schuldige Ehrerbietung gegen den Monarchen vergaß, gab den Ausschlag; er wurde entlassen und mußte noch acht Jahre lang zusehen, wie das feine Kunstwerk der deutschen Politik von ungeschickten Händen verdorben wurde. Aber nicht erst damals sind ihm Zweifel gekommen, ob dem Bau, den er errichtet hatte, Dauer beschieden sei. Mehr und mehr vermißte er im Volk die Eigenschaften, deren es bedurft hätte, um den Gefahren der nahen Zukunft siegreich zu begegnen. Immer unerfreulicher gestaltete sich vor seinen Augen das innerpolitische Bild, beherrscht vom Anwachsen der Sozialdemokratie, die den Umsturz von Staat und Gesellschaft offen als ihr Ziel bekannte, während das Bürgertum, gespalten durch Gegensätze politischer und religiöser Überzeugung, wie man sie in solcher Schärfe seit einem Jahrhundert nicht mehr gekannt hatte, ohne es zu wissen und zu wollen, an der Zerstörung mitarbeitete. Da hat er sich wohl gefragt, ob er der Nation nicht zuviel zugemutet habe, als er sie nötigte, aus einem Volk von Kleinstaatsbürgern ein Weltvolk zu werden, das mit den älteren, erfahreneren Völkern den Wettbewerb zu bestehen vermochte. Die Sorge wuchs, seit er der Möglichkeit beraubt war, in tätigem Handanlegen das Seine zu tun, um dem drohenden Unheil zu wehren. Da hat man ihn sagen hören, zwanzig Jahre nach seinem Tode wünsche er aufzustehen, um zu sehen, was aus dem Deutschen Reich geworden sei. Wäre ihm der Wunsch erfüllt worden, so hätte er eben noch Zeuge sein können, wie dieses Reich außen und innen zusammenbrach. Und doch hat ihn die trübe Ahnung betrogen: das Reich ist nicht untergegangen, die Einheit der Nation ist erhalten geblieben, sie hat den Sturz überstanden und sich aus ihm stärker und zukunftsreicher wiedererhoben. Bismarcks Schöpfung hat den Zweifel ihres Schöpfers zuschanden gemacht, sie hat sich im Unglück erst recht lebenskräftig und entwicklungsfähig erwiesen, als der rechte Mann gekommen war, sie fortzuführen und zu vollenden. Das erfahren wir heute, mit uns erfährt es die Welt, und daraus schöpfen wir die Zuversicht: das Deutschland Bismarcks lebt und wird leben, wachsen und gedeihen bis ans Ende der Tage.

Erde . . .

Erde, wo immer, war Heimat von Irgendwem,
der diesen Brunnen geliebt, diese Giebelföhren . . .
Allerorts reden die Steine vom Ehedem —
Liegt es an uns, wenn wir ihre Sprache nicht hören?

Heimat läßt nicht sich erwählen wie ein Gewand,
breiten sich noch so lockend die reicheren Säume.
Wir doch gehören für immer dem ernsten Land
unserer Kindheit, unserer Gräber und Träume . . .

Einer Erde sind Teil wir und wesensgleich,
eine nur elterlich ist uns zu lieben erbötig.
Alle Erde ist Anteil am Himmelreich,
Acker und Erbhof, und hat unsre Liebe nötig.

Erde ist nie so fremd, daß wir nicht ihr Freund
würden im Grunde, der aller Tiefen Vollendung.
Erde, wo immer Sonne sie auftaut und bräunt,
wartet auf Saat; und Saat sein ist unsere Sendung.

Erde ist nie ohne Dank und so dürftig nie,
daß sie nicht Zukunft trüge dem Überwinder.
Erde mußt du erdienen, dann darfst du sie
küren zur Mutter-Erde für deine Kinder — — —

Gertrud von den Brincken

Freiherr von Freytagh-Loringhoven

Deutschlands Weg

Es ist ein langer, steil aufwärts führender Weg, den Deutschland in den Jahren von 1933 bis 1939 durchschritten hat.

Als das Dritte Reich ihn antrat, sah die Welt zwar in manchem anders aus als 1919, da die alliierten und assoziierten Mächte ihm ein unmenschliches und ungerechtes Diktat aufgezwungen hatten. Gewiß hatte die Zeit ihr Werk getan. Die Kriegspsychose war gewichen, und Deutschland war nicht mehr von dem hemmungslosen Haß umlauert, der in den ersten Nachkriegsjahren der internationalen Politik sein Brandmal aufgeprägt hatte. Aber immer noch war in seinen einstigen Gegnern der Wille lebendig, das Werk von Versailles aufrechtzuerhalten, Deutschland die Gleichberechtigung zu versagen und es an der Entfaltung seiner natürlichen Kräfte zu hindern.

Nicht minder bedrohlich war der Geist, der im Reiche selbst die Herrschaft an sich gerissen hatte. Wenn die Verworrenheit der innerpolitischen Verhältnisse, der wirtschaftliche Niedergang, die Arbeitslosigkeit von sieben Millionen seiner Bürger, die ständig wachsende kommunistische Gefahr sein Dasein von innen heraus gefährdeten, so hatte zugleich unter den Regierenden wie in weiten Schichten des Volkes eine Denkweise Platz gegriffen, die den Verzicht auf die Wiedergewinnung der Freiheit in sich schloß. In steigendem Maße kam die Bereitwilligkeit zur Geltung, sich mit dem Versailler Diktat abzufinden und sich in die 1919 zu Paris geschaffene Mißordnung einzugliedern. Man kämpfte nicht mehr gegen das System von Versailles. Man suchte nur noch einzelne seiner Härten zu mildern. Es war das nicht, wie in der Abwehr gegen die Angriffe der nationalen Opposition behauptet wurde, bloß eine Taktik, die man dem Auslande gegenüber befolgte und deren letztes Ziel gewesen wäre, jenes System allmählich aus den Angeln zu heben. Vielmehr glaubte man wirklich, sich ihm unterwerfen und sich ihm anpassen zu müssen, und man war wirklich gewillt, sich in seinem Rahmen ein Dasein zu schaffen, das nicht schlechtweg unerträglich sein würde. Gerade darin lag die schwerste Versündigung der Stresemann und Brüning, eine Versündigung, die unendlich viel gefährlicher war als die blinde Erfüllungsbereitschaft der ersten Nachkriegsjahre, die mit den Namen Rathenau und Wirth verknüpft ist. Verstieß diese doch so augenscheinlich gegen Recht und Ehre, schuf sie doch so unmögliche Zustände, daß sie nicht von Dauer sein konnte. Tatsächlich rief sie denn auch schon in den Reichstagswahlen von 1924 ein erstes starkes Aufwallen des nationalen Gedankens hervor. Jene Politik der Eingliederung und Anpassung hingegen, die nur auf die Milderung der drückendsten, von jedem einzelnen empfundenen Härten abzielte, die zuerst sogar zu einer wirtschaftlichen Scheinblüte führte, wirkte einlullend und einschläfernd auf das nationale Gewissen. Sie gewöhnte das deutsche Volk fast unmerklich an die Sklaverei, in der es dahinlebte. Diese Politik, die im Dawes-Pakt, in den Locarno-Verträgen, im Eintritt Deutschlands in die Liga der Nationen ihren Ausdruck fand, ist in ihren Auswirkungen von keinem Geringern als dem französischen Außenminister Briand gekennzeichnet worden, als er am 8. November 1929 vor der Kammer und am 21. Dezember vor dem Senat darlegte, daß die von ihm Deutschland gegenüber eingeleitete Taktik der Verständigung sicherer zum Ziele führe als die von seinen Vorgängern angewandte Methode der Drohung und Vergewaltigung. Man könne, so führte er aus, ein großes Volk für die Dauer nicht unter Zwang halten. Man müsse es vielmehr dazu bewegen,

daß es sich mit seiner Lage abfinde und aus freiem Willen den ihm auferlegten Beschränkungen zustimme. Gerade das sei jetzt gelungen. Der Versailler Vertrag sei nicht erschüttert. Er sei durch Locarno und Genf neu gefestigt, und die Lücken, die er ursprünglich enthielt, seien mit Deutschlands Zustimmung ausgefüllt.

Es war richtig, was Briand behauptete, und nichts konnte kennzeichnender für den Geist der damals Regierenden sein als die Tatsache, daß diese seine Ausführungen von ihrer Presse, die sonst diensteifrig jedes seiner Worte nachdruckte, der deutschen Leserschaft sorgfältig verschwiegen wurden.

Im Sommer 1932 machte sich ein erster Ansatz zu einer Besserung bemerkbar. Am 30. Mai trat Brüning zurück, und statt seiner wurde Herr von Papen zum Reichskanzler ernannt, während der Londoner Botschafter Freiherr von Neurath das Auswärtige Amt übernahm. Jetzt wurde auf der Abrüstungskonferenz ein neuer Ton angeschlagen. Deutschland verweigerte seine fernere Mitarbeit, falls nicht seine Gleichberechtigung förmlich anerkannt würde. Zugleich gelang es, auf der Lausanner Konferenz, die am 16. Juni zusammentrat und bis zum 9. Juli tagte, eine Neuregelung der Reparationsfrage zu erreichen. Der Young-Plan war tatsächlich schon durch das Hoover-Moratorium vom 21. Juni 1931 hinfällig geworden, und nun fanden sich die Gläubigermächte bereit, auf weitere Reparationszahlungen zu verzichten. Allerdings wurde eine Abschlußzahlung von 3 Milliarden Mark ausbedungen. Aber die von Deutschland auszustellenden Schuldverschreibungen sollten nicht vor Ablauf von 3 Jahren und nur zu einem Kurse von mindestens 90 Prozent begeben werden. Es ist überflüssig zu sagen, daß 1935 ganz unabhängig von der internationalen Börsenlage eine Verwirklichung dieser Klausel nicht mehr in Frage kam.

So war denn das trübe Kapitel der Reparationen zum Abschluß gelangt. Aber dieses Ergebnis hatte nicht der gute Wille der Gläubigerstaaten, der Aussaugung Deutschlands ein Ende zu setzen, gezeitigt, auch nicht die Erkenntnis, daß Deutschland längst sehr viel mehr gezahlt hatte, als nicht nur im Wilson-Programm, sondern auch im Versailler Vertrage vorgesehen war. Den Ausschlag hatte die Tatsache gegeben, daß die gesamte Weltwirtschaft am Reparationswahnsinn zugrunde ging, daß insbesondere die Wirtschaft der Gläubigerstaaten weder die Goldzahlungen, noch die Warenlieferungen, die ihnen ohne Gegenleistung zuflossen, aufzunehmen imstande war. Der Young-Plan hatte sich als ebenso unbrauchbar erwiesen wie vorher schon der Dawes-Plan.

Wie wenig Versöhnlichkeit und politische Vernunft für diese Neuregelung bestimmend gewesen waren, wie starr die einstigen Feindstaaten immer noch an Versailles festhielten, zeigte der fanatische Haß, der 1933 aufflammte, als ein neues Deutschland erstand und keinen Zweifel an dem Willen ließ, sich aus den Fesseln des Friedensdiktates zu befreien. Damit verband sich die Propaganda der Demokraten, Marxisten und Juden, denen nun die Herrschaft entwunden war. So erwuchs eine Kreuzzugsstimmung, durch die die Gefahr eines neuen Weltkrieges heraufbeschworen wurde. Wenn er verhütet werden konnte, lag das nicht an der Friedensliebe der Gegner, lag es nur an ihrer Unentschlossenheit und an dem innern Zwist, von dem Frankreich damals zerrissen war, lag es vor allem an dem meisterhaften Schachzuge, den Deutschlands Führer in seiner Reichstagsrede vom 17. Mai 1933 tat. Durch ihn wurde die internationale Debatte von neuem in das Bett der Abrüstung gelenkt. Aber gerade im Rahmen der Genfer Konferenz trat der Mangel an Verständigungsbereitschaft auf seiten der Westmächte so grell zutage, daß Deutschland, wenn es sich nicht zu einem unwürdigen Spiel hergeben wollte, genötigt war, die Konferenz zu verlassen und zugleich aus der Liga der Nationen auszuscheiden. Nun hatte es seine Handlungsfreiheit wiedergewonnen. Aus eigenem Recht konnte es jetzt Waffen zu seiner Verteidigung schmieden. Zugleich sicherte es durch den Vertrag mit Polen seine Ostgrenze. Dessen ungeachtet blieb es zu einer Verständigung bereit und ließ sich zu neuen Verhandlungen mit England und Frankreich herbei. Doch diese mißbrauchten das ihnen erwiesene

Entgegenkommen und verstärkten, obwohl die Besprechungen in der Schwebe waren, ihre Rüstungen unter Berufung auf die deutsche Gefahr. Da kam als Antwort die Tat des 16. März 1935: Deutschland stellte seine Wehrhoheit wieder her.

Die Westmächte antworteten mit einem Aufschrei der Entrüstung. Aber die Entschließungen, die in Stresa und in Genf gefaßt wurden, blieben auf dem Papier. Sie konnten nicht in Taten umgesetzt werden, weil die Einigkeit der Westmächte dahin war, weil die Liga der Nationen vor einer Erschütterung ihrer Grundfesten stand. Der abessinische Krieg kündigte sich an, und als dann ein halbes Jahr später die italienischen Truppen die Grenze überschritten, war die Liga unfähig zum Handeln geworden, war sie innerlich zerrissen und entkräftet durch den Streit um die Sanktionen. Damit war auch die Waffe zerbrochen, deren Frankreich sich gegen Deutschland hatte bedienen wollen. Zugleich führte der Krieg Deutschland und Italien in Erkenntnis ihrer innern Verwandtschaft und der Gemeinsamkeit ihrer Ziele zusammen.

Aber Frankreich gab keine Ruhe. Unermüdlich suchte es, das Netz von Bündnissen zu erweitern, mit dem es Europa umstrickt hatte. Nun, da Polen ihm nicht mehr als Werkzeug dienen wollte, schloß es den Beistandspakt vom 2. Mai 1935 mit Sowjetrußland und hob damit die Locarno-Verträge aus den Angeln. Wieder zog Deutschland die Schlußfolgerung. Nachdem die Kammer ihre Zustimmung erteilt hatte und die des Senats in sicherer Aussicht stand, stellte der Führer und Reichskanzler am 7. März 1936 die Hinfälligkeit der Locarno-Verträge fest und verkündete zugleich, daß nun Deutschland an die Bestimmungen über die Entmilitarisierung des Rheinlandes nicht mehr gebunden sei. In derselben Stunde ließ er deutsche Truppen in das Rheinland einmarschieren und stellte so Deutschlands Souveränität in den eigenen Grenzen wieder her. Er vollendete das Werk durch die Beseitigung der Beschränkungen, die auf den deutschen Strömen, auf der Reichsbahn und der Reichsbank lasteten, und tilgte am 30. Januar 1937 die Schmach der Kriegsschuld, indem er das erzwungene deutsche Bekenntnis zu ihr feierlich widerrief.

Mittlerweile hatte Italien sein Ziel erreicht und Abessinien seinem neuen Imperium eingegliedert. Aber kaum war der afrikanische Krieg beendet, als in Spanien der Bürgerkrieg ausbrach, der die Gefahr einer Umklammerung Europas durch den Kommunismus deutlich erkennen ließ. Im Londoner Nichteinmischungs-Ausschuß arbeiteten und stritten Deutschland und Italien Schulter an Schulter. Daraus erwuchs eine enge Gemeinschaft, die im Bilde der Achse Berlin-Rom ihren Ausdruck fand. Zugleich entstand, wiederum im Kampf gegen die zerstörenden Gewalten des Kommunismus, das Dreieck Deutschland-Italien-Japan.

Nun reifte zu Beginn des Jahres 1938 das österreichische Problem seiner Lösung entgegen. Das Regime, das mit den Namen Dollfuß und Schuschnigg verknüpft war, brach zusammen. Nicht äußerer Druck führte dazu, sondern die innere Schwäche eines Systems, das von der erdrückenden Mehrheit des eigenen Volkes abgelehnt wurde. Eine neue rechtmäßige Regierung rief Deutschlands Hilfe an, und am 12. März überschritten deutsche Truppen unter dem Klange der Glocken und dem Jubel des Volkes die Grenzen. Die alte Ostmark, die zwei Menschenalter vorher Bismarck hatte ausschließen müssen, weil anders die Wiedergeburt des Reiches nicht möglich war, kehrte heim. Die unvermeidliche Folge dieses Ereignisses aber war, daß nun auch die sudetendeutsche Frage aufgerollt wurde. Dank Österreichs Eingliederung war der zu Paris unter Mißachtung des Selbstbestimmungsrechts der 3,5 Millionen Deutscher, der Magyaren, Polen und Ukrainer geschaffene künstliche tschechische Staat von deutschem Gebiet umklammert. In dem dumpfen Bewußtsein, daß seine Gewaltherrschaft sich nicht länger aufrechterhalten ließ, aber fern der Erkenntnis, daß nur der freiwillige Verzicht auf sie eine friedliche Lösung bringen konnte, beging Prag Fehler auf Fehler. Es verzögerte die Verhandlungen mit den Minderheiten, entfesselte die Straße, ließ blutigen Terror walten. Es hoffte auf die Hilfe Frankreichs, den Beistand der Sowjetunion und tat alles von ihm

Abhängende, um einen europäischen Krieg, einen Weltbrand zu entfesseln. Deutschlands friedliebende und doch vor den letzten Schlußfolgerungen nicht zurückschrekkende Haltung, Italiens Entschlossenheit, ihm zur Seite zu stehen, und die — damals vorhandene — Einsicht des britischen Premierministers Chamberlain vermochten in letzter Stunde das Unheil zu verhüten. Am 29. September trafen in München die Regierungshäupter Deutschlands, Frankreichs, Großbritanniens und Italiens zusammen, und aus ihrer Beratung ging jenes Abkommen hervor, das dem Selbstbestimmungsrecht der in der Tschecho-Slowakei zusammengepferchten Völker zur Geltung verhalf. Nun kehrten auch die Sudetendeutschen heim, und das zwei Jahrzehnte vorher niedergebrochene, von den Feinden geknechtete und ausgesogene Reich war in neuem Glanz und in neuer Kraft als Großdeutschland erstanden.

Das Münchener Abkommen bedeutete zugleich das Ende der Mißordnung von 1919 und das Versagen des Bündnissystems, durch das Frankreich seine Vorherrschaft in Europa hatte sichern wollen. Polen und Belgien hatten sich bereits der französischen Vormundschaft entzogen, und Jugoslawien hatte Brücken zu Italien wie zu Deutschland geschlagen. Schon dadurch hatte die Kleine Entente an Bedeutung als Träger der französischen Politik im Südosten verloren. Nun schien auch die Tschecho-Slowakei aus der Front ausscheiden und die Verständigung mit Deutschland suchen zu wollen. Selbst Litauen, bisher der Vasall Frankreichs im Nordosten, erkannte die Zeichen der Zeit und schickte sich an, das schwere Unrecht gutzumachen, das es dem deutschen Memellande zugefügt hatte.

Deutschland hatte schon 1936 einen Friedensplan vorgelegt, der nach dem Fortfall der Locarno-Verträge eine Neuordnung Europas ermöglichen sollte. Die Mächte sagten seine Prüfung zu, gingen dann aber stillschweigend über ihn hinweg. Jetzt zeigte Deutschland sich abermals bereit, eine Verständigung herbeizuführen, die eine europäische Zusammenarbeit sichern sollte. Im unmittelbaren Anschluß an das Münchener Abkommen vereinbarte der Führer und Reichskanzler mit dem britischen Premierminister eine Erklärung, die die psychologischen Grundlagen für eine Annäherung und einen Ausgleich zwischen Deutschland und England schaffen sollte. Dasselbe Ziel verfolgte eine deutsch-französische Vereinbarung, die am 6. Dezember in Paris unterzeichnet wurde. Doch in England wie in Frankreich waren Kräfte am Werk, die eine Überbrückung der Gegensätze zu hindern suchten. Dazu kam ein Zusammenprall zwischen Frankreich und Italien, in dem es um lebenswichtige Interessen des neuen Imperiums ging. Frankreich berief sich, wie so oft, auf sein formales Recht und verweigerte im Vertrauen auf das britische Bündnis jedes Entgegenkommen. Das konnte nicht ohne Einfluß auch auf die deutsch-französischen Beziehungen bleiben.

So war die allgemeine Lage zu Beginn des Jahres 1939 wieder gespannt, und bald sollte sich erweisen, daß die Gegner einer friedlichen Neuordnung nach wie vor am Werke waren. Aber Deutschland griff entschlossen und kraftvoll zu und erstickte den glimmenden Funken, bevor er zum Brande werden konnte. Vom Staatspräsidenten und dem verantwortlichen Außenminister der Tschecho-Slowakei in letzter Stunde angerufen, ließ es seine Truppen die Grenze überschreiten, nahm Böhmen und Mähren unter seinen Schutz und stellte so einen Zustand wieder her, der ein volles Jahrtausend hindurch bestanden hatte. Zugleich ließ es damit den alten Gedanken des Imperiums wieder aufleuchten.

Nur wenige Tage später brachte Deutschland dem Memellande die Freiheit.

England und Frankreich protestierten gegen die vermeintliche Vergewaltigung der Tschecho-Slowakei, die ihnen als Vorposten gegen Deutschland hatte dienen sollen. Als das wirkungslos verhallte, suchte England eine neue Einkreisung Deutschlands in die Wege zu leiten. Obgleich es zunächst auf Zurückhaltung und Ablehnung stieß, spann es seine Fäden weiter. Tatsächlich gelang es ihm, Polen in seinen Bannkreis zu ziehen, das in Überschätzung der eigenen Kraft und im Vertrauen auf die Hilfe der Westmächte Deutschlands Vorschläge ablehnte, durch

die eine gerechte Lösung des Danziger und des Korridor-Problems herbeigeführt werden sollte. Polen ließ sich von England zuerst seine Sicherheit gewährleisten und vereinbarte dann eine gegenseitige Beistandsleistung, die später in einen Bündnisvertrag ausmünden sollte. Auch Griechenland und Rumänien fanden sich bereit, ein englisch-französisches Garantieversprechen entgegenzunehmen, und die Türkei schloß mit England wie mit Frankreich Beistandsverträge ab. Aber dann trat eine Stockung ein. Die von Frankreich unterstützten Bemühungen Englands, sich mit der Sowjetunion zu einigen und durch ihren Beitritt zur Einkreisungsfront den Ring um Deutschland zu schließen, scheiterten. Moskau erkannte, daß ihm ein erhebliches Risiko aufgeladen werden sollte, ohne daß es irgendwelche Vorteile hätte erwarten dürfen. So kam es im Gegenteil zu einer Verständigung zwischen ihm und Deutschland, durch die der ganze Einkreisungsplan zunichte gemacht wurde. Trotzdem entfesselte Polen, ermutigt durch den ihm von England erteilten Freibrief, den Krieg, der ihm den Untergang, den von ihm geknechteten Deutschen die Freiheit, Danzig die Heimkehr ins Reich brachte.

England und Frankreich nahmen die Abwehr des polnischen Angriffs zum Anlaß, um Deutschland den Krieg zu erklären. Ungeachtet des von Deutschland bekundeten ernsten Friedenswillens führten sie ihn fort, auch nachdem Polen niedergeworfen war, trotzdem seine Sinnlosigkeit und Aussichtslosigkeit nun auf der flachen Hand lag . . .

Die Wiedererlangung der Wehrhoheit, die Wiederaufrichtung der deutschen Souveränität am Rhein, der Anschluß der Ostmark und des Sudetenlandes, die Angliederung Böhmens und Mährens, die Heimkehr des Memellandes, Danzigs und Ostoberschlesiens, die Befreiung der Deutschen in Westpreußen und Posen vom polnischen Joch und damit verbunden die Befriedung der deutschen Ostgrenze — das sind die großen Etappen, über die Deutschlands Weg geführt hat.

Gewiß hat das Glück Deutschland in diesen Jahren zur Seite gestanden. Das zugeben, heißt nicht, die Weisheit und Tatkraft seiner Führung, die willige Leistung seines Volkes verkleinern. Schuf doch die Gunst der Umstände nur die äußeren Voraussetzungen für die Taten, deren Zeugen wir waren. Diese Taten aber erwuchsen aus dem Geist und dem Willen des Mannes, in dessen Hand Deutschlands Geschick liegt, und bleiben deshalb sein geschichtliches Verdienst.

Es mag zwar sein, daß Deutschland die Ziele, die es anstrebte, nicht so bald und nicht auf den gleichen Wegen hätte erreichen können, wenn die internationale Lage sich anders gestaltet hätte, als tatsächlich in diesen Jahren der Fall war. Wenn die Liga der Nationen nicht durch den abessinischen Krieg gespalten worden wäre, wenn sich nicht ein Gegensatz zwischen Italien auf der einen, England und Frankreich auf der andern Seite aufgetan, wenn der spanische Bürgerkrieg die neue Konstellation der Mächte und die Entstehung der Achse Berlin-Rom nicht gefördert hätte, so wäre wahrscheinlich manches anders gekommen. Aber es wäre ein müßiges Spiel, wollte man Betrachtungen darüber anstellen, was dann eingetreten wäre und welche Möglichkeiten sich in einem solchen Falle Deutschland geöffnet hätten. Die Ereignisse sind nun einmal so gelaufen, und Deutschland hat die Gelegenheiten, die ihm das Schicksal bot, zu ergreifen gewußt. Das ist das Entscheidende, und niemand vermag dem deutschen Volke den Glauben und die Zuversicht zu nehmen, daß das Schicksal ihm auch fernerhin nicht weniger als bisher und nicht weniger als anderen Völkern die Hand bieten und daß sein Führer wie in den hinter uns liegenden Jahren so auch in Zukunft die hohe Gabe bewähren wird, die Gunst des Augenblicks zu erkennen und in kraftvoller Tat zu nutzen. Darum darf Deutschland, gestützt auf seine junge und zugleich von stolzer Überlieferung getragene Wehrmacht, heute, da es wieder im Kampfe steht, voll Vertrauen in die Zukunft blicken, darf der Überzeugung leben, daß es diesen Kampf siegreich bestehen und daß sein Weg auch weiter aufwärts führen wird.

Graf Hermann Keyserling

Vorfahren

Fragment aus einem Buche der Erinnerung [1)]

Die besondere Perspektive, welche chinesische Landschaftsbilder zeigen, ist dadurch bedingt, daß jede Aussicht wie von hohem Bergesgipfel überblickt gemalt wird. An diese besondere Konvention muß ich allemal denken, wo ich versuche, Geschlechter früherer Zeitrechnung in die meine hineinzubeziehen. Mir will es nicht gelingen, mit Kindesaugen geschaute Erwachsene jemals ebenso zu sehen wie Zeitgenossen. Gerade Zeitgenossen waren nämlich die Erwachsenen, die man als Kind als bedeutsam erlebte, nie, und so können sie es auch nie mehr werden. Möge, im Fall von Langlebigkeit, späte Erfahrung das frühe Bild noch so gründlich überschichten: kaum ist der unmittelbare Kontakt mit fortlebenden Vorfahren aufgehoben, jedenfalls also, sobald sie verstorben sind, verdrängt das erste Bild vollkommen alle späteren.

Diese erstgeschauten Erwachsenen sind in der Tat wesentlich Vorfahren, nicht Zeitgenossen. Sie gehören einer anderen Daseinsebene an. Zunächst erscheinen sie mir noch heute größer, als ich es je geworden bin; sie waren buchstäblich „hohe Ahnen". Als Kind erlebt ein jeder so, wie jene Primitiven die Bedeutung und Macht im Sinnbild körperlicher Größe darstellen. Womit ich aber, wohlgemerkt, nicht behaupte, daß aus dem Formatunterschied geistig-seelisches Prestige **entsteht**, sondern daß beide notwendig zusammengehören; körperliche Größe steigert das Seelenbild, und Ehrfurcht wiederum steigert die Ausmaße des Geschauten. Dank diesem Umstand idealisiert man freilich unwillkürlich; aber andererseits sieht man als Kind auch die wirklichen Eigenschaften vergrößert und insofern deutlicher. Ich glaube nicht, daß ich als Erwachsener von irgend einem Menschen je ein so exaktes Bild gewonnen habe, wie als Kind von allen, die ich damals kannte. Das reine Bild war damals dermaßen deutlich, daß ich über ein halbes Jahrhundert später an der Erinnerung schlüssigere Überlegungen anstellen kann als an irgend einem später gekannten und noch so genau studierten Menschen. Diese ursprüngliche Neigung, Menschen anderer Zeitrechnung anders zu sehen als Zeitgenossen, bleibt freilich durchs ganze Leben hindurch bestehen. Dies vor allem bedeutet der instinktive Antagonismus zur väterlichen Generation und die ebenso instinktive Verehrung für die großväterliche, sobald empirische Verhältnisse nur im geringsten das Einsetzen dieser Bereitschaften ermöglichen. Doch die Scheidung zwischen Vorfahren- und Zeitgenossen-Welt, die für das Kindesbewußtsein bestand, kehrt gleich bedeutsam im Privatleben nicht wieder. Daher ist die Sehnsucht nach ihrer Fortdauer der eigentliche Lebensnerv des Historikers sowie aller derer, welche gern Geschichtliches lesen. Niemand interessiert sich ernstlich für Geschichte, welchem es darum allein zu tun ist, zu wissen, „wie genau es einmal war": jeder solcher will eine größere „Vorfahrenwelt" evozieren oder evoziert haben, innerhalb welcher er

1) Dieses (noch unvollendete) Werk wird gleichsam eine „Reise durch die Zeit" und insofern ein Gegenstück und zugleich die notwendige Ergänzung zu den „Reisen durch den Raum" darstellen, denen des Verfassers frühere Werke: „Das Reisetagebuch eines Philosophen", „Das Spektrum Europas", „Amerika, der Aufgang einer neuen Welt" und „Südamerikanische Meditationen" (von der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart zu beziehen) Entstehung und besonderen Stil danken. Jedes Kapitel wird ein sonderliches geistig-seelisches Kraftfeld umfassen, um den Brennpunkt einer als Sinnbild gemeinten erlebten Persönlichkeit oder Gruppe verdichtet.

primordiale Neigungen ausleben kann. So gruppieren sich in schlechthin aller Geschichte die Minderwertigen, die es als Schatten des Lichts natürlich geben muß, um einige Überlebensgroße. Unwillkürlich werden die alltäglichsten Hantierungen als symbolische Handlungen beschrieben und geschaut, so wie die Madonna mit dem Kind ganz unwillkürlich als ein wesentlich Anderes aufgefaßt wird als eine gewöhnliche Zeitgenossen-Familie. So wird die Geschichte eines beliebigen Mannes aus alter Zeit so groß rekonstruiert, als handele es sich um Julius Caesar. Aus ähnlichen Motiven wird Lucrezia Borgia rehabilitiert oder Friedrich II., der Hohenstaufe, noch grausamer und insofern ehrfurchtgebietender dargestellt, als er tatsächlich war. Ja, das Interesse für Geschichte beweist wesentlich Sehnsucht nach der Vorfahren- im Gegensatz zur Zeitgenossen-Welt. Darum stört den, welcher tief von ihr besessen ist, weder die Idealisierung noch die Verzeichnung.

Die Sonderheit meiner persönlichen Vorfahrenwelt war wohl mehr als die der meisten durch das Äußerliche und das Prestige körperlicher Größe und Vitalität beherrscht. Mein Vater war ein Riese, nicht nur weit über sechs Fuß hoch, sondern auch gewaltig korpulent; die Brüder und Vettern meiner Mutter — insbesondere die Pilars[2]) und Gruenewaldts — waren ihrerseits in allen Hinsichten großmächtige Herren. Daraus ergab sich für meine Vorfahrenwelt eine eigentümliche Gliederung. Es imponierten mir nur Große und Mächtige. Sie allein waren echte Verwandte. Alle Fremden bis auf wenige Ausnahmen waren klein und schwach. Und so imponierte mir auch das tatsächlich berühmteste, bedeutendste und auch verehrteste Familienglied, so lang es persönlich lebte, wenig: ich meine meinen Großvater Alexander Keyserling. Dank seiner Gelehrtheit und für einen so lebendigen Knaben, wie ich es war, schwer erträglichen Pedanterie, gehörte er zur Welt der Lehrer, die mir die unsympathischsten unter den Fremden waren; mir waren sie viel fremder als die „Leute" — auch eine ganz bestimmte und einheitliche Kategorie von Bewohnern meiner Vorfahrenwelt, die ich aber durchaus als der Familie zugehörig empfand. Sie konnten auch groß sein, ohne deshalb im selben Sinn groß auf mich zu wirken, wie Vater und Onkel: sie waren im genauen Wortsinn „dienstbare Geister". Vollendet abgerundet ward meine Vorfahrenwelt durch die zahllosen wilden Tiere, die mich in meiner Kindheit umgaben. Richtige Haustiere habe ich niemals gern gehabt. Zumal der Hund als solcher hat von früh an perverser auf mich gewirkt als das schlimmste menschliche Entartungsprodukt. Seine hündische Liebe zum Herrn empfand ich als schmutzige Parodie menschlicher Religiosität, seine Treue als Verfallenheit an einen Fetisch, seine Gelehrigkeit als Parodie menschlichen Gelehrten- oder Technikertums. Dafür liebte und verstand ich wilde Tiere, insonderheit Raubvögel, in meiner Kindheit mehr und besser, als ich jemals Menschen verstanden und geliebt habe, zu denen kein außergewöhnlich nahes persönliches Verhältnis bestand. Und sie erwiderten meine Liebe und mein Verstehen. Mein „Paradies" im altgriechischen Verstande des Wortes entstand, da ich ungefähr sieben Jahre alt war, so, daß mein Vater, welcher Tiere wenig mochte, mir verbot, die von Förstern wieder und wieder ins Schloß gebrachten jungen Vögel im Käfig zu halten; er hoffte, so würden sie mich schnell genug verlassen. Das Gegenteil trat ein. Sobald sie flügge waren, nächtigten sie zwar im Wald, kamen jedoch tagsüber auf den Herrenhof, und oft flog irgend ein großer Vogel während des Essens unbefangen ins Speisezimmer hinein. Zurückblickend erkenne ich diese Tiere genau als das, was die Begleit- und Attribut-Tiere der Götter waren. Zwar gehörten sie tatsächlich zu mir und nicht zu den göttlichen Großen. Doch sie bevölkerten meine Vorfahren- und nicht meine Zeitgenossenwelt und deshalb bedeuteten sie mir so viel mehr als alle

[2]) Man vergleiche das Denkmal, das ich dem ältesten Bruder meiner Mutter, Baron Alf Pilar von Pilchau, dem letzten Landmarschall von Livland, einer der freiesten und furchtlosesten Persönlichkeiten, die ich gekannt, in meinem Beitrag zum „Buch der Keyserlinge" (Berlin, S. Fischer-Verlag) gesetzt habe.

Menschenkinder, mit denen ich zusammenkam. Diese empfand ich ursprünglich nur als lästig. Sie waren nichts als „Tatsachen". Ich habe schlechte Geruchsnerven, seitdem mir ein Nasenarzt in frühen Kindestagen eines Polypen halber die Nasenhöhle allzu gründlich ausbrannte. Nichtsdestoweniger assoziiere ich heute noch kindliche Altersgenossen und sie allein mit unerfreulichem Geruch. Ich ertrug sie einigermaßen nur so weit, als sie mir zuhörten, wenn ich ihnen von meinen imaginären Reisen erzählte. Demgegenüber waren meine Adler, Falken, Eulen, Kraniche, Störche, Möwen, Raben und Füchse Geister. In meiner Beziehung zu ihnen lebte ich dem Zugehöriges aus, was sich in meiner Beziehung zu meinen Vorfahren auslebte.

Heute sehe ich ziemlich klar, was die Beziehung bedeutete. So wie sonstige „Geistige" oft einen unüberwindlichen Gegensatz zum „Bürger" spüren, fühle ich eine ursprüngliche Spannung zwischen mir und den Menschen überhaupt. Wie ich das Tibetanische Totenbuch las, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß mein normales Bewußtsein am meisten demjenigen Verstorbener gleicht, so wie es jenes Buch schildert: primär sehe ich an den Menschen und einzelnen das, was jenseits der materiellen Festlegung lebt. Im gleichen Sinne steht mir meine Vorfahrenwelt noch heute näher als die meiner Zeitgenossen. Doch auch die wilden Tiere gehören naturnotwendig in jene geistige Welt hinein. Sie verkörpern viel reiner als Menschen die Elementartriebe, die in diesen meist nur verbildet und verkrüppelt leben, und so gehören sie wirklich der elementaren Geisterwelt an. Während Haustiere und schon allzu zahmgewordene, ursprünglich wilde Tiere bestenfalls gefallene Geister darstellen. Mir bedeuten die klugen Pferde von Elberfeld, die so phantastisch gut Quadratwurzeln auszogen, das Prototyp aller wirklich gezähmten Pferde, bedeutet das Hausschwein das Urbild des raffenden und ausnutzenden Bürgers und die Hausgans, dieses schwatzhafte, im Sinn übertrumpfender ehrbarer Höhergestelltheit hochnäsige, nichts bemerkende, stockdumme Vieh, das genaue Gegenbild der stolzen, klugen, überlegenen, schnellen und weitsichtigen Wildgans; jene ist mir das Urbild der kleinstädtischen Klatschpastete.

Es bestehen überhaupt ganz andere Beziehungen zwischen Mensch und tierischen Gefährten, als solche anerkannt werden. Nichts erschien mir einleuchtender, als wie ich von der Aussage eines Zuchthauswärters hörte, leidenschaftliche Liebe zu Kanarienvögeln sei ein Differenzialkennzeichen des Vatermörders. So bedeutet Hundeliebe bei Frauen beinahe immer uneingestandene Neigung zu Laster. Pferdeliebe bedeutet hauptsächlich deshalb nicht notwendig Übles (so oft sie dies praktisch tut), weil das edle Pferd in keinem anderen Sinne zähmbar ist, wie jedes wilde Tier, und gleiches gilt von der Katze. Aber es hat seinen guten Grund, wenn alle ernstzunehmende Mythe w i l d e Tiere als Gefährten übermenschlicher Wesen vorstellt, zu denen auch noch die Heiligen gehören, als welche wohl Löwen und Hirsche, nie jedoch Hunde und Kanarienvögel zur Umgebung hatten. Jene hohe Elementarwelt, welcher einerseits Götter und Vorfahren, andererseits wilde Tiere angehören, trat zum letztenmal beglückend in mein tatsächliches Leben im Jahre 1916 ein. Mir war damals, etwas spät zur Erziehung, ein junger Wanderfalke gebracht worden; kaum eine Woche, nachdem ich ihn erhielt, konnte er schon fliegen. Ich ließ ihn frei, und er verließ mich nicht. Wohl überflog er tagsüber Wald und Feld und nächtigte im Walde. Doch bei jeder Mahlzeit, die ich damals am Steintisch unter der alten Linde im „Klostergarten" von Rayküll einzunehmen pflegte, bäumte er über mir auf, und kaum, daß ich fertig gespeist hatte, setzte er sich auf meine Schulter, in der Erwartung, nun aus meiner Hand Asung zu erhalten. Darauf wurde ich, freilich nur zur ärztlichen Untersuchung, welche negativ ausfiel, auf eine Woche von der russischen Heeresleitung eingezogen. Kaum war ich fort, verließ der Falke Rayküll und ward für immer wild. Andere Menschen als mich erkannte er nicht an. Nicht anders hielten es die Adler des Zeus und Wotans Raben.

*

Beurteile ich nun die Welt der Vorfahren in ihrer Beziehung zu derjenigen der Zeitgenossen von einem anderen

Standpunkt aus, so ist dies auszusagen, was zu Beginn schon angedeutet ward: daß sie eine andere Zeitrechnung verkörpert. Dies fühlt jeder wohl implizite als Kind, während erst sehr reifes und wissendes Erwachsenenbewußtsein sich zu gleicher Einsicht durchringt. Mir jedenfalls war es als Kind selbstverständlich, daß meine Zeit eine andere war als die meines Vaters und meiner Mutter, und deren Zeit wiederum anders als die der Großeltern. Damals schaute ich die abstrakte Zeit unmittelbar als Teil einer allumfassenden konkreten Zeitgeisteinheit. Und insofern erlebte ich viel mehr echte Wirklichkeit als in den späteren Jahren, während welcher der abstrahierende Verstand die Oberhand gewonnen hatte.

In einer bestimmten Hinsicht muß ich sagen, daß mein Kinder-Erleben dem Leben mittels der Zeitlupe glich. In Anbetracht der ungeheuren Fülle schnellen Ereignis-Ablaufs in mir verging die Zeit als solche unendlich langsam und vollführten die, welche in gleicher Zeit viel weniger Abwechselung erlebten, in meinen Augen Bewegungen gleich einem verlangsamt im Film dargestellten springenden Pferd. Nun schritten meine Vorfahren überdies wirklich langsam einher, hatten sie sehr viel Zeit. Von ihrem Arbeiten spürte ich wenig, denn in das sogenannte Kontor durfte ich nicht hinein, und was sie sonst taten, wie Regieren, Planen, Disponieren, Pflanzen, Reden — vor allem Reden — war gerade das, woran teilzunehmen mir schönste Füllung meiner Mußestunden war: so lag ihr Leben für mich von Hause aus auf der Ebene der Dichtung. Mein Vater pflegte uns Kindern jahraus, jahrein, in unregelmäßigen Abständen, die von ihm jeweils aus dem Stegreif erfundene Geschichte von Philipp und Sophie zu erzählen — nachstenographiert und gedruckt, gälte sie heute vielleicht als eine der großen Kinderepen aller Zeiten: während dann sein Riesenkörper, dem Gotte Nil nicht unähnlich, auf breitem Ruhebett ruhte, indes wir Putten ringsum auf dem Boden hockten oder lagen, sah ich mein Kinderleben aus dem Abstand der Erwachsenen, und dies konsolidierte in mir das Bewußtsein nicht zu überwindender Distanz zu deren verschiedener Dimension. Das Leben der Vorfahren war mir durchaus Epopöe. Alles geschah oder stand am vom Geist der Dichtung vorausbestimmten Platz. So mußte es auch in rhythmischen Intervallen Wiederholungen geben, die ein ganz anderes bedeuteten, als die Routine meines Kinderlebens. Das Vorfahren-Leben skandierte sich nach Festen, wozu für mich gleichsinnig politische Tagungen, Jagden, Familienfeste und Nachbarnbesuche gehörten. Das umfassende Epos, das ich schauend erlebte, setzte sich nun seinerseits aus vielen selbständigen Unter-Epen zusammen, welche ich alle als konkrete Einheiten empfand, und jedes hatte seinen besonderen Raum und seine besondere Zeit; aus solcher Kinder-Schau ist wohl die Raumzeiteinheit der klassischen Tragödie entstanden. Es gab die Könnosche Welt, das war die unsere; die Jerwakantsche, die der Eltern meines Vetters Otto Taube; die Großvaterwelt von Rayküll, die Großmutterwelt von Audern: jede vollkommen einheitlich nach Rhythmus, Art und Sinn, die qualitativ verschieden von jeder anderen war, so daß ich auf Vergleiche und Generalnenner-Suche überhaupt nicht kam.

Die besondere Zeit meines Großvaters Alexander Keyserling[3]) forderte keinen Fortschritt, keine Karriere. Ihre Basis war das Gefühl vollkommener Gesichertheit einerseits und unvermeidlicher Sinnerfüllung andererseits. Weder Gewinnstreben noch Ehrgeiz konnten für ihn Dominanten sein. Es war dies nicht Goethesche Zeit: es war die des durch Gottes Ratschluß auf seinen besonderen, sehr hochragenden Platz gestellten unabhängigen Edelmanns. Montaigne schildert, wie er, in Rom angelangt, als französischer (noch so kleiner) Ritter ebenso selbstverständlich, wie sich der Fremde heute bei der Polizei zu melden hat, dem Papst seine Aufwartung zu machen hatte: nicht viel anders stand es bis gegen Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit allen baltischen Edelleuten von hoher Bildungstradition und dementsprechenden Beziehungen. Noch mein Onkel Otto

[3]) Vergl. hierzu „Graf Alexander Keyserling, ein Lebensbild in Briefen", bearbeitet von seiner Tochter, Baronin Taube, Berlin, Walter de Gruyter-Verlag.

Taube, der Vater des Dichters gleichen Namens, der in Wahrheit der Generation meines Großvaters angehörte (er heiratete spät), erlebte als junger Mann, den sein Vater altem Brauch gemäß, mit einigen Goldrollen ausgestattet, auf seine Europa-Fahrt geschickt hatte, in bezug auf den König von Neapel Gleiches wie Montaigne: wie er sich, gerade in dessen Residenz eingetroffen, bei einem Friseur rasieren ließ, trat ein Hofbeamter auf ihn zu, apostrophierte ihn als augenscheinlichen Edelmann und machte ihm Vorwürfe darob, daß er sich noch nicht bei Hof gemeldet hatte. Ein Mensch von der Begabung Alexander Keyserlings fand nun, obschon er vor seiner Heirat gar kein Geld hatte, von vornherein alle Höhenwege des Lebens für sich frei. Dies war ihm aber dermaßen selbstverständlich, daß kein Ehrgeiz je von ihm Besitz ergriff. Er hat nicht annähernd das geleistet, was er hätte leisten können — Bismarck erklärte später, er sei der einzige Mann gewesen, vor dessen Verstand er Angst gehabt hätte —; er begnügte sich damit, sein Bestes dort zu tun, wohin ihn das Schicksal stellte. Diese Sonderart von ihm ging so weit, daß er sich sogar mit einer anderen Frau verheiraten ließ, als er's erwartete. Die Frau des russischen Finanzministers Grafen Cancrin wollte ihn durch Heirat mit einer Tochter an sich ketten, und mein Großvater meinte, diese würde die von ihm verehrte spätere Gräfin Lambert sein. Wie ihm eine Schwester dieser zugeführt wurde, da war er wohl einen Augenblick enttäuscht, beschied sich aber bald und ward ein vorbildlicher und auch glücklicher Ehemann. Ebenso heiter und gleichgültig gab er seine so glänzend begonnene Naturforscherlaufbahn auf (er zusammen mit Murchison und Verneuil war der Begründer der Geologie Rußlands, und später entdeckte er die Quellen der Petschora). Doch dieses Nachgeben bedeutete bei ihm nichts anderes, wie bei anders Gearteten energische Initiative: es gehörte zu ihm, als Sonderstil eines bedeutenden Mannes. So ward er als junger Mensch wohl angestaunt, doch nie beneidet, als Reifer allerseits anerkannt, als alter Herr hochverehrt; kam er in seinen letzten Jahren je nach Petersburg, dann bemühte sich der ganze Kaiserliche Hof darum, ihm alle gebührende Ehrerbietung zu erweisen. Dieses galt aber einzig seinem „Sein", keiner besonderen Stellung oder Leistung. Zeitlebens brauchte er weder seinen Rang zu beweisen, noch gar für diesen zu zahlen: er war da.

Alles dieses zusammen ergab denn für ihn und seinesgleichen eine Zeitgeisteinheit und damit einen Stil, den ich als Kind schon als so einmalig empfand, wie er tatsächlich war; ich kam gar nicht darauf, daß auch andere Generationen so sein und leben könnten. Ihr Stil war ein rein statischer. Ehrgeiz und Initiative über ein bestimmtes Maß hinaus hätten ihn gesprengt. Weder kamen sie, noch kamen andere darauf, die Gültigkeit der Hierarchien anzuzweifeln, die diesem Leben die Ordnung gab. Es stellte sich zumal weder die soziale noch die nationale Frage — und es ist schlechthin wesentlich zum Verständnis jener Menschen, daß sie sich nicht stellte. Kein Knecht, kein Bauer kam damals darauf, daß er ein Recht auf Besseres hätte, und kein Herr hielt sich edelstenfalls zu anderem verpflichtet als dazu, ein möglichst guter Herr zu sein. So widerriet mein Großvater Alexander II. entschieden die Bauernbefreiung, so wie sie dieser plante und auch durchführte, und nicht nur deshalb, weil der eingeschlagene Weg tatsächlich nicht zweckmäßig war.

Was jedoch die nationale Frage betrifft, so galt für meinen Großvater und seinesgleichen dies: es war ihm selbstverständlich, daß Ober- und Unterschichten verschiedener Rasse angehörten und verschiedene Sprachen redeten. Tatsächlich galt dies in Europa ursprünglich wohl überall, vor allem aber legte das Bewußtsein früherer Zeiten den gleichen Akzent auf Stellungsunterschiede, welcher heute auf Volkstumsunterschiede gelegt wird; so mißtrauten die Bauern von Jaßnaja Poljana Leo Tolstoi von vornherein darum, weil ein Fremder ihr Leben führen wollte. Nicht germanisiert wurde im Baltikum aus Hochmut — die Herrensprache sollten und durften nur geborene Deutsche sprechen. Die Frage der Staats- und Volkstumszugehörigkeit schien aber irrelevant, weil das persön-

liche Unabhängigkeitsgefühl die letzte Instanz war. Die baltischen Ritterschaften hatten im Lauf der Geschichte bald mit dem, bald mit jenem Landesherrn paktiert und sich unter seine Suzeränität gestellt; es war jeweils der, wer ihre Eigenart und ihre Unabhängigkeit am besten zu schützen in Aussicht stellte, und die entsprechende Art von Selbstgefühl, von dem in Deutschland nur noch ein schwacher Abglanz in den Reichsunmittelbaren lebt, beseelte selbstverständlich die Kultur der Generation meines Großvaters, der dem Typus des Hochadels angehörte. Wie völlig unanwendbar die Kategorien des 20. Jahrhunderts auf das Selbstbewußtsein jener Zeit waren, illustriert gut die folgende Episode aus dem Leben meines Großvaters. Als er Kurator der Universität Dorpat war, begannen die ersten, damals noch recht zaghaften Übergriffe des Russentums auf unser Baltenleben. (Bekanntlich war unser Land von Rußland nie erobert worden. Am Ende des nordischen Krieges schloß der damalige Präses des Landratskollegiums von Estland, Renaud von Ungern-Sternberg, unbesiegt mit Peter dem Großen einen Vertrag, laut welchem der Zar die Suzeränität über das Land gewann, dafür aber für sich und seine Nachfolger die Verpflichtung einging, unsere Privilegien zu achten; zu diesen gehörte das Recht auf die protestantische Religion und auf die deutsche Sprache als die Amtssprache in Liv- und Estland). Eines Tages kam die Weisung, der Kurator solle zu Kaisers Geburtstag nicht in die protestantische, sondern in die griechisch-orthodoxe Kirche gehen. Mein Großvater — ich erzähle die Geschichte so, wie sie auf Grund seiner Erzählungen in der Familientradition fortlebt — weigerte sich. Da ließ ihm Kaiser Alexander II., der ihn persönlich sehr verehrte, sagen, er möge doch keine Schwierigkeiten machen, hier handele es sich um eine rein politische Kundgebung. Mein Großvater schrieb sofort dem Sinne nach das folgende zurück: „Ew. Majestät Meinung hat mich mit Staunen erfüllt. Wenn ein Gebet für den Kaiser eine politische und keine religiöse Handlung sein soll, dann müßte logischerweise ein Gebet um Gesundheit eine medizinische und ein Gebet um Regen eine meteorologische Handlung sein. Solche Auffassung widerstreitet meiner Naturforscherüberzeugung — und so reiche ich als Kurator meinen Abschied ein.“ Seither lebte er als unabhängiger Edelmann still auf Rayküll und ließ sich auch nicht fortlocken, als ihn ungefähr gleichzeitig Alexander II. für Rußland und Bismarck für Preußen als Kultusminister anforderten.

Stelle ich mir die Frage, wie ein Mann dieser Art heute leben könnte, so lautet die Antwort: er könnte am heutigen Leben überhaupt nicht teilnehmen. Und nicht zwar darum, weil er zurückgeblieben gewesen wäre, sondern weil seine Zeit eine qualitativ andere war.

Max Hildebert Boehm

Mein Weg zur Volkslehre

Versuch einer baltischen Rechenschaft

Ihre Heimat verlieren viele. Seit das 19. und 20. Jahrhundert im deutschen Volk eine Binnenwanderung von riesenhaftem Ausmaß entfesselt hat, zu der auch eine zeitweise sehr starke überseeische Auswanderung hinzutrat, ist dieser persönliche Verlust der angestammten Heimat zu einem weitverbreiteten Einzelschicksal geworden. Typisch war dabei, daß die Heimat selber als standortbefestigtes Lebensgefüge gleichsam im Rücken des Abwandernden erhalten blieb, der sich als Einzelner oder mit seiner engeren Familie daraus löste. Die hiermit verbundenen Erfahrungen und Gefährdungen haben auch die Balten durchgemacht, die vor dem Weltkriege oder später die Fahrt ins Mutterland angetreten haben: aus eignem freien Entschluß oder unter dem Zwange eines unausweichlichen Schicksals. Das unvergleichliche Los, das heute die geschlossen ins größere Reich heimkehrenden Balten unmittelbar trifft, hat auch für uns, die längst ohne Vorbehalt zu Reichsdeutschen gewordenen Balten im Altreich, eine kaum zu überschätzende seelische Bedeutung. Die schmerzlichen Gefühle eines zweiten, eines nunmehr endgültigen Verlustes des sehnsüchtig geliebten Heimatlandes mischen sich in eigentümlicher Weise mit der Hoffnung, neuartige und festere Bindungen zu den Landsleuten, den Heimatgenossen, wiederanzuknüpfen oder gar mit ihnen zusammen im Reiche selber eine neue baltische Heimat gewinnen zu können. Unsere in mancher Hinsicht fragwürdige, oft verkannte und mißdeutete, manchmal auch überschätzte Pfadfinderrolle von einst erweist sich nachträglich für die unter uns, die auch als Reichsdeutsche die angestammte baltische Prägung bewahrten und im Herzen der Heimat die Treue hielten, als eine Vorhutaufgabe, deren geschichtliche Bedeutung erst spätere Geschlechter aus größerem Abstand heraus objektiv würdigen werden. In jedem von uns aber erwacht in diesen schicksalsschweren Tagen die Besinnung darauf, was die alte Heimat uns für unsere frühere und künftige Arbeit im Reich gab, welches Überlieferungsgut auch wir schon in das Reich hinübertrugen — der eine mehr als ein wertvolles Erbe, der andere eher als eine bedrückende Last — und wie diese Vorgegebenheit des baltischen Ursprunges, die keiner von uns verleugnen kann, auf unser bisheriges Lebenswerk eingewirkt hat. Der Ernst und die Weihe der Stunde dieser baltischen Wiedervereinigung — „alles Getrennte findet sich wieder" — im neuen Reich erfordert von jedem eine persönliche Rechenschaft, die sich nicht in die Öffentlichkeit drängen wird. Aber auch das Einmalige jedes persönlichen Schicksals hat heute gleichsam als ein Schulfall eine überpersönliche Bedeutung, die auch den unbekannten Landsmann angehen mag. Diese Erwägung erleichtert es auch dem Mann der Wissenschaft, der verpflichtet und gewohnt ist, die Person hinter der Sache zurücktreten zu lassen, in dieser Stunde ein persönliches Bekenntnis gerade zu seinem Heimaterbe auszusprechen. Wenn dieses Bekenntnis auf den Grundton tiefen und ergriffenen Dankes gestimmt ist, so gilt dieser Dank neben Vorfahren und Erziehern ganz besonders auch denen, die bis zuletzt auf gefährdetem Posten ausgeharrt haben und den Vorkämpfern der baltischen Sache im Reich einen unschätzbaren Rückhalt boten, den die Heimat selber vielleicht kaum in vollem Umfange ermaß, dessen wir uns aber immer und überall bewußt gewesen sind.

Freilich erwachte dies Bewußtsein erst allmählich. Als ich schon zu Anfang des Jahrhunderts im Alter von elf Jahren im Kreise meiner Familie mit dem be-

geisterten Deutschlandlied auf den Lippen zum erstenmal reichsdeutschen Boden betrat, überwog jedenfalls bei uns Kindern der Jubel über das neugewonnene Vaterland alle anderen Gefühle. Heute danke ich dem Schicksal, daß ich noch soviel lebendige Erinnerung an die alte Heimat ins Reich mitnehmen durfte, daß Keime früher Erfahrung sich oft sehr viel später als Grundstamm meines Seins und meiner Arbeit entfalten und daß noch freundschaftliche Beziehungen aus dieser frühen Kinderzeit Jahrzehnte später auch in gemeinschaftlicher volksdeutscher Arbeit ihre Früchte tragen konnten. Mein seltsam schicksalhafter Lebensweg führte mich zunächst aus dem Grenzland im Nordosten außerhalb des Bismarckreiches in das Reichsland im Südwesten, nach Elsaß-Lothringen, das mir zur zweiten verlorenen Heimat werden sollte. Nach einer Zwischenphase schmerzlichen Fremdseins — meine neuen Schulkameraden bestaunten in mir nur den „Russen" — verwandelte sich schon beim Knaben das wiedererwachende baltische in ein nordostdeutsches Selbstbewußtsein, das mir später das Hineinwachsen in das Preußentum und die völkische Arbeit in der gefährdeten Provinz Posen erleichtert hat. Das Bild der engeren Heimat verblaßte nicht: es gewann neue Farbe. Mehrfache Besuche im Baltikum und die akademischen Wanderjahre führten schon vor dem Weltkrieg zur Befestigung und Neuanknüpfung heimatlicher Beziehungen. Meine philosophischen Universitätsstudien schienen mir zwar eine Wirksamkeit im Reich vorzuzeichnen, die wenig Berührungen mit der baltischen Tradition bot. Zum Schicksal wurde mir aber die alte Heimat wiederum im Weltkrieg. Durch Übernahme baltischer Propagandaaufgaben schon von Straßburg aus, dann aber als Landsturmmann in Mitau und Riga — namentlich durch freundschaftliche Zusammenarbeit mit dem später vor der Feldherrnhalle in München gefallenen Politiker Dr. v. Scheubner-Richter — lenkte mein Lebensschiff endgültig in das zunächst recht stürmische Fahrwasser der Grenzland- und Deutschtumsarbeit ein [1]. Und da ich gleich nach dem Weltkrieg einige Monate in der Polenabwehr in Bromberg und Posen tätig war, lernte ich durch eine Schicksalsfügung, die mich heute besonders bewegt, auch schon die neue Heimat der Balten kennen und schätzen. Meine volksdeutsche Tätigkeit in Berlin von 1919 bis 1933 erweiterte zwar mein Blickfeld auch nach dem Norden und vor allem dem Südosten. So wertvoll mir nun gerade die doppelte Grenzlanderfahrung meiner Jugendzeit wurde: mir selber und wohl auch den andern galt ich doch vornehmlich als ein Mann des Nordostens. Auf dieser Grundlage recht eigentlich fußt meine politisch-wissenschaftliche Lebensarbeit, die mir im Jahre 1933 den Ruf auf einen neuerrichteten Lehrstuhl für Volkstheorie und Volkstumssoziologie, Nationalitäten- und Grenzlandkunde an der mitteldeutschen Universität Jena brachte, eine wissenschaftliche Aufgabe, die zugleich mit einem Lehrauftrag für Nationalitätenkunde an der Berliner Universität verbunden blieb. In dieser ganzen, vielseitigen und dankbaren Berufsarbeit der Jahre des Kampfes gegen Versailles und des zähen Ringens um volksdeutsche Selbstbehauptung wurde mir auf diesem eigentümlichen Standort an der Grenze praktischer Volkstumsarbeit und theoretisch-wissenschaftlicher Besinnung der baltische Ursprung, das Erbe der Heimat und die Verpflichtung an den Osten immer wieder zum stärkenden, innerlich tief beglückenden Erlebnis [2].

Meine ursprünglichen philosophischen Bildungsgrundlagen und die damit verbundenen akademischen Lebenspläne waren in dem Jahrzehnt nach dem Weltkrieg, das den Existenzkampf unseres Volkes

[1]) Meine Zusammenarbeit mit Scheubner-Richter überdauerte den Weltkrieg und wurde besonders eng, als er in Ostpreußen im Sommer 1919 grenzpolitisch tätig war und meine in Bromberg gewonnenen Erfahrungen dafür auszuwerten suchte. Politisch begegneten wir uns zuletzt im Kapp-Putsch, als wir uns beide vergeblich zum Kampf gegen das Novemberregime stellten.

[2]) Als zeitweiligem Mitherausgeber der „Baltischen Monatsschrift" (bis zu deren Verbot durch die lettische Regierung) traten mir die heimatlichen Lebensfragen ebenso wie durch gelegentliche Schulungsvorträge in Riga, Reval und Dorpat noch einmal besonders nahe.

unerbittlich in den Vordergrund rückte, zunächst ganz zurückgetreten. Meine Einstellung zu den Aufgaben der Stunde wurzelte im elementaren Erlebnis. Meine frühzeitige Einwurzelung in die Traditionen des Bismarckreiches und die Erfahrungen im Krieg und Zusammenbruch bewahrten mich davor, die Deutschtumsfragen sentimental zu nehmen und sie von den harten Geboten der Staatsräson und der großen Politik zu trennen. Meine Kindheitseindrücke im politischen Kampf unserer Heimat gegen die Russifizierung schützten mich gegen das binnendeutsche Mißverständnis, wonach Volkstum ein unpolitisches Gebilde und Volkskunde demgemäß eine unpolitische Wissenschaft sei. So konnte mich auch wissenschaftlich eine Ausdehnung der folkloristischen Arbeitsmethoden auf die Auslandsgebiete persönlich wenig locken. Ich bemühte mich vielmehr um eine konkrete historisch-politische Erkundung des Kampffeldes der Nationalitäten. Das Ergebnis dieser Aufbereitung des Erfahrungsstoffes der Volkstumspolitik waren meine beiden ersten größeren Bücher „Europa irredenta" (1923) und „Die deutschen Grenzlande" (1925). Schon hier freilich ging es mir jenseits des historisch-geographischen Details um Herausarbeitung der großen Linien. Fruchtbare Anregungen gewann ich aus der Mitarbeit im Kreise um den „Deutschen Schutzbund", der unter der ideenreichen Führung des aus Schlesien stammenden Volkstumspolitikers und Volkswissenschaftlers Karl C. von Loesch die Deutschtumsarbeit auf ein geistiges Niveau hob, das sie zuvor nicht erreicht hatte. Auch das demokratisch verunstaltete sogenannte Minderheitenrecht bedurfte dringend einer kritischen Durchleuchtung. Meine eigene Arbeit verlagerte sich dabei immer mehr ins Grundsätzliche. Als erklärter Gegner des damals an den Universitäten vorherrschenden spezialistisch verengten Arbeitsbetriebes trat ich in scharfen Gegensatz zu all den damals so beliebten willkürlichen Zertrennungen: von Kulturnation und Staatsnation, von Ost- und Westfragen, von völkerrechtlichem „Minderheitenschutz" und staatlichem Verfassungsdenken. Ich sah — für die damalige Übergangszeit mit Recht — die deutschen Volksgruppen ohne wirksamen Rückhalt am Reich eingegliedert in den Kampf der Nationalitäten um ihre Lebensrechte in staatlich verschränktem Raum. Von tiefem Mißtrauen gegen den Genfer Völkerbund und alle Heilslehren der westlichen Demokratie erfüllt, versuchte ich das Nationalitätenrecht vor der Verkümmerung als „Minderheitenrecht" zu bewahren, das wertvolle Erbe volksdeutscher Erfahrung außerhalb des Bismarckreiches der volksdeutschen Selbstbehauptung nutzbar zu machen und trotz den damaligen Machtverhältnissen die Größen- und Wertunterschiede der Völker und Volksgruppen Mitteleuropas zu gebührender Anerkennung zu bringen.

Auf dieser Suche nach festem geistigem Boden für den Volkstumskampf geriet meine werdende Volkslehre in eine doppelte Frontstellung. Einmal galt es, die liberal-pazifistischen Schwärmereien und Konstruktionen von Männern wie Paul Schiemann und Eugen Naumann zu bekämpfen, die das Zerrbild eines „anationalen Staates" entwarfen und die Volksgruppen als bloße „Personalgemeinschaften" von ihrem Wurzelboden lösten. Mit der Genfer Ideologie mußten diese wahrhaft bodenlosen Volkslehren erledigt werden, die damals im volksdeutschen Lager die Gemüter verwirrten und das Verständnis der Volksdeutschen für die ehernen Gebote zentralen deutschen Machtaufstieges vernebelten. Es galt aber auch, den im Reich vorherrschenden starren „Etatismus" zu überwinden, der nur auf staatliche Kräfte im politischen Spiel setzte und die Tatsache übersah, daß damals noch jeder dritte Deutsche außerhalb der verkümmerten Reichsgrenzen lebte und daß über 30 Millionen Volksgenossen auf absehbare Zeit hinaus ihre eigenständige Volksexistenz aus eigener Kraft auch gegen den fremden oder doch national gleichgültigen Staat durchzusetzen hatten. Auch das Reich selber war ja noch keine wirklich aus nationaler Substanz gespeiste Macht. Drinnen wie draußen galt damals das Gebot, daß das Volk seinen Stolz nicht ohne weiteres dem staatlichen Zugriff preisgeben durfte. Die Erinnerung an die stolze eigenständige Existenz, die wir Balten in unserer Jahrhunderte alten Geschichte im Wechsel und Wandel staatlicher Bindungen und Ver-

fassungsformen durchgestanden haben, wurde mir in jener Notzeit des deutschen Volkes zu einer Richtschnur, die auch für die anderen deutschen Volksgruppen und für die Nationalitäten überhaupt ausgewertet werden konnte. Diese Haltung mannhaften völkischen Selbstbewußtseins auch dem Staate und oft auch der Kirche und manchen Gesellschaftskräften gegenüber, die mit dem früh von uns verkündeten Glauben an ein kommendes Drittes Reich aller geschlossen siedelnden Deutschen verknüpft war, verband herkömmlichermaßen uns Balten besonders mit den noch weiter in den Osten vorgeschobenen Siebenbürger Sachsen, die ja ebenfalls auf eine jahrhundertelange Überlieferung völkischer Autonomie zurückblicken, während andere deutsche Volksgruppen ihre Hoffnung allzusehr auf nur staatlichen Schutz oder Hilfe von außen her einstellten. Balten und Siebenbürger Sachsen waren es, die sich in der volksdeutschen Bewegung nach dem Weltkriege ein entscheidendes Verdienst um die Aufrichtung einer gesamtdeutschen Front errungen haben.

Inmitten einer Tätigkeit, die mich in ständiger Berührung mit den politischen Führern der Volksgruppen und mit dem stürmisch vorwärtsdrängenden volksdeutschen Nachwuchs hielt, den ich in meinem Institut für Grenz- und Auslandstudien" erzieherisch zu betreuen hatte, reifte in mir die Einsicht, daß unsere geistigen Waffen für den Volkstumskampf in den Grenz- und Außengebieten und für das Ringen um eine großdeutsche Ausweitung der Reichspolitik nicht ausreichten. Die große Politik wurde nun einmal allenthalben mit Hilfe einer zweitausendjährigen Staatslehre geführt, die namentlich in ihrer westlerisch-demokratischen Form, vielfach aber auch bei den epigonenhaften Erben des deutschen Konservativismus Züge offenbarer Volksfremdheit aufwies, ja geradezu am Wesen des Volkes, soweit es nicht als bloße Staatsbürgerschaft verstanden werden kann, achtlos vorüberging. In einem 1929 erschienenen Aufsatz wies ich nach, wie weit sich die damalige deutsche Staatslehre auch im „nationalen" Lager — z. B. im Hegelianismus Friedrich Brunstäds oder im Universalismus von Othmar Spann — von der nüchternen und drangvollen Lebenswirklichkeit des deutschen Volkes entfernt hatte. Demgegenüber wurde das Lebensrecht des deutschen Volkstums außerhalb der Reichsgrenzen mit Grundsätzen vertreten, die systematisch überhaupt nicht durchdacht waren, großenteils Anleihen an den herrschenden Liberalismus und Pazifismus darstellten und vielfach auf Eklektizismus oder reine Gefühlspolitik hinausliefen. Von der „Volkskunde", die damals das später wiederaufgegriffene Erbe Riehls zumeist verleugnete, war eine politische Hilfsstellung auch nicht zu erwarten. Die beste wissenschaftliche Waffenhilfe kam vonseiten der Geographen und Historiker, soweit sie für Volkstumsfragen aufgeschlossen waren. Die verjudete Soziologie versagte vollkommen, auch die Rechtswissenschaft, Volkswirtschaftslehre und Theologie verleugneten oder verfälschten fast durchgängig den Volksgedanken auf die betrüblichste Weise.

In dieser offenbaren Notlage, an der sich freilich der akademische Betrieb in keiner Weise stieß, erwuchs mir das Zielbild einer Volkslehre als einer grundsätzlich ausgerichteten Theorie von Volk und Volkstum, zu der es zwar seit Herder, Fichte, Arndt, Jahn und Riehl einige Ansätze gegeben hat, ohne daß doch eine überzeugende und gültige Sicht des „Volkes" gewonnen worden wäre, dessen Existenzkampf gerade an den Grenzen und in fremder Umgebung seither in eine entscheidende Phase getreten war. Eine solche „Volkslehre" mußte — das wurde mir zur tiefen und festen Überzeugung — nicht nur geistig hieb- und stichfest sein, sondern sie mußte sich auch politisch bewähren. Dadurch gewannen ihre Erkenntnisse eine gewisse Lagebedingtheit. Sie mußten aus den Erfahrungen und Perspektiven des wirklichen deutschen Volkstumskampfes im Rahmen der gesamteuropäischen Nationalitätenbewegung gewonnen werden. Diese Volkslehre mußte die Gefahren leerer und doktrinärer Allgemeinheit ihrer Begriffe und Gesetzlichkeiten ebenso meiden wie die Öde des Positivismus und Historismus, aus der eine grundsätzliche Besinnung auf das Wesen des Volkes nicht hervorgehen konnte. Nachdem meine etwa in das Jahr 1929 zurückreichenden

unmittelbaren Vorarbeiten für eine solche systematische „Volkstheorie" soweit gediehen waren, daß ich der Fruchtbarkeit dieses wissenschaftlichen Anliegens gewiß war, entwickelte ich meinen Plan zunächst in einem Zeitschriftenaufsatz von 1931. Seine unmittelbare Wirkung war ein aufschlußreicher und anregender Briefwechsel mit einer großen Zahl interessierter Forscher wie Karl Haushofer, Werner Sombart, Ferdinand Tönnies, Hans F. K. Günther, Franz Rendtorf u. a. Othmar Spann zeigte ein geringes Verständnis für meine Absichten. Im Frühjahr 1932 konnte ich wenigstens einen Teil meiner ursprünglich zweibändig angelegten Arbeiten unter dem (erst während der Drucklegung gewählten) Sondertitel „Das eigenständige Volk" der Öffentlichkeit vorlegen. Das Buch fand eine unerwartet starke Beachtung. Versuche aus volksdeutsch eingestellten Kreisen, dieser wissenschaftlichen Hilfsarbeit für den Deutschtumskampf zu schneller akademischer Anerkennung zu verhelfen, scheiterten an der Gleichgültigkeit aller zuständigen Stellen vor 1933. Bald nach dem Umbruch entschloß sich als erste die Thüringische Landesregierung, der jungen Volkslehre in Jena eine akademische Wirkungsstätte zu schaffen, von wo aus bekanntlich auch die Rassenkunde ihren akademischen Siegeszug angetreten hat. Der wagemutige Entschluß zur Errichtung des ersten Lehrstuhles für Volkstheorie fand namentlich in volksdeutschen Kreisen außerhalb des Reiches einen starken Widerhall.

Das neue, ursprünglich durchaus mißverständliche Wort „Volkslehre" (man verstand darunter nach dem herrschenden Sprachgebrauch zunächst eine Lehre für das Volk und nicht eine Lehre vom Volk) bürgerte sich erstaunlich schnell ein. Es füllte offenbar doch eine Lücke unseres wissenschaftlichen Denkens in überzeugender Weise aus. Der Durchbruch des Nationalsozialismus beseitigte die letzten Zweifel an der grundlegenden Bedeutung von Volk und Volkstum. Die Lehrerfahrung von 6 Jahren hat erwiesen, daß die Stoffabgrenzung ergiebigen Raum für Vorlesungs- und Übungsthemen, insbesondere auch für Doktorarbeiten verschiedener Fakultäten bietet. So konnte also das Volksdeutschtum in Gestalt dieses Lehrstuhles einen entscheidenden Schritt auf dem Wege seiner wissenschaftlichen Anerkennung und der Würdigung seines Existenzkampfes zu einem Zeitpunkt buchen, wo die Verwirklichung des großdeutschen Traumes trotz der schnellen Erfolge des Nationalsozialismus noch fern schien, statt dessen vielmehr zunächst eine Zeit verschärfter Unterdrückung und Entrechtung des Volksdeutschtums einsetzte.

Wer es unternimmt, die Gestalt des Volkes zu umreißen, wie sie auf den Zinnen des Reiches und auf den Kampffeldern vor seinen Toren dem Mitkämpfer sichtbar wird, für den ist eine kämpferische Sicht vom Volk selbstverständlich. Eine derart gewonnene Volkslehre prüft auch die Elemente der Volksexistenz auf ihre Widerstands- und Einsatzfähigkeit im Kampf des Volkes unter Völkern. Darüber hinaus eröffnet gerade der baltische Blickpunkt besonders bedeutsame volkstheoretische Einsichten, die — wie ich hoffen möchte — auch meiner Arbeit zugute gekommen sind. Besonders ausgeprägt ist bekanntlich die Bodenständigkeit des Baltentums. Eine Volkslehre, die dem Staat den Raum als Waltungsgebiet vorbehält und die Volksgemeinschaft in die bloß geistige Personengemeinschaft verlegt, gibt die besten Überlieferungen gerade unserer Heimat preis. Hier war auf gewisse Irrlehren aus baltischen Kreisen auch eine baltische Antwort notwendig. Auch zum Fragenbereich des Heimatlichen ist aus baltischer Erfahrung mancherlei zu sagen, was den eingeschränkteren oder blasseren Heimatbegriff erweitert oder auffrischt, der aus der Perspektive anderer Stämme und Landschaften gewonnen wird. Der Balte — seit Jahrhunderten einer Herrenschicht angehörig und von einem starken nationalen Überlegenheitsgefühl dem völkischen Nachbarn und Heimataenossen gegenüber aetragen — wird das Moment der Volksehre besonders betonen. Die Wahruna des guten Blutes einer überlegenen Rasse war ihm jedenfalls in der Vergangenheit selbstverständlich. Mischehen mit Juden und Fremdstämmigen überhaupt waren sehr selten. Da dem Balten die Erfahrung eines eigenen mundartlich gebundenen Stammestumes fehlt, wird eine Volkslehre aus baltischer

Sicht sich vor einer Unterschätzung des primitiven Bereiches der Grundkultur im Volkstum mit aufmerksamer Selbstkritik hüten müssen. Gerade der Deutschbalte gäbe aber sein eigentlichstes Bekenntnis zum Volkstum preis, wenn er diesen Begriff im Sinn der früheren Volkskunde auf den Primitivbereich des sogenannten Volksgutes einschrumpfen ließe und die Hochkultur eines geschichtlichen Weltvolkes in einen künstlichen Gegensatz zu dessen Volkstum brächte. Die entwickelte Sprachkultur der baltischen Bildungsschicht, unsere Stellung in Wissenschaft und Kunst, der Niederschlag unseres hochkulturellen Gestaltungswillens in den steinernen Zeugnissen, die wir in der alten Heimat hinterließen: all dies wird den baltischen Volkstheoretiker veranlassen, eine Internationalität auch der Hochkultur nicht anzuerkennen, wie es ja auch unser Landsmann Georg Dehio war, der als erster das deutsche Volk selber zum Helden seiner kunstgeschichtlichen Darstellung erhoben hat.

So gibt es eine Reihe von Momenten, die ein für die Mannigfaltigkeit deutscher Stämme und Volksschläge geschärfter Blick als spezifisch baltische Sicht vom Volke als solchem erkennen wird. Wenn ich mich natürlich auch bemühte, Einseitigkeiten dieser Art zu vermeiden, so darf vielleicht doch betont werden, daß eine Volkslehre selbst aus verengter baltischer Blickrichtung nie eine Volkstheorie aus der Froschperspektive werden wird. Mit diesen Amphibien haben wir zu wenig Verwandtschaft. Was immer auch unseren Aussagen über das Volk an Übersteigerungen, Verzeichnungen und sonstigen Bedingtheiten zur Last gelegt werden mag: ein bestimmtes Niveau der Betrachtung, ein spürbarer Abstand zum Ganzen, aber auch zur eignen Art ist wohl überhaupt dem Deutschtum im Nordostraum gemeinsam, in dem ja der deutsche Geist auch die Wendung zur Kritik im metaphysischen Stil durch den großen Königsberger vollzog. Den Preis, den wir dafür zahlen, liegt in einer Überschärfung verstandesmäßiger Analyse, die zum Nationalismus entarten kann, in jedem Falle aber auf kritische Vorbehalte besonders von süddeutscher Seite gefaßt sein muß. Das dort noch vielfach obwaltende naivere Verhältnis zum Volk fehlt uns in der Tat. Chance und Gefahr für eine Volkslehre aus baltischem Blickwinkel werden dabei in gleicher Weise sichtbar.

Baltisches Erbe ist jedenfalls auch das Bedürfnis, Abstand zu sich selbst zu gewinnen und den eigenen Standpunkt — mitsamt den unvermeidlichen Einseitigkeiten — in eine geistesgeschichtliche Perspektive zu rücken. Was mir vorschwebte, war, in meiner Volkslehre die Spannung zu überbrücken, die zwischen dem Volksgedanken Herders und Justus Mösers bestand und als Widerstreit des nationalen und sozialen Gedankens bis in die Gegenwart nachgewirkt hat. Dabei kann ich mich nach acht Jahren der Fortentwicklung meiner Volkslehre über jenen ersten systematischen Versuch hinaus ohne Scheu dazu bekennen, daß im „Eigenständigen Volk" — weniger stark in meiner früheren und späteren volkstheoretischen Arbeit, die ihren Niederschlag in zahlreichen anderen Schriften gefunden hat — der Schwerpunkt sich zu sehr nach dem Pol Herder verschoben hat. Nun sind freilich weder Möser noch Herder, auf deren Patenschaft ich mich berufen zu dürfen glaube, Söhne unserer engeren Heimat. Aber Herder ist ein uns nachbarlich verwandter Sproß des Nordostens, der seine volkstheoretisch entscheidenden Eindrücke überdies in Livland gewonnen hat. In einem Rigaer Patrizierhaus, mit dem mich unmittelbare Blutsbeziehungen verbinden, ist er mit besonders freundschaftlichem Interesse aufgenommen worden. Mösers Heimat Westfalen aber war zusammen mit Niedersachsen die Urheimat unserer Vorväter. Die ständisch-korporative Welt, die Mösers Volksdenken die Richtung gab, ist bei uns länger lebendig geblieben als in unserem ursprünglichen nordwestdeutschen Wurzelboden. So verbindet uns Balten mit dem einen dieser Paten die Wahlverwandtschaft des Geistes, mit dem anderen weithin die Urverwandtschaft des Blutes. Es ist mehr als zufälliger Bildungseinfluß, wenn in einer baltischen Volkslehre unserer Tage gerade der Schatten dieser beiden Männer beschworen wird.

Aber wie immer es mit diesen Zusammenhängen stehen mag: daß mein erster



Olaikirche in Reval

Versuch einer vorläufig ordnenden, zusammenfassenden und auf das Grundsätzliche gehenden Volkslehre zutiefst in baltischem Wesens-, Erlebnis- und Bildungserbe wurzelt, ist mir untrüglich durch die Aufnahme bewußt geworden, die mein Buch in Zustimmung und Kritik gefunden hat. Um es etwas überspitzt auszudrücken: während meine Volkslehre auch noch von politisch gegnerischer baltischer Seite verstanden worden ist, mußte ich eigentümliche Mißverständnisse in andern Gauen Deutschlands selbst unter Gesinnungsverwandten feststellen. Von Zeugnissen offenbarer Böswilligkeit oder Gedankenlosigkeit sehe ich dabei natürlich ab. Aber schon in den geistigen Ansprüchen, die diese Volkslehre an kritisches und abstraktives Denken stellt, in der Absage an die billige und gemütvolle oder auch pathetische Phrase, im gedrängten Stil und dem Verzicht auf breite Ausmalung von Beispielen, in der Gefühlsverhaltenheit und der polemischen Fechterfreude und manchem anderen mehr ist dieses Werk offenbar noch wesentlich baltischer ausgefallen, als mir das selber bewußt wurde. Und so erfüllt es mich immerhin mit einiger Genugtuung, daß meine Rezensenten und Kritiker oft genug da, wo sie mir persönliche Anerkennung zollten oder mich selbst zu treffen glaubten, in Wirklichkeit auf den baltisch bedingten Volkstheoretiker und seine angestammte Art gezielt haben. So sehr ich mir der Grenzen des Könnens und Gelingens bei einem ersten und derart schwierigen Versuch einer Lehre vom Volk bewußt bin: ein anderer Stamm hat sich überhaupt noch nicht an das Unternehmen gewagt, und die besonderen Möglichkeiten und auch Grenzen, die im baltischen Bluts- und Geisteserbe ihren Grund haben, will ich gern und mit Stolz gelten lassen. Jeder stammlich geformte deutsche Typus hat seine besonderen Möglichkeiten und Grenzen. Und ein gestalt- und konturloses Allerweltsdeutschtum will ich um seine etwaige Grenzenlosigkeit nicht beneiden.

Auf einen Einwand gegen die Lehre vom „eigenständigen Volk" will ich aber noch kurz eingehen, weil er mit gewissen baltischen Traditionsfaktoren zum mindesten zusammenhängt. Meiner Theorie wurde gelegentlich nachgesagt, daß in ihr der Staat zu kurz komme. Im Ganzen halte ich den Vorwurf für ein Mißverständnis. Richtig bleibt aber, daß dem Balten, der noch als Untertan des Zaren zu Beginn der schärfsten Russifizierungszeit geboren wurde, ein andrer und mühseligerer Weg zur grundsätzlichen Staatsbejahung vorgezeichnet war als etwa einem Altpreußen, so viel auch die Söhne aus beiden Teilen des alten Ordenslandes miteinander verbindet. Wir Volksdeutschen aus dem Ausland brauchen uns des härteren Anmarsches nicht zu schämen.

Oft genug stießen wir uns im Nationalitätenkampf am Staate, der nicht unser Freund oder gar unser Widersacher war. Und immer war die Selbstbehauptung aus eigener Kraft unser höchster Stolz und eigentlicher Ruhmestitel. Aber unsere Sehnsucht blieb auf das Reich gerichtet und sah in ihm anderes und mehr als einen beliebigen Staat unter Staaten. Im Schlußabschnitt meiner „Deutschen Grenzlande" schrieb ich 1925: „Der Kampf um Scholle und Eigen, den das Mutterland heute — Weiße gegen Weiße! — zu führen hat, setzt sich an den Grenzen in dem Kampf um deutsche Sitte und Art, um Glauben und Sprache, um Volkstum und Heimat, um Bodenständigkeit und Wirkungsraum deutschen Grenzvolkes fort. Der Einzelne möchte manchmal erlahmen. Ihn stärkt das Bewußtsein treuer Mitkämpferschaft aller in West und Nord und Süd und Ost bedrohten Deutschen, das Vertrauen auf eine völkisch großdeutsche Gemeinschaft unverbrüchlichen Widerstandes und der Wille zu einer von Frankreich, Rußland und Amerika verratenen Gemeinschaft der weißen Rasse. Die Formen des Widerstandes wandeln sich, der Kampf selber bleibt. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation gehört einer versunkenen Vergangenheit an. Die glanzvolle Schöpfung Bismarcks war nur ein kurzer Traum. Unser Blick ist auf das Dritte Reich gerichtet. Heute stecken wir allenthalben tief im Unerträglichen und Vorläufigen. Doch mag, wo immer, feige Erschlaffung obsiegen: an den Grenzen kämpft unser Volk." Und im Vorwort zum „Eigenständigen Volk" (1932) heißt es, als würde dieser Satz einfach fortgesetzt: „Dieser ständigen Berührung mit den konkreten Trägern des Grenz- und

Volkstums-Kampfes deutscher ebenso wie nichtdeutscher Nationalität verdankt dieses Buch vielleicht sein Bestes. Volkstheorie ist ein politisches Wissen und steht als solches an der Grenze zwischen Schau und Tat. Ihre Begriffe sind nicht nur Umgriffe, sondern zugleich Zugrisse. Zugriff aber erfolgt im Element der Entscheidung und ist selber Politik. Volk und Volkstum sind heute überaus umkämpfte Größen: so kann auch ihre Theorie so wenig wie jede lebendige Staatstheorie in unserer Zeit dem Kampf entzogen bleiben. Volkstheorie ist Wissenschaft inmitten der Krise. Diesen Standort kann und will sie nicht verleugnen. Er bedingt ihre besondere Ehre."

In den wiederum sieben Jahren, die seither verstrichen sind, haben sich Wandlungen der deutschen Volksexistenz vollzogen, die damals der kühnste Traum nicht ermaß, weil sie dem Genie eines Führers verdankt werden, wie ihn ein Volk als unbegreifliches Geschenk der Vorsehung in Jahrhunderten nur einmal erhält. Es eröffnen sich, wenn der Endkampf mit unserem unerbittlichen Gegner jenseits des Kanals siegreich bestanden ist, Möglichkeiten einer deutschen Volks- und Reichsgestaltung, die auch die Volkslehre zu einer Überprüfung jeder These und jedes Gedankenansatzes verpflichten, die in einer überwundenen Krisenlage verfochten wurden und verfochten werden mußten. Jetzt ist auch das Baltentum in den revolutionären Umbruch der Zeit hineingerissen. Es verteidigt nicht allein ein altes und edles Erbe. Es ringt auch um eine neue Sendung. Nur doktrinärer Eigensinn und schulmeisterliche Rechthaberei, die nicht zu den vorherrschenden Zügen unseres Stammes gehören, könnten sich den Aufgaben entziehen, die eine von Grund auf neue Zeit auch an den baltischen Volkstheoretiker stellt. Galt das Baltentum der Demokratie, die im Weltkrieg die Macht in Deutschland an sich riß, als ein Element der Reaktion, so mochte das damals, als Widerstand gegen einen uferlosen Fortschrittswahn wahrhaft vonnöten war, immerhin als ein Ehrentitel gelten, obgleich ich persönlich mich nie zu dieser Losung bekannt habe. Das heimkehrende Baltentum kann nur im Bunde mit der neuen Zeit das Beste seines Erbes wahren. Dazu gehört ein gut Stück erlittener und erlebter Volkslehre. Diese seine Volkslehre wird in einer Welt nicht zur leeren Formel erstarren, deren Grundkräfte sich gewandelt haben und sich ständig weiter wandeln. Aus dem eigenständigen sind wir jetzt zum herrscherlichen Volke geworden. Das Volkstum hat über alle Kräfte räumlich-staatlicher Zerreißung und Verschränkung gesiegt. Und wenn wir Balten auch dem Willen und Beschluß des Führers den geliebten Heimatboden zum Opfer bringen mußten: unserem Volke halten wir die Treue und das Reich muß uns doch bleiben!

Paul Krannhals †

Der Lebenssinn der Wissenschaft

Was ist Wissenschaft? Woher kommt sie? Worauf zielt sie? Hat erst der Mensch sie erfunden oder gefunden? Oder besitzt bereits das untermenschliche Leben so etwas wie eine Wissenschaft, wenngleich nicht im üblichen Sinne?

In der Tat entsteht Wissen schon überall dort, wo sich Lebensformen mit ihrer Umwelt aktiv auseinandersetzen, wo sie die Umwelt in ihr Eigenleben aufnehmen, als Merkwelt erleben. In diesem Erleben kommt alles Wissen, entfaltet sich auch alle menschliche Wissenschaft als begriffliche Ordnung von Erlebnissen.

Aber welche Bedeutung hat nun ursprünglich der Erwerb von Wissen für die Lebensformen? Zweifellos keine andere, als ihre Erhaltung und Entfaltung im Daseinskampfe zu ermöglichen. Das Wissen ist für das Leben Mittel und Werkzeug zu seiner Erhaltung und Entfaltung. Dadurch, daß die Umwelt irgendwelche Reize auf den Organismus ausübt, wird derselbe aus seinem bisherigen Gleichgewicht gebracht und dazu veranlaßt, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Die Lebensform muß zu den Reizen der Außenwelt irgendwie Stellung nehmen. Aber in welchem Sinne nimmt sie dazu Stellung? Ganz allgemein in dem Sinne, daß sie darüber entscheidet, ob der Reiz für sie eine positive oder negative Lebensbedeutung besitzt. Soll der Gegenstand, von dem der Reiz ausgeht, aufgesucht oder gemieden werden? Das ist die ursprüngliche Frage. Diese Orientierung des Lebens in seiner Umwelt zum Zwecke seiner Erhaltung und Entfaltung ist letzten Endes der urtümliche Lebenssinn aller Wissenschaft. Die Erfahrung schafft gleichsam neue Organe, neue Werkzeuge der Selbstbehauptung und erschließt damit immer weitere Lebensmöglichkeiten.

So weist auch der Lebenssinn der menschlichen Wissenschaft grundsätzlich in die gleiche Richtung der Erhaltung und Entfaltung des Lebens. In diesem Dienst am menschlichen Leben erhält alle Wissenschaft erst ihren positiven Lebenswert. Nur dort, wo dieses organische Mittel-Zweckverhältnis zwischen Wissenschaft und Leben besteht, ist das Wissen am Ziel, erfüllt es seinen Lebenssinn. Hiernach erhebt sich die Forderung, das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Leben derart zu gestalten, daß das menschliche Leben den größtmöglichen Nutzen vom Wissen zieht. Umgekehrt sind alle diejenigen Erscheinungen zu bekämpfen, welche die Wissenschaft irgendwie als Beherrscherin des Lebens kennzeichnen. Denn hier haben wir es mit einer entwurzelten mechanischen Denkweise zu tun, welche das Mittel zum Selbstzweck erhebt, welche den Wissensstoff über die lebendige Form stellt, in der das Wissen allein fruchtbar sein kann und soll. „Was fruchtbar ist, allein ist wahr." Dieses Goethewort könnte man als Motto über das Kapitel vom Lebenssinn der Wissenschaft schreiben.

Welches ist nun aber der allgemeine Prüfstein dafür, wann sich das Wissen als fruchtbar, als lebenswahr erweist und wann nicht? Dieser Prüfstein ist die ganze Lebenslage eines Volkes, seiner Kultur. Befindet sich ein Volk, trotz des hohen Standes seiner Wissenschaft, auf einer kulturell absteigenden Linie, so erfüllt der wissenschaftliche Stand des Volkes eben nicht seinen Lebenssinn. Dann kehrt sich das Werkzeug gegen seinen Erzeuger, das Wissen gegen das Leben.

Gewiß kann und soll die wissenschaftliche Forschung als solche unbekümmert um den Lebenswert ihrer Ergebnisse verfahren. Dieser echt wissenschaftliche Standpunkt ist unendlich begrüßenswerter als die völlig unbefugte Anmaßung mancher Wissenschaftler, von ihrem Wissensgebiet

aus Werturteile über den Sinn des Daseins abzugeben und so die Wissenschaft als einen Ersatz für Weltanschauung oder Religion anzubieten. Dennoch legt die Wahl eines Wissensgebietes, auf dem wir uns als Forscher oder Lehrer betätigen wollen, die Beziehung zum wertenden Standpunkt des Lebens um so näher, je mehr ein Volk in Not ist. Sei diese Not nun materieller oder geistig-seelischer Art. So hatte der Weltkrieg alle Volkskräfte in ein und dieselbe Richtung der Verteidigung des Vaterlandes eingespannt. Auch die Vertreter der Wissenschaft wurden dazu veranlaßt, ihre Tätigkeit nach Möglichkeit auf den Lebenswert des Volksganzen einzustellen. Sollte aber diese Grundhaltung nicht auch in den sogenannten Friedenszeiten eines Volkes Platz finden? Ist denn der sogenannte Friede — insbesondere der gegenwärtige — nicht auch eine Art Kriegszustand? Nur, daß jetzt der Krieg zwischen den Völkern mit andern Mitteln geführt wird? Ist nicht das Leben immer ein Kampf, und kommt es in dem siegreichen Bestehen dieses Kampfes nicht gerade auch auf das wissenschaftliche Rüstzeug an?

Mehr noch als für die wissenschaftliche Forschung gelten diese Erwägungen für Vermittlung vorhandenen Wissens. Das bekannte Wort „Wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben", gilt hier für den Lehrenden in gleicher Weise wie für den Lernenden. Die Unterrichtsmethoden, aber auch die Auswahl des Wissensstoffes sollte vor allem vom wertenden Leben vorgenommen werden. Etwa nach dem Grundsatze Goethes:

„Was Euch nicht angehört,
Das müßt Ihr meiden,
Was Euch das Inn're stört,
Dürft Ihr nicht leiden."

Es ist derselbe Grundsatz, den auch der Instinkt der untermenschlichen Lebensformen befolgt. Daher gilt es, auch im deutschen Menschen die instinktiv bewertenden Lebenskräfte wieder zu entbinden, zu klären und zu stärken. Denn das Wissen soll ja fruchtbar gemacht, in der Seele des Aufnehmenden organisiert werden. Nur dann wird das Handeln auf Grund eines Wissens auch mit den Forderungen des eigenen Seelentums in Einklang stehen.

Wenn heute große Teile des Volkes atheistisch eingestellt sind, so kommt in dieser Haltung ein nur mechanisch und bruchstückhaft angeeignetes Wissen zum Ausdruck. Dieses mechanische Wissen ist nicht erlebt, nicht im wertenden Seelentum des Wissenden organisiert. Es hat in seinen Auswirkungen den Urteilsspruch der wertenden Seele gleichsam umgangen.

Der Grund hierfür liegt in dem mangelnden Erlebnis des eigenen artbewußten Seelentums, der instinktiven organisierenden Kräfte. Es kommt nicht zu einem innerlichen Aufnehmen des Gewußten, weil der Boden für diese Aufnahme nicht genügend bereitet ist. Und dieser Boden ist wieder deshalb nicht genügend bereitet, weil wir seit Jahrhunhunderten immer mehr den Schwerpunkt unseres Wesens nach draußen, in das objektive Sachwissen, statt nach drinnen, in die wertende Seele selbst legten. Infolge dieser nur nach außen gerichteten Grundtendenz ist das Seelentum verkümmert, ist die organisch wertende Instanz ganz in den Hintergrund des Bewußtseins gedrängt worden. Von ihrer Verlebendigung, von der Kraft, die sie noch zu entfalten vermag, hängt aber die Möglichkeit einer kommenden deutschen Kultur ganz und gar ab.

Die Eigengesetzlichkeit des Lebens ist die alleingültige Wertinstanz. In der Bewertung der Erscheinungen muß sich daher auch die Organisation der wertenden Lebensform ausprägen. Der Vogel wird eine anders geartete Merkwelt, ein anders geartetes Wissen haben als der Fisch im Wasser, als das Wild im Walde, als der Mensch. Und ebenso werden die verschiedenen Lebensformen das Gemerkte, das Gewußte verschieden beurteilen, bewerten. Was für die eine Lebensform von großer positiver Lebensbedeutung ist, kommt der anderen oft gar nicht zum Bewußtsein oder hat für sie eine durchaus negative Lebensbedeutung. Diese Unterschiedlichkeit der Bewertung kommt auch in den Beziehungen der Lebensformen zueinander in ausgedehntestem Maße zum Ausdruck. In ihrem Kampf ums Dasein hat beispielsweise das Huhn für den Fuchs eine positive Lebensbedeutung, umgekehrt der Fuchs für das Huhn eine entsprechend negative Le-

bensbedeutung. Einer ähnlichen Verschiedenheit in der Bewertung ein und derselben Erscheinung begegnen wir aber auch innerhalb des Menschengeschlechtes in ausgedehntestem Maße. Denn auch die Menschen sind verschieden organisiert. Das deutsche Seelentum wertet aus seiner blutbestimmten Lebensgesetzlichkeit heraus anders als etwa das chinesische oder jüdische oder sonst ein anders geartetes Seelentum. Bedenkt man nun, welche ungeheure Fülle von Wissensstoff die Menschheit im Laufe der Jahrtausende angehäuft hat und stellt man dieser unübersehbaren Wissensfülle die unterschiedliche Lebensgesetzlichkeit der Völker und Individuen gegenüber, so leuchtet es ein, daß lange nicht alles irgendwie und irgendwo bekannt gewordene Wissen für das deutsche Leben fruchtbar sein kann. Es leuchtet ein, daß ihm vieles Wissen unter Umständen ebenso schädlich werden kann wie der Fuchs dem Huhn.

Damit tritt an uns die Forderung nach einer Organisation des Wissens heran. Diese Forderung stellt im Grunde niemand anderes als die Lebensgesetzlichkeit der deutschen Volksgemeinschaft, die jeder einzelne Volksgenosse als die oberste wertende Instanz anerkennen muß. Gewiß kann diese oberste wertende Instanz praktisch nur in den Repräsentanten der Volksgemeinschaft zum Ausdruck kommen. Als Repräsentanten werden vor allem diejenigen Persönlichkeiten gelten, die ein starkes, unbeirrbares ursprüngliches Gefühl für das Seelentum des eigenen Volkes haben. Sie müssen den sicheren Instinkt für das zeigen, was wahrhaft deutsch ist. Und sie müssen den zielbewußten Willen haben zur Abwehr aller dem deutschen Seelentum feindlich gesinnten oder für dasselbe unverdaulichen Fremdgesetzlichkeit. Ferner müssen sie als Vorkämpfer einer Organisation des Wissens im Sinne der Klärung, Erhaltung und Entfaltung der Volksgemeinschaft einen Überblick über die lebendigen Zusammenhänge innerhalb der Volksgemeinschaft haben. Sie dürfen nicht spezial, sondern müssen universal veranlagt sein. Denn hier handelt es sich ja nicht um wissenschaftliche Einzelforschung, sondern eben um das intuitive Erfassen der lebendigen Zusammenhänge der Einzelgebiete. Alles Einzelwissen — mag es noch so gründlich sein —, alle Begabung für diesen oder jenen Zweig der Wissenschaft, spielt hier nur die Rolle eines geeigneten oder ungeeigneten Materials zur Organisation des Wissens im Sinne der Klärung, Erhaltung und Entfaltung der Volksgemeinschaft.

Die Art der nationalen Organisation des Wissens kann hier nur kurz angedeutet werden. Wenn wir als unsere Heimat nicht nur das deutsche Vaterland bekennen, sondern auch das blutbestimmte Seelentum, in dem wir zu Hause sind, so können wir auch von einer notwendigen Organisation des Wissens im Heimaterlebnis sprechen. Diese Organisation wäre nun nach drei miteinander organisch zusammenhängenden Hauptrichtungen zu gestalten. Die Wegweiser dieser Organisation sind: die Natur des deutschen Volkes — die Natur seiner Heimat — und die Kultur des deutschen Volkes. Also die Kenntnis von Blut und Boden und ihren Wechselwirkungen in der Erzeugung einer wahrhaft organischen deutschen Kultur.

Nun zeigt aber die bisherige Geschichte der deutschen Kultur durchaus keinen stetigen organischen Verlauf. Im Gegenteil machen sich in ihr die Einflüsse eines nur mechanischen Wissens, einer nur mechanischen Übernahme fremder Erscheinungen sehr stark bemerkbar. Wir erinnern nur an die Periode der sogenannten Aufklärung, an das Gedankengut der französischen Revolution, an den englischen Wirtschaftsliberalismus, an die Übernahme des römischen Rechtes usw. Zweifellos müßten in der nationalen Organisation des Wissens auch die Fremdeinflüsse bewußt gemacht werden. Aber das Wissen um das Fremde darf immer nur als Mittel zur Verdeutlichung des eigenen Wesens am Gegenbeispiel gewertet und gehandhabt werden.

Wie alle Erziehungsmittel, so muß auch das Hochschulwesen der Verlebendigung völkischer Art, der Klärung, Erhaltung und Entfaltung organischer Zusammenhänge innerhalb der Volksgemeinschaft dienen. Auch die Hochschule muß als ein lebendiger Organismus wirksam sein,

nicht aber als ein mechanisches Aggregat voneinander isolierter Fachschulen mit dem Berechtigungsschein als wesentlichstes und oft einziges Ziel des Studiums. Jedes Wissensfach, jede den Einzelfächern übergeordnete Fakultät muß den Gliedschaftscharakter am Ganzen zum Ausdruck bringen. Gliedschaft aber heißt: in aller Sonderfunktion zugleich die Idee des Ganzen lebendig wirksam werden lassen. Nur dann läßt sich im organischen Sinne von einer Universität als einem lebendigen Ganzen sprechen. Sie soll vor allem das organisch Ganze der nationalen Bildung, der nationalen Organisation des Wissens verkörpern. Sie soll die Möglichkeit geben, von jedem Sonderfache aus einen Überblick über die Zusammenhänge im Lebensganzen der Volksgemeinschaft zu erhalten. Der Fachschulbetrieb der Hochschulen bedarf so einer philosophischen Durchdringung des gesamten Unterrichts. Denn nur der philosophische Geist vermag das im Laufe der Jahrhunderte wissenschaftlich immer mehr voneinander Isolierte wieder zur lebendigen Einheit zu verbinden.

Die Hochschule soll ja keineswegs nur Berufsmenschen heranbilden, die sich gegen alle anderen Wissensgebiete, welche nicht in ihr Fach fallen, wie mit Scheuklappen wappnen. Die vornehmste Aufgabe der Hochschulerziehung ist vielmehr die Heranbildung der künftigen geistigen Führerschicht der Nation. Wahres Führertum muß aber auch in der Ausübung eines Spezialberufes immer im Ganzen leben. Es muß immer von dem Gefühl durchdrungen sein, daß der Beruf vor allem sittlicher Dienst am Volksganzen ist.

Das Leben ist mehr wert als die Wissenschaft. Versagt die Wissenschaft in der kritischen Zeit, in der es sich um Sein oder Nichtsein des deutschen Lebens handelt, so vermag sie den notwendig zu erfüllenden Forderungen dieses Lebens nicht gerecht zu werden, so erfüllt sie auch nicht ihren Lebenssinn, ist sie hierin tote, nicht lebendige Wissenschaft. Auch der Vertreter der Wissenschaft sollte immer dessen eingedenk sein, daß die Wissenschaft selbst immer nur ein Produkt des in seinem tiefsten Wesen metaphysischen und daher unbegreiflichen Lebensprozesses ist. Das schöpferische Leben selbst hat das Wissen als sein Werkzeug herausgestellt, damit es ihm in Ehrfurcht diene. Die kommende Kulturepoche wird auch hinsichtlich des Wissenschaftsbetriebes im Zeichen des metaphysischen Lebens als der wertenden Zentralinstanz stehen müssen, oder sie wird nicht sein.

Der Lebenssinn der Wissenschaft ist das Leben selbst. Wir dienen dem Leben noch nicht dadurch, daß wir es wissenschaftlich zu begreifen suchen, sondern erst dadurch, daß wir das Begriffene wieder in den Lebensprozeß der Gesamtheit einströmen, in ihm fruchtbar werden lassen. Heute stehen wir ja in einer Wende der Zeiten, die das Bewußtsein vom dienenden Sinn der Wissenschaft als eine der wichtigsten Grundlagen unserer kulturellen Wiedergeburt zu erfassen beginnt. Nach jahrhundertelanger, wahlloser Anhäufung von Wissensstoff, an dem die ablaufende Kulturepoche erstickt, beginnt nun die Ordnung, Organisation des aufgehäuften Wissens im Sinne der Klärung, Erhaltung und Entfaltung unserer Volksgemeinschaft. In diesem Wirken stehen wir schon jenseits der ablaufenden Kulturepoche, winkt uns schon das Morgenrot des kommenden Tages der Deutschen. Der Tag der Deutschen aber ist die Ernte der ganzen Zeit [1]).

[1]) Diese 1931 geschriebene Arbeit gibt dem gleichen Grundgedanken Ausdruck, der in dem gleichnamigen Kapitel der Schrift „Revolution des Geistes" (Armanenverlag, Frankfurt a. M.) und dem soeben unter dem Titel „Lebendige Wissenschaft" erschienenen Sonderdruck aus dem Hauptwerk von Paul Krannhals „Das organische Weltbild" (Verlag F. Bruckmann, München 1928, ungekürzte Volksausgabe 1934, 1936) näher beleuchtet wird.
(Paul Krannhals-Archiv, Marburg.)

Christian v. Kleist

Die Anfänge deutscher Kolonialpolitik im 17. Jahrhundert

Der Große Kurfürst und Herzog Jakob von Kurland

Nach dem großen kolonialen Aufschwung Deutschlands in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte die Forschung Anlaß, darauf hinzuweisen, daß die ersten Bestrebungen nach Erwerb überseeischen Besitzes in der deutschen Geschichte bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen. Denn unter den großen Erfolgen, welche die Bismarcksche Ära auch auf diesem Gebiet brachte, war es in der Masse fast in Vergessenheit gesunken, daß schon im Zeitalter des Merkantilismus der Große Kurfürst von Brandenburg Überseehandel getrieben und den Wert des Kolonialbesitzes erkannt hatte. Noch weniger wußte man von den kolonialen Bestrebungen seines Schwagers, des Herzogs Jakob von Kurland.

Zu Unrecht hat eine spätere Zeit die Kolonialpolitik dieser beiden Herrscher zu verkleinern gesucht. Wenn ihnen auch für die Dauer der Erfolg versagt blieb, so lag das nicht nur an dem verhältnismäßig geringen Aufwand, den diese Länder sich leisten konnten, sondern vor allem an der Mißgunst der damals führenden Seemacht Holland, zu der bald auch England hinzukam. Indem diese Staaten deutsche Schiffe kaperten, ihre Söldner abspenstig zu machen versuchten und den Handel durch Konkurrenz schwächten, haben Brandenburg und Kurland schwere Verluste erlitten. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß sie nach anfänglichen Mißerfolgen sich durchzusetzen die Kraft hatten und manche schöne Gewinne aus ihren Unternehmungen zu ziehen begannen. Wenn dann auch die Verhältnisse im eigenen Lande den Verzicht auf Kolonien erforderten, so wirkte doch diese Anregung auf spätere Geschlechter fort, bis nach hundertfünfzig Jahren das zweite Reich mit größeren Machtmitteln seine Kolonialpolitik durchsetzte, in welcher Männer wie Lüderitz und Peters sich ruhmvoll verdient machten und ihre Namen mit der Geschichte dieser Zeit für immer verbanden. Da heute die Kolonialfrage für Deutschland wieder größte Bedeutung gewonnen hat, mag die Erinnerung an jene ersten Versuche im 17. Jahrhundert von Nutzen und Interesse sein.

Früh schon hatte der Große Kurfürst durch seinen Jugendaufenthalt in Holland, durch seine Beziehungen zum Hause Oranien, die zur Ehe mit Luise Henriette von Oranien führten, die Bedeutung des Welthandels kennengelernt. Zum Beginn seiner Regierung schreibt er: „Der gewisseste Reichthumb und das Aufnehmen eines Landes kommt aus seinem Commercium her." Aus Holland kam dem Kurfürsten der erste Berater zur Ausführung seiner überseeischen Pläne in dem Admiral Aernoult Gijsels van Lier. Dieser machte ihn schon im Jahre 1647 mit dem Gedanken der Gründung einer ostindisch-brandenburgischen Gesellschaft vertraut. Mit Eifer nahm der Kurfürst diesen Gedanken auf. Es galt zunächst im Stillen zu arbeiten, da die holländische Konkurrenz Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Pillau in Ostpreußen sollte Haupthafen und Stapelplatz werden. Auch wollte man die alten Hansestädte für das Unternehmen gewinnen. 1651 waren Verhandlungen mit Hamburg im Gange. Dann wurde eine Mission unter dem brandenburgischen Kammersekretarius Johann Friedrich Schlezer nach Dänemark gesandt, um Zollerleichterungen für brandenburgische Schiffe beim Passieren des Öresunds zu erreichen. Diese Aktion hatte Erfolg; jedoch zerschlugen sich die Verhandlungen wegen Ankaufs der Stadt Tranquebar an der

Koromandelküste. König Friedrich III. hatte sie Friedrich Wilhelm angeboten; ein ausgedehnter Schriftwechsel zwischen den Herrschern und mit der dänischen Überseegesellschaft folgte, aus welchem hervorgeht, daß das Unternehmen aus eigenen Mitteln nicht mehr aktionsfähig war, vom Kurfürsten eine Sanierung erhoffte, die Lasten von sich abwälzen, jedoch weitgehende Nutznießung ziehen wollte. Friedrich Wilhelm wie auch Schlezer durchschaute die Unrentabilität, so daß sich die Verhandlungen in letzter Stunde zerschlugen.

In den kommenden Jahren ruhte die koloniale Tätigkeit des Großen Kurfürsten, da die Abwehr äußerer Feinde die ganze Kraft des Landes in Anspruch nahm. Gegen Polen, Schweden und Frankreich behauptete sich Brandenburg-Preußen in siegreichen Kriegen, die zu einer neuen Machtentfaltung führten. Zunächst aber galt es, im gewonnenen Frieden den Wohlstand des Landes zu heben, Verwaltung und Heer zu organisieren. Erst um 1680 konnte Friedrich Wilhelm seine kolonialen und handelspolitischen Versuche wieder aufnehmen. Sein wichtigster Berater, Mitarbeiter und Unternehmer wurde der Holländer Benjamin Raule, zuvor Schöffe und Rat der holländischen Stadt Middelburg. Schon im Kriege gegen Schweden zeichnete er sich aus. Nach der Schlacht bei Fehrbellin wurden die Kriegsoperationen zu Lande von der See her unterstützt. Raule schuf dem Kurfürsten eine kleine Kriegs- und Handelsmarine und leitete die Unternehmungen zur See. Ein Marineetat von 1681 nennt dann dreißig größere und kleinere Kriegsschiffe, die in einem Gefecht mit Spanien wegen schuldiger Subsidiendienste erfolgreich eingesetzt wurden.

Nun wurde Raule die treibende Kraft bei der Gründung der brandenburgisch-afrikanischen Kompanie. Zum Haupthafen wurde jetzt die friesische Stadt Emden. Raule stellte sein Vermögen in den Dienst der Sache und dem Kurfürsten zur Verfügung. Nach anfänglichen Mißerfolgen wegen holländischer Schikane gelang es ihm, an der Goldküste von Guinea Fuß zu fassen. Es kam zu Verhandlungen mit den Häuptlingen der Negerstämme und zum Erwerb von Land. Von den Forts wehte die brandenburgische Handelsflagge, der rote Adler auf weißem Felde. Groß-Friedrichsburg wurde errichtet und später Accada, Toccarary und ein Stück von Arguin in Besitz genommen. Danach gelang es der Gesellschaft noch sich auch im westindischen Archipel auf der Insel St. Thomas niederzulassen. Ein mit Dänemark, das Besitzer der Insel war, auf dreißig Jahre abgeschlossener Vertrag lautete dahin, daß der Kompanie zustünde, „in einer näher zu bezeichneten Gegend so viel wüstes Land in Besitz zu nehmen, als sie mit 200 Sklaven zu bebauen im Stande ist, darauf die Jagd und Fischerei auszuüben, ferner Wohn- und Packhäuser bauen und Handel, namentlich mit Sklaven, treiben“.

Mit Stolz konnte der Große Kurfürst am Ausgang seiner erfolgreichen Regierungszeit auch auf seine koloniale Tätigkeit zurückblicken. Brandenburg, das einst mit dem Deutschen Orden das östliche Binnenland kolonisiert und kultiviert hatte, begann nun auch nach Übersee seinen Einfluß und seine Macht geltend zu machen. Auf den Weltmeeren und auf den Kaps wehte neben den Flaggen Hollands, Englands und Frankreichs die brandenburgische. An feindseligen Handlungen der Seemächte hat es freilich bis zuletzt nicht gefehlt. Trotzdem begann der Kapitalaufwand sich zu rechtfertigen. Ein Handel mit Gold, Elfenbein und den Naturprodukten der Kolonien erblühte. Unter dem Nachfolger des Großen Kurfürsten, unter König Friedrich I., wurden diese ersten Versuche noch erhalten und fortgesetzt. Immer schwieriger jedoch gestaltete sich das Verhältnis zu Holland und England. Friedrich Wilhelm I., der große Soldatenkönig, verzichtete deshalb auf seinen überseeischen Besitz, da der innere Aufbau des Landes alle Mittel und alle Kraft erforderte. So kam es zum Verkauf der preußischen Kolonien an Holland. Damit endete dieses Kapitel deutscher Überseepolitik, um einer späteren Zeit seine Fortsetzung vorzubehalten.

Zu ihm jedoch gehört auch die Kolonialpolitik Kurlands im 17. Jahrhundert unter dem Herzog Jakob, der der Familie von Kettler entstammte. Er war



Petrikirchturm und Giebel des Schwarzhäupterhauses in Riga

mit Luise Charlotte von Brandenburg, einer Schwester des Großen Kurfürsten, verehelicht. Beide Herrscher zeichnete politischer Weitblick, Unternehmungsgeist und ungewöhnliche Willenskraft aus. So bestand eine geistige Verwandtschaft neben den freundschaftlichen Beziehungen dieser überragenden Persönlichkeiten. Ihre Länder waren auch durch die geschichtliche Vergangenheit miteinander verbunden. Die Herzogtümer Preußen und Kurland waren als altes deutsches Ordensland im 16. Jahrhundert unter polnische Lehnshoheit gekommen. Während für Preußen der Friede von Oliva die Befreiung brachte, verblieb Kurland bis zur dritten Teilung Polens in polnischer Abhängigkeit und fiel dann an Rußland. Als Brandenburg-Preußen unter der genialen Führung des Großen Kurfürsten zur europäischen Macht emporwuchs, war es das tragische Schicksal Kurlands, daß es von den Großmächten Polen, Schweden und Rußland bedroht, schwer und zuletzt erfolglos um seine Selbständigkeit ringen mußte. So konnten die bedeutenden geistigen und politischen Fähigkeiten Herzog Jakobs kein entsprechendes Wirkungsgebiet finden. Zweifellos ist er der Bedeutendste unter den Herzögen Kurlands aus dem Geschlecht von Kettler und hat sein Land bis zur hereinbrechenden Katastrophe im schwedisch-polnischen Kriege zu einer bis dahin nicht erreichten Blüte und Macht geführt. Auch seine kolonialen Bestrebungen trugen dazu bei. —

Als der Große Kurfürst 1650 mit dem Gedanken der Gründung einer brandenburgisch-ostindischen Kompanie trug und mit Hamburg und Dänemark in Verhandlungen stand, war er auch an den Herzog Jakob herangetreten, um seinen Rat einzuholen und vielleicht seine Teilnahme am Unternehmen zu gewinnen. In seinem Antwortschreiben gibt der Herzog die Unsicherheit des Unternehmens zu verstehen und hält die Teilnahme für nicht vorteilhaft. Er selbst stand durch seinen Kammernherrn von Puttkammer mit Holland in Verhandlung, die ebenfalls scheiterte. Da entschloß er sich zu selbständigem Handeln. Er schuf eine kleine Handelsflotte und kaufte an der Westküste Afrikas, an der Mündung des Gambia von dem Negerhäuptling von Cumbo die Insel St. Andreas und erwarb später noch andere Distrikte stromabwärts im heutigen Gebiet von Dschillifree und Baiana. Es wurden Forts errichtet, die den Fluß beherrschten. Die deutschen Gouverneure Foch, Stiel und Trotta von Treyden verwalteten die Kolonie. Es entwickelte sich ein ansehnlicher Handel mit Indigo, Kaffee, Ebenholz, Elfenbein und Gold. Von den Kaps wehte die kurländische Handelsflagge — rot mit einem schwarzen Taschenkrebs in der Mitte. Jedoch auch hier hatte es die Besatzung schwer, sich gegen die Mißgunst der holländischen Kompanie durchzusetzen, welche oft die Landung der kurländischen Schiffe erschwerten oder sie kaperten. Auch England beteiligte sich an diesen Gegenaktionen, bis es Herzog Jakob gelang, mit Cromvell einen Neutralitätsvertrag zu schließen.

Außer den Besitzungen am Gambia erwarb Kurland auch noch die Insel Tabago im Westindischen Archipel durch Kauf von der englisch-amerikanischen Handelsgesellschaft. 1654 wollten die holländischen Kaufleute Lampsins sich der Insel bemächtigen, fanden jedoch die Hauptforts bereits von Kurländern besetzt. Als dann aber 1658 Kurland von schwedischen Truppen heimgesucht und verwüstet, der Herzog als Gefangener nach Iwangorod geführt wurde, gelang es den Holländern in Tabago, die Leute Jakobs von der Unwahrscheinlichkeit seiner Restitution zu überzeugen und zum Abfall zu überreden. Nach seiner Wiedereinsetzung machte der Herzog zwar die kurländischen Rechtsansprüche geltend, konnte jedoch nur die Vergütung des beschlagnahmten Inventars durchsetzen.

Ähnlich erging es auch der Kolonie am Gambia. Hier benutzte die holländische Kompanie ebenfalls die Zeit der Gefangenschaft des Herzogs, um sich in rechtswidriger Weise der Insel und des Landes zu bemächtigen. Zwar setzte der Kapitän Stiel den Holländern energischen Widerstand entgegen, doch kam es zu einer Meuterei der Söldner und zur Gefangensetzung Stiels. Aus diesem Streit zog England zuletzt den Vorteil, indem es sich durch einen Gewaltakt zum Herrn der Insel machte.

Damit endeten die kühnen Überseeversuche Herzog Jakobs, eines Herrschers, der unablässig bemüht gewesen ist, die Kultur und Wirtschaft seines „Gottesländchens“ zu heben und sie in das geistige und politische Leben der westeuropäischen Mächte einzuschalten. Deshalb unterhielt er nicht nur freundschaftliche Beziehungen zu Preußen-Brandenburg, sondern stand auch in Verhandlungen mit Holland, England und Frankreich. Nach seiner Gefangenschaft und Wiedereinsetzung waren die Früchte jahrelanger Arbeit zerstört, das Land von Kriegswirren verwüstet und verarmt. Aber auch jetzt noch setzte er seine ganze Kraft an den Aufbau und an die wirtschaftliche Gesundung seines Herzogtums. Als er sich seiner Kolonien beraubt sah, gelang es ihm, einige günstige Handelsverträge mit den Seemächten abzuschließen. Auch den Wohlstand des Landes konnte er wieder heben, wenn auch der frühere nicht mehr zu erreichen war; denn dazu hatte der Krieg zuviel zerstört und vernichtet. Was aber noch im Bereich des Möglichen lag, hat der schon alternde Herzog mit zäher Energie auch erreicht. So bucht die Geschichte seine Regierungszeit als eine der bedeutendsten in der Geschichte Kurlands.

Unsere Zeit, die stolz auf ihre großen Männer ist, darf auch ihn in ihre Reihe stellen. Wenn ihm nicht der gleiche Ruhm und Erfolg beschieden wurde, wie seinem Schwager Friedrich-Wilhelm, so ist doch seine Persönlichkeit diesem in vielem ebenbürtig. Die Worte, die Ranke über den Großen Kurfürsten schreibt, finden auch auf Herzog Jakob Anwendung: „In diesem Geiste war etwas Weitausgreifendes, man möchte sagen allzu weit, wenn man sich erinnert, wie er Brandenburg in unmittelbaren Bezug zu den Küsten Guineas brachte und auf dem Weltmeer mit Spanien zu wetteifern unternahm.“ Dieses „Weitausgreifende“, das die Politik dieser beiden Männer bestimmte, konnte erst eine spätere Zeit ganz verstehen und würdigen.

Heimat

Heimat, sagst du, willst du finden
dort, wo deine Wiege steht?
Fremde willst du überwinden
in Entsagung und Gebet? —

Heimat ist in dir geboren,
nie gesehen, stets gekannt,
Zukunft, der du dich verschworen —
Heimat ist dein Sehnsuchtsland!

Heimat ist der Seelen Schwingen,
unerschöpften Geistes Kraft,
die im Lebenswerkgelingen
wahre Freude in dir schafft!

Heimat ist dein Miterleiden
ringender Gemeinsamkeit,
ist dein wissendes Bescheiden
zeitlicher Begebenheit!

Heimat ist ja allerorten,
wo die Seelen gleichgestimmt,
wo die Sehnsucht an den Pforten
Dieser Eintracht Abschied nimmt!

U. v. Freytag

Niels v. Holst

Die künstlerischen Leistungen der baltendeutschen Volksgruppe

Ein Denker des 19. Jahrhunderts hat einmal den Satz ausgesprochen, die hohe Kultur sei ein Geschenk, das im Laufe der Zeiten die Nationen eine der anderen weiterreichten. In dieser knappen Fassung enthält der Gedanke Zutreffendes und Schiefes zugleich. Wir sind vor allem heute geneigt, den eigenen schöpferischen Anteil jedes Volkes höher zu bewerten. Wenn wir aber vor unserem geistigen Auge die Geschichte Osteuropas im Zeitraum etwa der letzten tausend Jahre an uns vorüberziehen lassen, so erscheint uns Deutschland immer wieder als prägender und höhere Lebensformen heranbildender mächtiger Geschichtsfaktor: das Geschenk der hohen Kultur des Abendlandes lernten die Völker des Ostens in deutscher Umformung kennen, innig verbunden mit rein deutschen Bestandteilen.

Ausgehend von der politischen Lage um 1900, hatte man sich im Altreich nur zu sehr daran gewöhnt, in Osteuropa die dünne Schicht des Pariser Firnisses, in Großstädten wie Warschau und Petersburg sichtbar, für bestimmend zu halten. Die jahrhundertealten eingreifenden deutschen Aufbaukräfte in Gesamt-Osteuropa waren beinahe vergessen.

Der Weltkrieg 1914—1918 brachte bereits vielen Deutschen aus dem Westen und Süden des Reiches neue Erkenntnisse vom Anteil des Deutschtums am Aufbau des Kulturlebens in Osteuropa. Manchem wurde auch bereits klar, daß die unregelmäßige Verteilung deutscher Volksgruppen über riesige Gebiete ein unglückseliges Erbe der Vergangenheit war, durch das schier unlösbare Probleme aufgeworfen wurden.

Im Rahmen einer „Flurbereinigung" größten Ausmaßes hat das neue Deutschland sich entschlossen, die äußersten Volkstumsvorposten zurückzurufen und mit ihrer Hilfe den geschlossenen deutschen Siedelraum im Osten weitflächig zu erweitern. Die Baltendeutschen, deren Zahl in ihrer Heimat seit etwa 1520 bereits prozentual von etwa einem Drittel bis auf ein knappes Zehntel der Bevölkerung (1914) abgesunken war, haben an der Weichsel einen neuen Wirkungsraum gefunden, in den südlichen Teilen jenes einstigen mittelalterlichen Ordensstaates, dessen nördliche Hälfte sie bisher bewohnt hatten.

In den Straßen Thorns, vor Burg, Rathaus und Kirchen dieser ältesten Ordensgründung, darf sich ein Bürger Rigas daher mit vollem Recht „zu Hause" fühlen; denn in Thorn und Marienburg, in Danzig und Frauenburg erwuchsen die Baudenkmäler, nach deren Vorbild in Riga, Dorpat und Reval zahlreiche Wehrbauten und Bürgerbauten errichtet wurden.

Die mittelalterliche Ordensbaukunst des Weichsellandes war die wichtigste, jedoch nicht die einzige Quelle, aus der die Baumeister und bildenden Künstler des Baltendeutschtums schöpften. Eine kurze, zeitlich geordnete Zusammenfassung der wichtigsten künstlerischen Beziehungen des vorgeschobenen baltischen Koloniallandes zu schöpferischen Kunstlandschaften des Mutterlandes sei im folgenden gegeben. Malerei, Bildnerei und Kunsthandwerk müssen dabei hinter der Baukunst zurückstehen.

Im Kirchenbau seit 1200 hat zunächst Westfalen anregend gewirkt. Der Rigaer Dom in seiner ursprünglichen Gestalt ist ein wichtiges, nicht zu missendes Glied in der Entwicklung der großkirchlichen Hallenbauten des Wesergebiets. Dorthin gehören auch die Rigaer Jacobikirche und die Landkirchen in Kreuz, Kegel, Ampel und Turgel.

Seit etwa 1260 wird die Marienkirche in Lübeck in ihrer heutigen Form er-

richtet; ihr Vorbild iſt auch in den baltendeutſchen Städten nachzuweiſen, z. B. bei der Zweiturmfaſſade des Dorpater Doms. Der Neubau der Rigaer Petrikirche wird einem aus Roſtock berufenen Baumeiſter anvertraut.

Inzwiſchen hat ſich der ſüdliche Teil des Ordenslands zu einer Kunſtlandſchaft von beſonderer Eigenart und ſtarker ausſtrahlender Kraft entwickelt. Die Ordensburgen im baltendeutſchen Gebiet, z. B. Riga, Narwa, z. T. Reval uſf. folgen dem Vorbild des weichſelländiſchen Vierflügelbaus. Die achteckigen ſchlanken Türme, z. B. in Strasburg und in Danzig („Kick in de Kök“) erhalten, finden ſich auch in Reval (Rathaus), Halljahl uſf. Der Frauenburger Dom gibt das Vorbild für den Umbau des Langhauſes des Dorpater Doms ab. Die zierlich reichen Gewölbe der ſpätmittelalterlichen Kirchen Thorns und Danzigs werden in der Rigaer Johanniskirche und im ſüdlichen Seitenſchiff der dortigen Petrikirche nachgeahmt. Auch in umgekehrter Richtung iſt ein Fall künſtleriſcher Beziehung bekannt: ein Bildhauer, der um 1400 im Kalkſteingebiet von Eſtland gearbeitet hatte, wurde ſpäter an die Marienburg berufen: er veranlaßte die Herbeiſchaffung eſtländiſchen Kalkſteins, aus dem er Kapitelle des Hochmeiſterſchloſſes herausmeißelte; in unſeren Tagen konnte nachgewieſen werden, daß der Herkunftsort des Steins Waſſalem in Eſtland iſt.

Im ſpäten Mittelalter ſind auch bewegliche Kunſtwerke, u. a. Altäre, einzelne Bildwerke, kunſthandwerkliche Arbeiten, in großer Anzahl aus Lübeck und den Städten des Weichſellands nach Riga und Reval gewandert, darunter Hauptwerke des Lübeckers Bernt Notke.

Mit dieſen, auch geographiſch leicht erklärlichen und auch in der Folgezeit wirkſam gebliebenen Beziehungen erſchöpft ſich jedoch keinesfalls die Verbindung der Baltendeutſchen zum Muttervolk. Der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angebaute neue hohe Chor des Dorpater Doms zeigt gewiſſe Eigentümlichkeiten, die nur durch eine Anregung aus Alt-Bayern erklärt werden können; die Chöre der Martinskirche in Landshut, der Franziskanerkirche in Salzburg und der Pfarrkirche in Hall in Tirol ſind ſeine nächſten Verwandten. Im 16. Jahrhundert werden noch weſtdeutſche Bauten zum Vorbild der Trinitatiskirche in Mitau, während Künſtler aus Nürnberg und aus Münſter in Reval tätig ſind. Im Zeitalter des Barock errichtet Geißler aus Kulmbach in Franken den Helm des Olaikirchturms in Reval, Bindenſchuh aus dem Elſaß den Helm des Petrikirchturms in Riga; Holl aus Augsburg entwirft ein Schloß für Hapſal.

Im 18. Jahrhundert wird in Mitau das ſtolze Barockſchloß der kurländiſchen Herzöge errichtet, deſſen Entwurf ſich ſtark an das Belvedere in Wien, das Luſtſchloß des Prinzen Eugen, anlehnt. Neben der habsburgiſchen Kaiſerſtadt entſenden aber auch das königlich-preußiſche Berlin (Graff, in Mitau und Oberpahlen tätig) und das kurfürſtlich-ſächſiſche Dresden (Haberland, in Riga und Walk tätig) Abgeſandte ihrer Kunſt in die baltiſchen Lande.

Im 19. und 20. Jahrhundert herrſchen Einflüſſe aus Norddeutſchland vor. Das Rigaer Stadttheater kann ſeine Abkunft von Schinkels großem Schauſpielhaus in Berlin keinen Augenblick verleugnen. In Kurland baut Berlitz aus Berlin Herrenhäuſer, in Dorpat Krauſe aus Schweidnitz in Schleſien die Univerſität, in Riga Kriek aus Hamburg die Jeſuskirche, während in Eſtland die rheiniſche Künſtlerfamilie v. Kügelgen anſäſſig wird. Nach 1900 baut Schultze-Naumburg das Herrenhaus Katzdangen aus, während in der allerletzten Zeit in der Rigaer Markthalle der künſtleriſche Geiſt von Peter Behrens, im Revaler Ekahaus die Stilrichtung und Bautechnik von Höger unverkennbar zutage getreten ſind.

Mancher mag fragen, worin nun denn der eigene Anteil der baltendeutſchen Volksgruppe beſteht, wenn allenthalben die Vorbilder Altdeutſchlands ſo deutlich erkennbar ſind. Die Antwort lautet: bei den ſo überaus ungünſtigen künſtleriſchen Schaffensbedingungen im abgelegenen, wirtſchaftlich ſchwachen, ſtets gefährdeten und umkämpften Lande war ſehr viel erreicht, wenn die künſtleriſche Blutzufuhr aus Deutſchland dauernd aufrechterhalten werden konnte; im be-

schränkten Rahmen eines strengen, aber oft monumentalen Kolonialstils sind hervorragende Leistungen, namentlich auf dem Gebiet der Baukunst, von baltendeutschen Meistern vollbracht worden. Wer einmal Riga und Reval besucht hat, weiß, daß die beiden Stadtbilder als Gesamtkunstwerke genau so deutsches Gepräge zeigen, wie südlichere deutsche Ostseestädte. Die Bauwerke aus sieben Jahrhunderten werden nicht aufhören, ihre deutsche Sprache zu reden, so wie die Tempel von Pästum in Unteritalien noch heute — ebenbürtig den Gesängen der Ilias — in griechischer Zunge sich an uns wenden.

Die einstigen Bewohner des Baltenlandes aber werden auch an der Weichsel sich des Ehrennamens wert erzeigen, der — von Opitz einst den Siebenbürgen gegeben — ihnen oft zuerkannt worden ist: Sunt Germanissimi Germanorum.

Livland

Liebliches Land verzauberter Einsamkeiten,
Einmal noch will ich durch deine Gefilde schreiten,
Wandeln auf deiner dunkelnden Wälder Wegen,
Schaun deiner Felder reichen, seidigen Segen,
Träumen im Birkengeflimmer der lichten Haine
Und dem Kuckuck lauschen am sonnigen Raine!

Ach, aus deiner Gärten leuchtender Fülle
Strahlt mir selig versonnener Kindheit Stille,
Noch umspielt mich das Glitzern blauender Seen
Und deiner Abendwinde wohliges Wehen —
Immer wurzeln noch in dir meine Füße
Und mir bangt nach deiner stillatmenden Süße.

Lenore Kühn

Leo von zur Mühlen

Führende baltische Geologen im 19. Jahrhundert

Die Geologie ist eine junge Wissenschaft, die sich aus den anderen Naturwissenschaften heraus entwickelte und erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den ihr gebührenden Platz eroberte. Demnach haben universell denkende Naturwissenschaftler verschiedener Fachgebiete, insbesondere die der Biologie, sich stets mit geologischen Problemen befaßt und sie entwickelt, bestimmt nicht zum Nachteil dieser Wissenschaft, als deren grundlegende Voraussetzung eine umfassende naturwissenschaftliche Allgemeinbildung und geschichtliches Denken gelten.

Die ausgeprägte Heimatliebe und die damit verbundene Liebe zur Natur, gepaart mit vielseitigen geistigen Interessen, gab zahlreichen Deutsch-Balten die Eignung zu Forschungsreisen. Hinzu kam der Umgang mit fremden Völkern von Jugend auf, die ihnen erleichterte, sich in die Lebenswelt anderer Menschen und Völker hineinzudenken. So ist es verständlich, daß zahlreiche baltische Gelehrte an der wissenschaftlichen Erschließung weiter unbekannter Gefilde des europäischen Rußlands und namentlich des vor 100 Jahren fast vollkommen unbekannten Sibiriens Anteil genommen haben. Hier wurden nicht nur zoologische und botanische Studien gemacht, Geographie, Volkskunde und besonders Geologie kamen ebenso zu ihrem Recht.

Die Forschungen standen unter der Leitung der Kaiserlich-Russischen Akademie der Wissenschaften, zu deren ordentlichen Mitgliedern zahlreiche baltische Gelehrte zählten, unter anderen auch der weltberühmte Biologe Karl Ernst von Baer (1792—1876), der Begründer der modernen Entwicklungsgeschichte und vielleicht einer der universell bedeutendsten Deutsch-Balten überhaupt. Der geniale Blick und das einzigartige Verständnis für die verschiedensten naturwissenschaftlichen Fragen gestattete es diesem Gelehrten seine auf Forschungsreisen gemachten Beobachtungen vorbildlich in ihrer Gesamtheit zu deuten. Als Beispiel möge die von Karl Ernst von Baer festgestellte Tatsache gelten, daß die dem Eismeer zufließenden sibirischen Flüsse auf der rechten Seite ein Steilufer, auf der linken dagegen ein Flachufer besitzen. Dieses gesetzmäßige Verhalten hat von Baer mit der Erdrotation zusammengebracht, derzufolge die in nördlicher Richtung fließenden Ströme nordwärts in Gebiete geringerer Drehungsgeschwindigkeit gelangen und damit einen Druck auf ihr östliches Ufer ausüben und es unterwaschen. In der wissenschaftlichen Literatur ist diese von Karl Ernst von Baer gegebene Deutung als Baer'sches Gesetz bekannt geworden.

Hat von Baer bereits auf seinen Forschungsreisen Wertvolles für die Geologie geleistet, so sind diese Ergebnisse jedoch überschattet durch seine bahnbrechenden Entdeckungen und Erkenntnisse auf dem Gebiete der Biologie, die unser erdgeschichtliches Denken bis in die neueste Zeit auf das tiefste beeinflussen. Gerade heute, nach Überwindung der mechanistischen Weltanschauung in der Entwicklungs- und Stammesgeschichte, sind die vitalistischen Gedankengänge eines Karl Ernst von Baer zur Geltung gekommen und auf fruchtbaren Boden gefallen, ganz besonders in der modernen erdgeschichtlichen Betrachtungsweise. Neue Anschauungen über das Werden des erdgeschichtlichen Weltbildes, wie sie uns Beurlen und Beringer entgegenbringen, werden den Gedankengängen dieses großen, schon fast in Vergessenheit geratenen Forschers wieder voll und ganz gerecht.

Nach Karl Ernst von Baer nimmt unter den Naturforschern des Baltenlandes der Geologe Graf Alexander von

Keyserling, geboren 1815, eine beachtliche Stellung ein. Aus seinem Schaffen spricht weniger der Spezialforscher, als vielmehr der geistig hochstehende, weit in das Weltall hineinschauende schöpferische Mensch. Eine ausgezeichnete wissenschaftliche Schulung, vorzügliche Beziehungen zu den maßgebenden Kreisen des In- und Auslandes ermöglichten diesem hochbegabten Mann schon in jungen Jahren die Anerkennung der Wissenschaft zu erringen. Sein in Zusammenarbeit mit Verneuil und Murchison herausgegebenes Werk über die Geologie des europäischen Rußlands und des Urals gab eine erstmalige zusammenhängende und übersichtliche Darstellung des geologischen Baus dieses weiten Landes. Noch heutigen Tages gilt es als Grundlage für wissenschaftliche Forschungen. Keyserling hat seinen geologischen Arbeiten nicht lange gelebt. Staatspolitische und landespolitische Ämter zwangen ihn zu anderen weitreichenderen Aufgaben, denen er dank seiner hervorragenden und universellen Bildung führend gerecht zu werden verstand.

Unter den Geologen der baltischen Erde tritt als dritter Friedrich Schmidt weit aus dem Rahmen seiner engeren Heimat und Rußlands hervor. Friedrich Schmidt (1832—1908) gehörte gleich von Baer als ordentliches Mitglied der Kaiserlich-Russischen Akademie der Wissenschaften an. Er ist wie von Baer als Forschungsreisender, besonders in Nordsibirien hervorgetreten. Hier galt sein Bestreben fossile Mammutkadaver aufzufinden. Diese ihm von der Akademie gestellte Aufgabe hat ihm den Beinamen „Mammut-Schmidt" eingebracht. Sein Lebenswerk freilich galt der Erkenntnis der Silurformation des Baltenlandes, einschließlich Ingermanlands. Die auf diesem Gebiete von ihm geleisteten Arbeiten, sowohl in der Gliederung der silurischen Schichtenfolgen, als auch in versteinerungskundlicher Hinsicht sind einzig und gelten bis zum heutigen Tage als grundlegend. Weltberühmt ist sein Werk über die silurischen Trilobiten (eine ausgestorbene Krebsgruppe), das bis zum heutigen Tage als unübertroffen erachtet wird.

Neben von Baer, Graf Keyserling und Friedrich Schmidt haben im 19. Jahrhundert zahlreiche andere Deutsch-Balten an der geologischen Erforschung ihrer Heimat und auch der des größeren Rußlands Anteil genommen und sich einen Namen verschafft. Besonders zu erwähnen sind von Engelhardt, Pander, von Helmersen und Grewing. Es würde zu weit führen, die Verdienste aller dieser Gelehrten aufzuführen, deren Forschungsdrang wir eine vertiefte Kenntnis über das erdgeschichtliche Geschehen im ehemaligen russischen Kaiserreiche verdanken, und deren Namen in die Geschichte der Geologie eingegangen sind.

Zum Schlusse seien noch zwei Persönlichkeiten erwähnt, die am Ende des 19. Jahrhunderts und um die Jahrhundertwende das Banner der geologischen Forschung hochgehalten und neben den Arbeiten in ihrer engeren Heimat auch durch Forschungen auf dem Gesamtgebiete der Geologie Vorzügliches leisteten. Es sind dieses der kurz nach dem Weltkriege verstorbene ehemalige Professor an der Technischen Hochschule Riga (Polytechnikum) Bruno Doß und der Forschungsreisende Baron Eduard von Toll. Doß' wissenschaftliche Leistungen liegen besonders auf dem Gebiete der Erforschung der Geologie des Baltenlandes. Sie beschränken sich jedoch nicht allein auf dieses Spezialgebiet, sondern haben auch verschiedene andere für die moderne Sedimentpetrographie wichtige Probleme behandelt. Baron von Toll hat als unermüdlicher Wikinger die unwegsamen Gefilde Nordsibiriens bereist und wertvolles Material aus diesen Ländern heimgebracht. Er ist schließlich als Opfer der Wissenschaft im ewigen Eis der neusibirischen Inseln verschollen.

Baltische Maler

An bildenden Künstlern ist das Baltendeutschtum nie reich gewesen. Der weitaus größte Teil der im Deutschen Reiche zu Namen und Ansehen gekommenen Balten griff zur Feder und nicht zum Pinsel. Trotzdem — es wirken in Deutschland eine ganze Reihe von baltischen Künstlerpersönlichkeiten. Von ihnen hat „Der Deutsche im Osten" zwei baltendeutsche Maler, das Reichstagsmitglied Professor Otto von Kursell, Berlin und Axel Svonholz, Köln, um die Hergabe von Bildern gebeten, die nun diesem Heft als das diesen Künstlern charakteristische Schaffen beigegeben sind. Wir haben Beide gebeten, uns ihren Lebens- und Schaffensgang zu schildern.

Prof. Otto von Kursell schreibt:

„Soweit meine Erinnerung als Knabe zurückreicht, zeichnete ich. Nach zwei Jahren Hochschulstudium in Riga und zwei in Dresden, ging ich 1907 an die Münchener Akademie, zeichnete dort ein Jahr bei Hugo v. Habermann, malte ein Jahr bei Franz von Stuck und war zweieinhalb weitere Jahre Meisterschüler bei Stuck.

1908 heiratete ich, ließ mich dauernd in München nieder, baute nahe der Stadt ein Haus mit herrlichem Atelier, malte Porträts, Kompositionen, Landschaften, war fast jedes Jahr auf Porträtsreisen in Estland, stellte auch dort und in Riga aus.

Dann der Weltkrieg: Vier Jahre Trennung von der Familie. Wieder in München, zeichnete und malte ich von 1918 an; zeichnete Bildnisse führender Deutscher. Die ersten veröffentlichten Porträtzeichnungen des Führers stammten von mir. Ich zeichnete Ludendorff, den ich ebenfalls durch die politische Mitarbeit kennenlernte, desgleichen meine Freunde Max v. Scheubner-Richter, Dietrich Eckart; Adolf Friedrich v. Mecklenburg, den Reichsleiter Buch und andere. Hier ein Kuriosum: Ich zeichnete in der Zeit der Diktatur des Ostjuden Kurt Eisner in München, diesen oft in der Karikatur. Als ich einmal mit Alfred Rosenberg in der Festung Landsberg eine Haft abzubüßen hatte, zeichnete ich dort auch den jungen Grafen Arco, der Eisner erschossen hatte! Ich besitze noch diese Zeichnungen und dazu den Blick aus meinem vergitterten Fenster in den Gefängnishof.

Zugleich begann meine intensive Tätigkeit in der nationalsozialistischen Bewegung als Zeichner und Politiker: Politische Karikatur für Zeitschriften und Zeitungen, für Sondernummern und Sondermappen (darunter eine Reihe von Heften zusammen mit Dietrich Eckart), für Flugblätter und Plakate. Ich zeichnete die verhängnisvollen „Novembergrößen", die inneren und äußeren Feinde Deutschlands, die jüdischen und freimaurerischen Leiter und Hintermänner der Weltpolitik; war ständiger Mitarbeiter des „Völkischen Beobachters", des „Phosphor" u. a. m. Dafür erlebte ich den zähen Boykott der Juden in Kunsthandel und Kritik, saß dafür auf der Anklagebank . . . Daneben malte ich, radierte, stellte aus.

1922 trat ich der NSDAP. bei, nahm teil an der nationalen Erhebung des November 1923. Nachdem Max von Scheubner-Richter am 9. November 1923 in München als Held und Idealist gefallen war, übernahm ich als Erbe die Fortführung seiner außenpolitischen Arbeit, die mich noch eine Reihe von Jahren sehr in Anspruch nahm. Daneben aber führte ich, so gut es ging, meine künstlerische Betätigung fort.

1932 wurde ich Geschäftsführer und Schriftleiter der Berliner Landesleitung des „Kampfbundes für Deutsche Kultur". Der „KfDK." war die vom Führer mit der Durchsetzung der nationalsozialistischen Kulturziele betraute Organisation. Ihr Leiter war Alfred Rosenberg, mein Landesleiter — mein Freund Hans Hinkel, der spätere Reichskulturwalter.

1933 wurde ich in die Kunstabteilung des Preuß. Kultusministeriums berufen,



Nordische Küste

Nach einem Gemälde von Axel Sponholz, 1934

war später Ministerialrat und Abteilungsleiter im Erziehungsministerium und zugleich Beauftragter des Stellvertreters des Führers für volksdeutsche Fragen. Künstler war ich nur noch in Urlaubszeiten.

1937 wurde ich vom Führer als o. Professor an die Berliner Hochschule für bildende Künste berufen und 1938 — als alter Nationalsozialist — in den Großdeutschen Reichstag. Seit 1937 male und zeichne ich wieder. Die größte Freude war es mir, als der Führer 1939 ein großes Führerbild von mir erwarb. Eine Reihe von Bildnissen und anderen Bildern ist seitdem an Besteller und Käufer aus meinem Atelier hinausgegangen.

Mein eigentliches Arbeitsgebiet ist das Bildnis und in der Kunsthochschule habe ich darum auch die Leitung einer Porträtklasse. Daneben habe ich aber eine größere Zahl von Landschaften und Kompositionen gemalt und gezeichnet und viel illustriert.

Jetzt, da die Balten ihre alte, vielumkämpfte Heimat auf den Ruf des Führers verlassen haben, bedaure ich es sehr, daß ich nicht sehr viel mehr malerische Erinnerungen aus diesem Lande habe mitbringen können, mit dem ich mich stets verbunden gefühlt habe, bei allen lebendigen und verantwortungsvollen Aufgaben, denen ich mich in Deutschland aus vollem Herzen habe widmen können. Stets wird auch das Bild des Baltenlandes in uns, die wir von dorther kommen, lebendig bleiben, umstrahlt von dem leuchtenden Schein eines heißen, unermüdlichen und guten deutschen Kampfes.

Es ist ein geheimnisvoll-starker Boden: Dieses Land hat im Laufe der Jahrhunderte nur wenig bedeutende Künstler hervorgebracht. Sehr ansehnlich ist die Reihe führender Männer der Wissenschaft und Politik baltischer Herkunft. Groß ist die Zahl derer, der Väter und Söhne, die in treuer Pflicht den alten deutschen Heimatboden vorbildlich kultiviert haben. Alle aber, die dort geboren sind oder denen das Land zur Heimat wurde, hat es innerlich in Pflicht genommen und es gibt keinen, den wir mit Achtung ansehen können, der nicht mit Dank und Verehrung dieses Landes gedenkt."

A x e l S p o n h o l z schreibt:

„Ich bin am 23. Oktober 1894 in D o r p a t geboren, besuchte das Ritterschaftliche Landesgymnasium zu B i r k e n r u h, wo ich 1915 das Abitur machte. Infolge der durch den Weltkrieg und der Nachkriegszeit bedingten Verhältnisse konnte ich erst 1921 an die Ausbildung zum künstlerischen Beruf denken, bis dahin beschäftigten mich neben der Pflege meiner künstlerischen Neigung ein mehrjähriges Studium der Medizin in Dorpat, landwirtschaftliche und pädagogische Tätigkeit auf dem Lande und in den Jahren 1919 und 1920 der Schutz der Heimat im B a l t e n r e g i m e n t.

In Deutschland hatte ich das seltene Glück gleich den Lehrer zu finden, der wie kaum ein anderer in der Lage war, mir das zu vermitteln, was ich brauchte: die Erlernung eines soliden H a n d w e r k s, erfürchtige Hingabe im Studium der N a t u r und eine Ausrichtung des Qualitätsgefühls nach den Vorbildern unserer großen M e i s t e r d e r V e r g a n g e n h e i t. Es war dies die Persönlichkeit von Professor Hugo G u g g an der Kunsthochschule in W e i m a r. Hier verlebte ich fünf glückliche Jahre intensivsten Studiums, unterbrochen nur von den Ferienmonaten, die dem Erwerb gewidmet waren, auf den allein ich angewiesen war, um mein Studium zu bestreiten, und einer Studienreise nach I t a l i e n mit meinem Meister.

Nach Beendigung meiner Studien in Weimar (1926) siedelte ich nach M ü n c h e n über, um mich dort an den Museen noch eingehender mit den handwerklichen Gepflogenheiten der alten Meister zu befassen, in der Erkenntnis, daß eine Gesundung der Kunst eng verknüpft ist mit einer Wiederbelebung des Handwerks in der Kunst. Bei dieser Arbeit, — ich kopierte alte Meister, indem ich suchte Werke alter Meister von Grund aus in ihrem handwerklichen Aufbau nachzubilden, — kam ich mit der Museumsleitung der A l t e n P i n a k o t h e k in Berührung, die mich bewog, mich ganz dem Museumsdienst zu widmen. Ich nahm das Angebot an, da die chaotischen Verhältnisse im Kunstleben der damaligen Zeit für meine Art des Schaffens kein Interesse hatten und mir daher auch keine

Lebensmöglichkeit boten, außerdem aber sah ich in dieser Tätigkeit noch ungeahnte Möglichkeiten mein eigenes handwerkliches Können zu bereichern. Ich habe diesen Schritt nie bereut, obgleich dadurch zehn Jahre meiner Entwicklung für das eigene produktive Schaffen scheinbar verlorengingen.

Nach einem dreijährigen Lehrgang an der Alten Pinakothek wurde ich dann 1930 nach Köln an das Wallraf-Richartz-Museum berufen, — eine der reichsten altmeisterlichen Sammlungen Deutschlands —, wo mir die konservatorische Betreuung der Sammlung übertragen wurde. In den Jahren der Arbeit an diesem Museum sind ungezählte herrliche Werke deutscher Vergangenheit durch meine Werkstatt gegangen, konnten vor der Zerstörung gerettet und von fremden Zutaten befreit in ursprünglicher Schönheit wieder der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. So begann meine Tätigkeit mit der Entdeckung zweier Porträts von Mathias Gruenewald. Mit den Jahren meldete sich aber immer stärker der innere Ruf nach eigener schöpferischer Betätigung, so daß ich nun nach Lösung meiner Bindungen, die meiner eigentlichen Berufung als Maler im Wege waren, nun in glücklichem Nebeneinander die Pflege der alten Meister und die Schaffung eigener Werke betreiben kann. Dazu führte nicht zuletzt auch der Umstand, daß durch den Führer die künstlerischen Kräfte aufgerufen wurden, die durch Erkenntnis und Begabung geeignet erschienen, die deutsche Kunst einer Gesundung entgegenzuführen und dem deutschen Menschen in der Kunst das zu vermitteln, was seinem Wesen entspricht und was ihn erheben kann.

Daß ich hierin den richtigen Weg beschritten habe, wurde mir in schönster Weise dadurch zur Bestätigung, daß der Führer im vorigen Jahr in München auf der Großen Deutschen Kunstausstellung ein Bild von mir erwarb."

Baltische Heimat

Du hast deine eigenen Lieder,
Dein allereignes Sein
Und spiegelst doch nur wieder
Der deutschen Sonne Schein.

Ein jeder ihrer Strahlen
Nimmt teil an ihrem Licht,
Doch erst vereinigt malen
Sie Deutschlands Angesicht.

Manteuffel-Katzdangen

Baltische Frauen

Studie von Else Frobenius

Jetzt sind sie alle unser, — die baltendeutschen Frauen. Und wenn sich in Westpreußen, im Warthegau, in Danzig und Posen baltische Häuser öffnen, wird man aufs neue den Einfluß spüren, der stets von ihnen ausgegangen ist. War doch in der Abgeschlossenheit ihres früheren Lebenskreises die Frau der Mittelpunkt von Haus und Familie, die Trägerin geistiger Werte. War sie es doch, die stets die aus dem deutschen Mutterlande kommenden Kultureinflüsse in ihr Leben einbaute. So erhielt sie der baltendeutschen Volksgruppe durch Jahrhunderte die innere Lebendigkeit, die Aufgeschlossenheit für Fragen volks- und zeitbedingten Seins.

Forscht man den Stammeseigentümlichkeiten der baltischen Frau nach, so findet man vor allem nordisch-niederdeutsche Züge. Doch haben die Balten als Kolonialgruppe Anteil am Blut aller deutschen Stämme. Ihre Ahnentafeln reichen bis Westfalen, Niedersachsen, Hessen, Rheinland, Franken, Holstein, Preußen. Wie in allen Kolonialländern stand die Frau volkserhaltend in der Gemeinschaft und war stets die Gefährtin des Mannes. Sie teilte mit ihm Kriegsnot, Kerker, Verbannung, kulturelle und wirtschaftliche Arbeit, ständische Rechte und Pflichten.

Immer von fremden Nationen — Esten, Letten, Polen, Schweden, Russen — umgeben, suchten die Baltendeutschen den Schwerpunkt ihres Lebens in Haus und Familie. „Mein Haus, meine Burg" — hieß es bei ihnen. Mit zwangloser Gastfreiheit hat die baltische Hausfrau immer ihr Haus der Sippe, den Volksgenossen und jedem fremden Gast geöffnet. Wenn sie nicht gar zu sehr durch häusliche Arbeit belastet war, wie in letzter Zeit, beschäftigte sie sich gern mit geistigen Dingen. Auf ihre Anregung wurden deutsche Bücher und Zeitschriften eifrig gelesen, lebten in den Häusern deutsche Volkslieder und Spielreime sowie liebevoll gepflegte Hausmusik.

Die baltische Frau brauchte nie um Rechte zu kämpfen. In der Volkstumsarbeit hat sie auf der ganzen Linie neben dem Mann mitgewirkt. Doch war sie nicht den ständigen Reibungen mit feindlich-fremdem Volkstum ausgesetzt wie er. So war in ihr viel ruhende Kraft — neben einer tiefen Lebensgläubigkeit und einem Fernendrang, der sie stets in das deutsche Mutterland trieb.

Schon seit zwei Jahrhunderten sehen wir einen ununterbrochenen Zug baltischer Frauen, die nach Deutschland ziehen. Er beginnt in der Zeit der „schönen Seelen" und endet heute, wo die baltischen Frauen stolz und aufrecht an die Aufgabe herantreten, die der Führer ihnen gestellt hat. Mit stählerner Geschmeidigkeit vermögen sie um- und neuzulernen, ihre Lebensgewohnheiten völlig umzuwandeln und doch in ihres Wesens Kern die gleichen zu bleiben. Sie sind herbe und doch kindlich, arbeitsbereit und doch lebensfroh und bauen oft ihr Leben selbständig auf, indem sie durch hochwertige Leistungen und den Zauber ihrer Persönlichkeit Menschen und Kreise für sich zu gewinnen wissen.

Einst pflegten vornehme Frauen aus dem damals deutschen Herzogtum Kurland in der Reisekutsche nach Königsberg und an die Fürsten- und Musenhöfe Deutschlands zu fahren. Noch heute sieht man in Berlin, Unter den Linden, das Palais, das die schöne Herzogin Dorothea von Kurland geb. Reichsgräfin Medem einst besaß. Noch gedenkt man ihrer in den Annalen des Preußischen Hofes, an dem sie Friedrichs des Großen Wohlwollen erwarb und später Freundin der Königin Luise wurde. Man denkt ihrer auch in Löbichau/Sachsen, wo sie eine Art Musenhof hielt, dessen Stern

Jean Paul war. Allgemein wird ihre Anmut und Liebenswürdigkeit gerühmt.

Ihre Schwester Elisa v. d. Recke bereiste im eigenen Wagen ganz Deutschland, besuchte die Berliner Philosophen, die Hamburgischen Dichter, das Goethische Weimar und ließ sich dann in Dresden nieder. Tiedge, der Dichter der Urania, war ihr Freund und Mitarbeiter. Ihre Beachtung in literarischen Kreisen verdankt sie einer kühnen Schrift, durch die sie Cagliostro entlarvte. Ihre Tagebücher und Briefe geben ein fesselndes Zeitbild, während ihre Dichtungen veraltet sind.

Die gesellschaftlich-politische Begabung der Herzogin von Kurland wiederholt sich in ihren schönen Töchtern, den „kurländischen Schwestern", unter denen vor allem die Herzogin von Dino, spätere Herzogin von Sagan in Deutschland eine Rolle spielte. Sie kennzeichnet auch eine Reihe von Diplomatenfrauen, die am russischen Hof und im Auslande lebten und aufschlußreiche Memoiren hinterließen — so die beiden Fürstinnen Lieven. In Deutschland hat Barbara Juliane von Krüdener geb. von Vietinghoff großes Aufsehen erregt, auch sie war der Königin Luise befreundet. Sie soll dem Zaren Alexander I. die Anregung zur Begründung der Heiligen Allianz gegeben haben. Arndt nennt sie die „weiland schönste und berühmteste Nachtigall diplomatischer Salons". Zuletzt durchzog sie als Wanderpredigerin Süddeutschland, wurde von hier entfernt und starb im fernen Südrußland. Spätere höfische Erinnerungen vermittelt uns Freifrau Helene von Taube geb. Gräfin Keyserling, die vom russischen Hof und der deutschen Reichsgründung erzählt und Bismarck, den Freund ihres Vaters, lebendig malt. Ihr Sohn ist der Dichter Otto von Taube.

Die künstlerisch-geistige Linie der baltischen Frau wird im 19. Jahrhundert vor allem durch zwei Estländerinnen verkörpert: Helene von Kuegelgen geb. Zöge von Manteuffel, die Mutter des Verfassers der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes". Ihr Haus, der „Gottessegen", war in Dresden eine Stätte edler Gastlichkeit. Auch ihre Briefe sind von pietätvollen Nachfahren herausgegeben. Einen reichen Wirkungskreis fand Gräfin Lilla Rehbinder, spätere Schlosser, als Leiterin einer unter fürstlichem Schutz stehenden Erziehungsanstalt in Baden. Ihre Tochter Julie hat in dem Buch „Aus dem Leben meiner Mutter" ihre starkgeistige Persönlichkeit mit Liebe geschildert.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind zwei Frauen aus dem Baltenlande hinausgezogen, die als Dichterinnen auch in Deutschland einen Namen erwarben: Helene von Engelhardt-Schnellenstein, die jahrelang in Stuttgart lebte und dann mit ihrem Gatten, dem Musiker Louis Pabst nach Melbourne ging. Sie ist Romantikerin, deren Kraft im Episch-Balladesken liegt — „O Du Sturmeswehn — O lehr mich Dein uraltes Lied verstehn". Ihre Zeitgenossin Mia Holm hingegen nähert sich dem aufkeimenden Realismus, schildert das Liebes- und Muttererlebnis und kämpft für Frauenrechte.

Der gleichen Generation gehört Gräfin Isabella von Zeppelin geb. Freiin von Wolff-Schwaneburg an. Das deutsche Volk dankt ihr, daß sie durch den Einsatz ihres Vermögens dem Grafen Zeppelin in schwerster Zeit seine Versuche ermöglichte. Er hat von ihr und seiner Tochter gesagt: „Vielleicht hätte ich, verzweifelt und innerlich gebrochen, auf die Weiterführung meines Gedankens verzichtet, wenn ich nicht in bösen Zeiten den unerschütterlichen Mut und die Zuversicht dieser beiden Frauen gefühlt hätte."

In gewissem Sinne waren all diese Frauen „schöne Seelen". Mit der Weite des Geistes verbanden sie die des Herzens und so öffnete das deutsche Mutterland ihnen bereitwillig Freundes- und Lebenskreise.

Um die Jahrhundertwende setzt die Wanderung eines neuen Frauentyps nach Deutschland ein. Inzwischen ist das Frauenstudium erkämpft. Ihm wenden sich zwei Töchter des nach der Russifizierung aus Riga abgewanderten Pastors von Tilling zu. Magdalene von Tiling hat eine führende Rolle in der „Vereinigung evangelischer Frauenverbände Deutschlands" gespielt, zahlreiche Schriften verfaßt und 1926 von der Universität Rostock für ihre wissenschaftlichen Arbeiten den Dr. h. c. der Theo-

logie erhalten. Sie war die einzige Parlamentarierin baltischer Geburt in Deutschland. 1911 ward sie als Oberin mit der Leitung der Frauenschule in Elberfeld betraut. Ihre Schwester Maria Klingenheben von Tilling wurde im Seminar für afrikanische und Südseesprachen der Hamburgischen Universität angestellt, nachdem sie zum Dr. phil. der Afrikanistik promoviert hatte. Durch wissenschaftliche Bearbeitung ostafrikanischer Hamiten- und Bantusprache und Kurse in diesen Sprachen hat sie viel zur Kenntnis der Eingeborenen beigetragen.

Aus Familien, die wegen der Russifizierung nach Deutschland übersiedelten, stammt auch Dr. Lilly Hauff, jahrelang Leiterin des Lettevereins und Wegbereiterin der gewerblichen Frauenbildung; ebenso Elsa Grimm, die als wissenschaftliche Zeichnerin die Werke namhafter Gelehrter der Berliner Universität bebilderte. Ferner die Pädagoginnen und Anstaltsleiterinnen Julie von Kästner und Martha von Grot. Als Ärztin hat Dr. Eva Moritz über den Rahmen ihrer Praxis hinaus zu der Erforschung wissenschaftlicher Probleme beigetragen.

Eine Sonderstellung unter den wissenschaftlich wirkenden Baltinnen nimmt (Daisy) Margarethe von Wrangell ein. Ihr war es vergönnt, Neuland zu entdecken, internationalen Ruhm zu erwerben und Deutschlands erster ordentlicher weiblicher Professor zu werden. Durch Untersuchung von Düngemitteln fand sie neue Wege der Pflanzenernährung, die während der Versorgungsschwierigkeiten der Nachkriegsjahre von großem Wert waren. So ernannte man sie zur Leiterin des Pflanzenernährungsinstituts an der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim bei Stuttgart. Sie zog eine Reihe junger Baltinnen nach sich und heiratete ihren Vetter Fürst Andronnikow, der der früh Verstorbenen ein Lebensbild aus Briefen und Aufzeichnungen gewidmet hat. Es ist eins der besten Frauenbücher der letzten Jahre. In Margarethe von Wrangell lebt baltische Weite neben tiefer Naturverbundenheit und genialer wissenschaftlicher Intuition. Sie ist eine der Bahnbrecherinnen, die die Rückkehr der Baltendeutschen ins Mutterland als innere Notwendigkeit des geistig wirkenden Menschen erlebte und den Grundsatz vertrat: „Lebe im Ganzen."

Schon sie gehört zu der großen Flüchtlingswelle, die 1919 aus dem Baltikum nach Deutschland kam. Hier hatte sich schon 1915 ein „Baltischer Frauenbund" gebildet, der von 1915—35 an der Eingliederung der Baltinnen in das Leben des großen deutschen Mutterlandes mitgewirkt hat und unter dem Vorsitz von Else Frobenius geb. Gaehtgens stand. 1926 wurde ein „Baltischer Schwesternverband" gegründet, denn zahlreiche Emigrantinnen hatten den Schwesternberuf ergriffen.

Die baltischen Rückwanderer haben sich damals über ganz Deutschland verteilt. Ihren Frauen und Töchtern begegnete man in jeder Lebensstellung. Und fortgesetzt strömte die baltische Jugend nach Deutschland, denn der Zug in die Ahnenheimat ließ sich nicht eindämmen. So gab es in den letzten Jahren Baltinnen in der Reichsfrauenführung und den Reichsministerien, in den wissenschaftlichen Instituten für Rassenforschung und Luftfahrtforschung, in den gewerblichen Kursen des Lettehauses, in den Hörsälen der Universitäten, in der Presse. Man begegnete ihnen auf der Bühne, dem Konzertpodium und im Film, im Atelier der Malerin, Kunstgewerblerin und Schneiderin. Viele arbeiten in leitenden Stellungen in den NS.-Frauenschaften mit. Andere sind durch Heirat neu verwurzelt: Vom Großindustriellen und Gutsbesitzer, vom Offizier und Beamten bis zum Gelehrten, Kaufmann, Künstler, Politiker, Schriftsteller haben Männer verschiedenster Kreise und Stellungen baltische Frauen gewählt. Mit Anpassungsvermögen und Zähigkeit haben diese Frauen sich in die neuen Verhältnisse gefunden. So hat sich schon seit Jahren vermittelst der Frauen ein Rückstrom baltischen Blutes in das Mutterland vollzogen.

Baltische Frauen haben auch wesentlich dazu beigetragen, in Deutschland Sinn und Verständnis für die Balten zu wecken, ihnen in Nord und Süd Freunde zu gewinnen. Vor allem die baltischen Schriftstellerinnen. Da ist Monika Hunnius, die in ihren Memoiren-

büchern Alt-Livland mit solcher Wärme und mit solch gläubigem Idealismus schildert, daß Versunkenes neues Leben gewinnt. Am bedeutendsten ist ihr Buch „Mein Weg zur Kunst“, das einen Abriß baltischen Musiklebens gibt. Oft erzählt sie von Verwandten und Freunden, — mit solcher Freude am Erlebnis des Menschen, daß jedes Wort aus der Fülle des Herzens strömt.

Schon vor ihr trat Theophile von Bodisco-Reval auf den literarischen Plan. Sie ist Nordländerin, über deren Werken oft die Verhaltenheit nördlicher Breiten schwebt. Im Titel eines ihrer Kriegsromane „Aus einer verklingenden Welt“ deutete sie hellseherisch das nahe Ende der baltischen Eigenwelt an. In „Dorothee und ihr Dichter“ schildert sie Kotzebues Aufenthalt in Reval — mit Humor und feiner Kultur. Franzes Külpe, Hedda von Schmid waren schon vor dem Kriege vielgelesene Unterhaltungsschriftstellerinnen, Eva Gaehtgens, die Verfasserin prächtiger Kinderbücher, die alle in Livland spielen. Durch den Weltkrieg hierher verschlagen, hat Helene Hoerschelmann in ungezählten Vorträgen und im Buch „Versunkenes“ ihre Erlebnisse dargebracht. Die Kurländerin Mia Munier-Wroblewska hat in einer großen Romanreihe „Unter dem wechselnden Mond“ das Werden, Blühen und Vergehen einer baltischen Familie von der Einwanderung nach Kurland im 17. Jahrhundert bis zur Rückwanderung nach dem Weltkriege dargestellt. Sie ist eine unermüdliche Künderin baltischen Schicksals, als Vortragsrednerin in ganz Deutschland bekannt.

Elsa Bernewitz, schon seit langem in Bayern beheimatet, gibt im Novellenband „Die Entrückten“ Geschichten vom Tode, die seltsam eindringlich Erlebnisse aus der Bolschewistenzeit schildern. Ihr Roman „Dorothea“ stellt mit feiner Seelenkunde die Geschichte einer Liebe dar und wurzelt in Kurland.

Erlebnisse in Rußland werden mit Eindringlichkeit und Kraft von der Halbbaltin Erika Müller-Hennig in den Büchern „Wolgakinder“ und „Auf der Steppenseite“ geschildert. Ingeborg von Hubatius erzählt von asiatischen Verbannungserlebnissen. Irmela Linberg schrieb Novellen voll farbiger Symbolik. Die Tänzerin Sent Mahesa, die heute als Besitzerin einer ländlichen Heilanstalt in Schweden lebt, erscheint von Zeit zu Zeit als Verfasserin von Kurzgeschichten in der Presse. Renate von Stieda ist als Mitleiterin der NS.-Frauenwarte und Herausgeberin von Kindheitserinnerungen weiten Kreisen bekannt. Senta Bernecker pflegt das geschichtlich-anekdotische Feuilleton.

Zu den baltischen Lyrikerinnen gehört die im Philosophischen wurzelnde Dr. Lenore Kühn, Herausgeberin des Buches „Magna Mater“. Ferner Veronika Erdmann, die schicksalsschwer und eindeutig durch ihre Verse das Leben erhellt. Innig und heimatnah sind die Lieder der Kurländerin Elisabeth Goerke, von der das schöne Wort stammt, das typisch für die Haltung baltischer Frauen ist:

„Reif sein, heißt, leiden können,
von lieben Wünschen ruhig scheiden können
und alles Glück den andern gönnen.
Im schwersten Schmerze stumm sich fassen
und doch nicht Welt und Menschen hassen.
Reif sein, heißt, sich nicht brechen lassen.“

Kriegserleben und Heimatnot haben manche Baltin veranlaßt, ihre Gefühle im Liede auszuströmen. Als führende Heimatsängerin galt in den letzten Jahrzehnten Gertrud v. d. Brincken, die Balladen voll Kultur und Heimwehlieder, voll Erdverbundenheit schuf. Von ihr stammt auch das Fern-Deutschlandlied, das Ausdruck einer unstillbaren Sehnsucht schien:

„Ferndeutschland du, aus dem die Väter kamen
und in uns senkten Saaten deines Grunds,
wir tragen deines Stammes Blut und Namen
du liegst als gottgelobtes Land in uns!“

Jetzt ist Deutschland nicht mehr nur innerer Besitz der baltischen Frauen. Es hat ihnen seine Tore aufgetan und sie haben die große und verantwortungsvolle Aufgabe, hier eine neue Heimat aufzubauen. Manche Baltin, manche Frau, die baltisches Blut in den Adern hat, lebt ihnen dieses Heimischwerden vor. Auf der Bühne des Staatstheaters wirkt geist- und humorvoll Elsa Wagner. Aus den Reihen der großen Dichtkunst grüßt Ina Seidel als Tochter einer baltischen Mutter. Als Biographin ihres Vaters er-

scheint Agnes von Zahn-Harnack. Überall gibt es verknüpfende Fäden. Als echter Kolonialstamm hat die baltendeutsche Volksgruppe nie die Verbindung mit dem Mutterlande aufgegeben. Durch Jahrhunderte hat sie immer Ableger hierher gesandt. Gläubiger Idealismus und unverwüstliche Zähigkeit gaben den baltischen Frauen die Kraft, sich in allen Wechselfällen des Schicksals zu behaupten. Sie werden auch Schild und Sporn der Heutigen sein.

Liliencron

Der Kirchspielvogt von Kellinghusen
Hetzt auf zur Schnitzeljagd die Musen;
Es bäumen die Lettern sich, blitzen und stieben,
Als hätt' sie der Vogt mit dem Pallasch geschrieben.
Einst war's ein Adjutantenritt,
Jetzt reiten neun Edelfräulein mit
Und der Hornist bläst zur Attacke
Auf des Parnasses steilste Zacke . . .
Herr Detlev siegt, der Marschall:
Hali! beim ersten Hörnerschall
Hat sich der Himmel ihm ergeben —
Hurra das Leben!

Mein Ahn — holsteinischer Baron;
Großmütterlein — leibeigen.
Ob Junker- oder Bauernsohn —
Das wird sich zeigen.

Des Morgens tiefeinsamer Heidegänger,
Des Abends wildfeuriger Herzensprenger —
Die Kräfte gemessen im heißesten Strauß,
Herzein und herzaus . . .
Dann wieder auf Streife durch Weizen und Roggen;
Zu Poggfred da quaken in U-dur die Poggen;
Oll Detlev zieht's zu den friedlichen Fröschen,
Der Lebensneige Durst zu löschen;
Ihm ist die Welt schon längst verwest,
Eh' der Hornist zum Rückzug bläst.

Wachtmeister Tod, schnauz' nit so barsch,
Spiel mir den Schwedischen Reitermarsch!
Du magrer Rappe, nimm mich mit
Zum letzten Adjutantenritt!
Ob Junker- oder Bauernsohn,
Vor'm Tod heißt's — Kapitulation.

Gustav Specht

Georg Dehio †

Vom baltischen Deutschtum

Dieser Aufsatz des großen baltischen Kunsthistorikers Dehio erschien schon einmal vor zwölf Jahren in den Mitteilungen der Deutschen Akademie und wurde in dieses Heft vor allen Dingen wegen seiner sicheren und klaren Beurteilung der Zukunft des baltischen Deutschtums übernommen. Dehio hat hier schon vor über einem Jahrzehnt die problematische Zukunftsgestaltung und die Möglichkeit einer Zurücknahme des baltischen Außenpostens aus dem östlichen Vorfeld vorausgeahnt, wenn er auch seinerzeit nebenher noch an eine Wiederauffüllung des baltischen Raumes vom Reiche her glaubte.

Das Baltenland war kein deutsches Land, es war eine deutsche Kolonie. Siebenhundert Jahre hat sie bestanden und ist dann plötzlich untergegangen. Erst im Augenblick ihres Untergangs hat das Mutterland seine älteste, längst vergessene Kolonie wieder kennengelernt.

Es gibt und gab in Europa keine englischen, italienischen, französischen Kolonien, nur deutsche. Die große Zeit der deutschen Kolonisationstätigkeit ist das 13. Jahrhundert. Die Ostsee wurde erreicht und mit einem Kranz von Ansiedlungen umsäumt; von Ost-Holstein bis zum Finnischen Meerbusen. Unter ihnen ist die livländische räumlich die am weitesten vorgeschobene, nicht die zeitlich späteste; Riga und Reval sind nicht wesentlich jünger als Lübeck und älter als Königsberg. Aus gleichartigen Anfängen entwickelten sich aber ungleichartige Folgen. Während in Mecklenburg, Pommern, Preußen die undeutsche Urbevölkerung nach und nach teils ausgerottet, teils eingedeutscht wurde, übrigens in einer keineswegs sich sehr schnell vollziehenden Umwandlung: währenddessen ist im livländischen Baltenlande die Urbevölkerung fortbestehen geblieben, und zwar in strengster Scheidung von den deutschen Einwanderern. Diese letzteren waren und blieben eine kleine Minderheit, und diese Minderheit hatte unbedingt die Herrschaft. Damit ist die erste und grundlegende Bedingung genannt. Sie mußte notwendig auch im Charakter und in der Denkweise des Herrenvolkes sich auswirken. Oft und im Tone des Vorwurfs ist die Frage gestellt worden: Warum wurde nicht germanisiert? Die Antwort ist sehr einfach: Weil es unmöglich war. Der livländischen Kolonie fehlte von Anfang an und immerfort das bäuerliche Element. Deutsch waren allein die Ritter, die Geistlichen und die Stadtbürger. Dazu nehme man die sehr große Ausdehnung des Landes und den verhältnismäßig spärlichen Nachschub aus dem Mutterlande. Kolonialtechnisch bleibt es eine erstaunliche Leistung, daß die kleine deutsche Minderheit die Zügel der Herrschaft, wenn auch unter anstrengenden Kämpfen, fest in der Hand behielt. Hier sehen wir eine zweite Grundtatsache: Das baltische Deutschtum war ständisch bedingt und begrenzt. Das Deutschtum konnte sich nur behaupten, wenn es der Unterlegenheit seiner Quantität Überlegenheit seiner Qualität entgegensetzte.

Aus dieser in Fleisch und Blut übergegangenen Überzeugung entsprang die schroffe nationale Exklusivität: Herren im Lande konnten die Deutschen nur bleiben, wenn sie ihr Blut und ihre Sprache reinhielten. Dieser Grundsatz ist mit einer Strenge durchgeführt worden, der eine Analogie in neuerer Zeit nur in den englischen Kolonien findet. Ihm verdankt das Baltenland in allem, was auf dem Gebiete der höheren Kultur liegt, seine Einheit; daß die Urbevölkerung in zwei rassenmäßig völlig verschiedene Bestandteile zerfiel, war daneben gleichgültig. Und nun kam er, dieser Grundsatz, nicht gegen die unterworfenen Letten und Esten allein in Anwendung, ebenso auch gegen die großen Völker, die sich nach dem Untergang der livländischen Selbständigkeit um die Oberhoheit stritten,



Prof. Dr. K. Haushofer

Nach einer Kohlezeichnung von Prof. Otto von Kursell, 1938

gegen Polen, Schweden und Russen. Es ist doch sehr bemerkenswert, daß unter den baltischen Familiennamen, den adeligen wie den bürgerlichen, sich undeutsche in weit geringerer Zahl vorfinden als im ostelbischen Deutschland. Etwas zahlreicher sind nur die schwedischen. Und dies hängt mit einem noch nicht erwähnten Umstande zusammen, der die Balten in ihrer nationalen Abschließung noch weiter bestärkte, mit dem religiösen Bekenntnis. Das livländische Baltentum hat sich sehr früh und vollständig der deutschen Reformation angeschlossen; deutsch sein hieß lutherisch sein, und damit schärfte sich der Gegensatz gegen die katholischen Polen und die orthodoxen Russen, während in der Zeit der schwedischen Oberherrschaft die Gleichheit des Bekenntnisses ein Moment der Annäherung wurde. Es verdient doch sehr beachtet zu werden, daß die Esten, bis dahin ein Volk mit starkem religiösen Leben, diesem im selben Augenblick Valet sagten, als die nationalistische Agitation sie zu Feinden der Deutschen machte. Der deutsche und lutherische Charakter des Landes hat nur von den Polen, deren Herrschaft aber von kurzer Dauer war, eine Gefährdung erfahren, die Russen haben bis tief ins 19. Jahrhundert hinein beide Eigenschaften respektiert. Sie brauchten nicht so sehr das Land als die Menschen in ihm, bedurften eines in seiner Kulturkraft ungebrochenen Deutschtums als Bindeglied mit dem Westen. Erst das Erwachen des russischen Nationalismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat dieser privilegierten Stellung eine Ende gemacht. Der russische Staat aber von Peter dem Großen ab ist zum guten Teil eine Schöpfung der Deutschen unter besonderem Anteil der baltischen Deutschen.

In dieser Lage — ständig bedrängt im Innern von der Urbevölkerung, von außen her von den starken polnischen, schwedischen und russischen Nachbarn, ohne Hilfe von seiten des deutschen Mutterlandes — hat sich das baltische Deutschtum 700 Jahre lang unvermischt und unerschüttert erhalten. Es empfing seine Kraft von dem Bewußtsein, etwas Besseres zu sein als die anderen. Dies alle Schichten durchdringende aristokratische Bewußtsein ist mehr als ein ständisches, es ist ein nationales. Ein solches Überlegenheitsgefühl, begründet oder nicht begründet, macht zwar nicht beliebt, besonders nicht im Privatleben, aber es befähigt zu Leistungen. Ich wiederhole: die eingewanderten Deutschen wollten die Herren im Lande sein, das ist das Primäre; sie konnten es aber nur sein, insoweit sie ihr Deutschtum als die Quelle ihrer Überlegenheit intakt erhielten.

Bis hierher haben wir das baltische Deutschtum nur als ein sich verteidigendes, auf Bewahrung seiner angestammten Art eingestelltes betrachtet. Wäre dies sein einziges Ziel gewesen, so hätte es einem engen Stilleben und schließlicher Versteinerung anheimfallen müssen, und es ist auch gar nicht zu leugnen, daß manche Züge im baltischen Leben in diese Richtung weisen. Allein es hat in ihm auch entgegengesetzte Antriebe gegeben, die Tendenz, seine Kräfte auszustrahlen. Schon die geographische Lage ihres Landes machte die Balten darin geübt, fremde Völker zu beobachten und zu beurteilen. Der Drang in die Ferne, der einst die Kolonisten ins Land geführt hatte, trieb ihre Nachkommen zu weiterer Wanderung. Wenn einmal, wie wir hoffen, eine übersichtliche baltische Biographie zusammengestellt sein wird, werden selbst die Geschichtskundigen erstaunen, eine wie große Zahl von Staatsmännern, Militärs, Gelehrten und Künstlern außerhalb der baltischen Grenzen tätig gewesen ist, und zwar in allen Himmelsrichtungen. Welchen, man darf sagen unermeßlichen Nutzen Rußland aus seinen baltischen Provinzen gezogen hat, ist allbekannt. Weniger geläufig ist, wieviel schwedische Generäle und Diplomaten baltische Namen tragen. Im 17. und 18. Jahrhundert waren sie in allen großen Armeen zu finden. Wer wird vermuten, daß zwei Marschälle von Frankreich unter ihnen sind? Und wer weiß es, daß der beste Feldherr Österreichs im Siebenjährigen Kriege, Laudon, ein Balte war. Im ganzen sollen rund dreißig baltische Feldmarschälle sich nachweisen lassen. Noch tiefere Furchen zog die vom Bürgertum ausgehende Bewegung, durch welche Rußland mit Beamten, Lehrern, Ärzten, Apothekern, Technikern ohne Zahl versorgt wurde.

Auf Grund dieſer bekannten Dinge, die hier nur geſtreiſt werden ſollten, traten im angeſtammten niederdeutſchen Naturell der Balten charakteriſtiſche Veränderungen ein: Das Schwere wurde leichter, ja ein Zug zum Leichtſinnigen und Phantaſtiſchen iſt nicht zu verkennen; das Zähe wurde geſchmeidiger, und im perſönlichen Verkehr wurden Beweglichkeit, Schlagfertigkeit, Gewandtheit geſchätzte Eigenſchaften. Geſelligkeit, die leichte wie die gehaltvolle, und ausgedehnte Gaſtfreundſchaft gaben dem baltiſchen Leben eine beſondere Farbe.

Führte der Staats- und Militärdienſt in das undeutſche Ausland, ſo zog die geiſtige Kultur ihre Nahrung aus dem deutſchen Mutterlande. Daß ihr in der Kolonie die volkstümliche Grundlage fehlte, äußerte ſich am ſichtlichſten in der Sprache. Sie iſt die deutſche Buchſprache, nur im familiären Verkehr gemiſcht mit wenigen Überbleibſeln des Plattdeutſchen, das in früheren Jahrhunderten allgemein geſprochen wurde. Im Grunde tritt hier in verſchärfter Weiſe nur derſelbe Mangel zutage, dem die norddeutſche Bildungsſprache nirgends entgeht. Unter den baltiſchen Schriftſtellern gibt es einige (ich nenne nur Victor Hehn), die in ſprachlicher Hinſicht zu den Beſten im deutſchen Schrifttum gehören. Geradezu erſtaunlich groß, wenn man die dünne Bevölkerungsſchicht, der ſie entſtammen, in Rückſicht zieht, iſt die Zahl der baltiſchen Gelehrten, und bezeichnend iſt es, daß auch der Adel einen anſehnlichen Beitrag geliefert hat. Die Entdeckungsreiſenden Admiral von Kruſenſtern und Admiral von Wrangel, die Naturforſcher K. E. von Baer, Graf Alexander Keyſerling, Baron Uexküll, der Mathematiker Baron Dellingshauſen, der Philoſoph Hermann Keyſerling, der Archäologe Otto Magnus Frhr. v. Stackelberg, der große Kunſtkenner E. v. Liphart ſind bekannte Namen. Sie ſind Ariſtokraten auch in ihrem wiſſenſchaftlichen Typus, keiner Schule angeſchloſſen, ſondern Forſcher, die auf eigenen Füßen eigene Wege gingen. Man wird hierin etwas gemeinſam Baltiſches erkennen dürfen. Über die Balten an den deutſchen Univerſitäten will ich hier nicht ſprechen.

Eine Kolonie kann in ihrer kolonialen Form nicht ewig beharren. Es gibt zur Weiterentwicklung drei Möglichkeiten: Entweder wird die Urbevölkerung phyſiſch vernichtet; oder ſie gibt ihre geiſtige Eigenart auf und aſſimiliert ſich dem nationalen Typus des kolonialen Herrenvolkes; oder drittens, ſie erhebt ſich gegen dieſes, unterdrückt oder vertreibt es. Der erſte Fall iſt, wie ſchon geſagt, nicht eingetreten. Zur Verwirklichung der zweiten Möglichkeit wurde 1918, ſo ſchien es, der Anfang gemacht; wäre damals in irgendeiner Form die ſtaatliche Wiederverbindung der Kolonie mit dem Mutterlande erreicht worden, ſo wäre die endliche Germaniſierung der Eſten und Letten nur eine Frage der Zeit geweſen, d. h. es wäre das eingetreten, was an der ſüdlichen Oſtſee Jahrhunderte früher ſchon erreicht war. Tatſächlich hat ſich aber in jähem Umſchwung das Dritte ereignet: der Sieg der Urbevölkerung. Iſt damit die Rolle des Deutſchtums im Baltikum für alle Zeiten ausgeſpielt? Es iſt nicht notwendig, nicht einmal wahrſcheinlich. Zunächſt iſt nicht zu vergeſſen, daß die Eſten und Letten keine eigene Kultur beſitzen und ſchwerlich jemals beſitzen werden. Die Deutſchen haben ihnen ihre Schriftſprache gemacht, alle in derſelben zum Ausdruck kommenden Kulturwerte ſind deutſch. In eſtniſcher und lettiſcher Verkleidung alſo wird die deutſche Kultur fortleben. Auch werden die im Lande übriggebliebenen, heute in ſchwerer Not befindlichen Reſte der alten Kolonie nicht ſo ſchnell verſchwinden. Eine neue deutſche Einwanderung iſt eine durchaus nicht ausgeſchloſſene Zukunftsmöglichkeit. Ob ſie wird verwirklicht werden können, hängt von ſo verwickelten Bedingungen ab, daß es müßig wäre, ſchon heute davon zu reden.

Sicher iſt dieſes: das alte Deutſch-Baltentum iſt untergegangen und ſeiner wartet keine Auferſtehung. 1560 war nur die ſtaatliche Selbſtändigkeit verlorengegangen, 1918 wurde die Exiſtenz bis in die Wurzel zerſtört — beide Male hat Deutſchland ſeiner Kolonie nicht helfen können. Aber die Erinnerung an ſie ſollte es behüten und ihr das Zeugnis ausſtellen, daß ſie dem deutſchen Blut und Geiſt Treue bewahrt hat bis ans bittere Ende.

Axel Schmidt

Die Universität Dorpat

Für die Balten war nicht die Großstadt Riga, noch die alte Hansestadt Reval mit ihren schönen Toren und Türmen das Zentrum des Landes, sondern die kleine Landstadt Dorpat. Der Balte nannte sie sein Embach-Athen. Denn sie enthielt in ihrer Mitte den Stolz des Landes, die Universität.

Und diese kleine Hochschule mit ihren nicht zahlreichen Lehrkräften und den bescheidenen Lehrmitteln war doch mehr als eine der beliebigen Provinzuniversitäten. Sie war nicht nur das geistige Zentrum des Baltenlandes, sondern darüber hinaus die Quelle für Bildung und Wissen, für zahlreiche Studenten, die später ins weite russische Reich zogen und dort kulturell wirkten; selbst nicht wenige Russen haben schon in der Zeit, als die Universität bis 1894 noch in deutscher Sprache lehrte, diese Hochschule besucht.

Diese kleine Stadt, die an einem Hügel mit einem großen Park, der der Universität gehörte, angeschmiegt liegt, lebte nur von der Universität, sonst gab es keinen Handel und Wandel in ihr. In beschaulicher Ruhe entfaltete sich das Dorpater Leben. Wenn im Sommer die Universität ihre Tore schloß, so zog nicht nur die studentische Jugend nach Hause, sondern auch die meisten Bewohner verließen für die zwei Sommermonate die Stadt, um Erholung auf dem Lande zu suchen. Die Professoren fuhren meistenteils an den estländischen Strand, wenn nicht einer und der andere, besonders die dorthin berufenen reichsdeutschen Professoren, nach Deutschland reiste.

So klein und beschränkt die Verhältnisse im Baltenland waren, es herrschte in Dorpat nicht nur ein reges wissenschaftliches Leben, sondern jeder von den Dorpater Professoren hatte das lebhafte Gefühl, auf deutschem Vorposten zu stehen. Es ist mir unvergeßlich, wie Professor Adolf Wagner während des Weltkrieges im Reichstage für den deutschen Geist der Dorpater Universität, an der er als junger Gelehrter gewirkt hatte, Zeugnis ablegte. Er sagte: „Wer das Glück, wie ich gehabt hat, zuerst an der nödlichsten deutschen Universität Dorpat und später an der westlichsten deutschen Universität Straßburg lehren zu dürfen, der kann nur wünschen, daß die deutschen Universitäten stets von solch einem bewußt nationalen Geist erfüllt sein mögen, wie ich das auf diesen beiden Hochschulen kennengelernt habe."

Als die Universität Dorpat im Jahre 1802 von Kaiser Alexander I. gegründet wurde, sollte sie auch für Rußland Gelehrte ausbilden, und die Verbindung mit Westeuropa herstellen, wozu sie durch ihre deutsche Unterrichtssprache besonders geeignet schien. Die beiden ersten Rektoren der Universität, der Naturforscher Parrot und der Historiker Ewers haben diese Aufgabe mit großer Energie und gutem Erfolge durchgeführt. Als dann später Rußland eigene Universitäten erhielt, trat diese Aufgabe in den Hintergrund; die Universität Dorpat wurde immer mehr zum Hort deutscher Bildung und deutschen Wesens für das Baltenland. Schon nach wenigen Jahrzehnten hatte sich Dorpat nicht nur im Baltenland eine geachtete Stellung erworben, sondern auch im Deutschen Reiche Anerkennung gefunden. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß allein in der vorigen Generation zahlreiche Dorpater Professoren in ihrem Fache führend waren und vielfach von Dorpat nach Deutschland berufen wurden. Es seien einige wenige Namen von Gelehrten herausgegriffen, die in Dorpat studiert und dort oder im Reich gewirkt haben: die Theologen Engelhardt und Oettingen in Dorpat und Harnack und Seeberg in Berlin; von den Juristen der Pandektist Meykow, der Völkerrechtslehrer Bulmerincq - Heidelberg und der Strafrechtler v. Roland-Bonn; von Medizinern die Physiologen Alexander

Schmidt-Dorpat und Bunge-Basel, der Chirurg v. Bergmann-Berlin und der Anatom Alexander Stieda-Königsberg; von der Philosophischen Fakultät seien hier genannt die Chemiker Carl Schmidt-Dorpat und Ostwald-Leipzig, der Geologe Fritz Schmidt (Akademie in Petersburg), der Physiker Arthur v. Oettingen-Leipzig und der Mathematiker Erhard-Schmidt-Berlin, und schließlich noch der Nationalökonom Wilhelm Stieda-Leipzig.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, das Glück gehabt hat, in einem der Professorenhäuser am Domberg, der von der wuchtigen Domruine — der alten Bischofskirche — gekrönt wird, aufzuwachsen, dem klingt noch als altem Mann der Zauber nach, der über dieser kleinen verträumten Universitätsstadt lag, die im Frühjahr im lichten Grün der Ahornbäume und der Obstblüte prangte: an die köstlichen Sommerabende, in denen das „Estländer Quartett" auf dem Domberg sang, an die Mainacht am Fuße der Domruine mit ihrem ausgelassenen Treiben der Studenten. So fröhlich und beschwingt das Leben in Dorpat dahinfloß, so ernst und zielbewußt wurde in der Universität und in den Häusern der Professoren gearbeitet. Könnte mein Schreibtisch, an dem ich eben sitze, erzählen, so würde er nicht nur vom alten Pastorat in Moon berichten, wo er zuerst dem Bischof Gottlob Alexander Schmidt gedient hat, der ihn selbst aus einer alten Linde tischlern ließ. Dann hat er ein langes Menschenalter im Arbeitszimmer meines Vaters gestanden, das nicht nur der Erforschung des baltischen Rechtes, sondern auch der heimatlichen Universität gewidmet war. War doch mein Vater zwölf Jahre nacheinander Prorektor dieser Hochschule, wodurch er mit der gesamten Studentenschaft in Verbindung stand, zumal damals die Universität Dorpat noch über die Studenten eine eigene Strafjustiz, mit Karzer und Relegierung besaß.

In seinem Hause und in seinem Garten, dem seine ganze Liebe galt, herrschte jeden Sonntag ein lebhaftes Treiben. Mittags und abends waren stets zahlreiche Studenten zu Besuch. So bescheiden es in den Dorpater Professorenhäusern zuging — Wein gab es nur bei der erstmaligen Aufnahme eines Kollegen —, so munter und ungezwungen floß das Leben dahin. Nur zu oft fanden sich so zahlreiche Gäste in meines Vaters Hause ein, daß es an Stühlen zu mangeln begann. Streichquartett und Gesang belebten diese Zusammenkünfte. In der Woche wurde um so fleißiger gearbeitet. Bis spät in die Nacht brannte in meines Vaters Zimmer die Lampe, wo er lesend oder schreibend saß oder in vertrautem Gespräch mit seinem Bruder, Alexander Schmidt, dem letzten deutschen Rektor der Universität, oder mit einem anderen Kollegen das Geschick der Universität besprach. Vor allem mit seinem Freunde dem Justizbürgermeister Viktor Kupfer, einem bedeutenden Juristen.

Als Alexander III. dem liberalen Vater auf dem Thron gefolgt war, da ging für Dorpat die schöne Zeit des livländischen Idylls zu Ende. Es setzte die Zeit der Russifizierung ein, gegen die in erster Linie sich die Universität Dorpat zur Wehr setzte. Schon vorher hatte der Historiker Karl Schirren seine mutige Streitschrift „Livländische Antwort" der panslawistischen Hetze von Samarin und Konsorten entgegengeschleudert. Für diese mutige Tat mußte er die Heimat und die geliebte Tätigkeit in Dorpat aufgeben. Er fand in Kiel ein neues Arbeitsfeld. In den 90er Jahren wurden die alten Rechte der Universität abgebaut, vor allem wurden unter Mißachtung des Berufungsrechtes der Fakultäten russische Gelehrte eingesetzt, die sich nur zu oft mehr als Russifikatore fühlten, denn als Lehrer der Jugend. Der belebende Zustrom reichsdeutscher Gelehrter hörte bald ganz auf, statt dessen wurde die Universität auch den Zöglingen der orthodoxen geistlichen Seminare geöffnet, um möglichst schnell der Hochschule einen russischen Charakter zu verleihen. Solange die alten deutschbaltischen Gelehrten an der Universität tätig waren, setzten sie diesen Versuchen den leidenschaftlichsten Widerstand entgegen. Aber der Tod jedes von ihnen riß eine Lücke und schaffte für einen Russen neuen Platz.

Mit der Wende des Jahrhunderts war aus der Universität Dorpat die Universität Jurjew geworden, und nur noch in der Erinnerung der früheren Dorpater

Studenten lebt die alte deutsche Hochschule am Embach fort. Der Samen aber, den diese Pflanzstätte deutschbaltischen Geistes hundert Jahre ausgestreut hatte, war nicht auf steinigen Boden gefallen. Wenn die Balten trotz der Ungunst der Zeiten bis auf den heutigen Tag an ihrer deutschen Art festgehalten und trotz ihrer geringen Zahl dem ganzen Lande den Stempel deutscher und lutherischer Prägung aufgedruckt haben, so hat daran die Alma mater Dorpatensis einen bedeutenden Anteil. So klein die Stadt war, es gingen doch von ihr Ströme der Bildung und geistiger Anregung auf das Baltenland und darüber hinaus aus. Man braucht nur daran zu denken, daß in Dorpat die einzige evangelisch-theologische Fakultät bestand, die auch für die Millionen von evangelischen Christen in Rußland — in Petersburg und Moskau und in den bäuerlichen Siedlungen — die Prediger und Lehrer erzog.

Erst jetzt, wo die letzten Balten aus Estland fortgezogen sind, wird Dorpat zu Tartu, wie der estnische Name lautet. Aber ebenso wie die Stadt von der alten Domruine überragt wird, so schwebt noch heutzutage über der estnischen Provinzstadt am Embach der Name Dorpat. Denn niemals werden sich aus ihrer Geschichte die hundert Jahre deutscher Kulturarbeit an der Universität auslöschen lassen.

Wird jetzt in der Hochschule auch kein deutsches Wort mehr erklingen, ihre Mauern werden, so lange sie stehen, davon Zeugnis ablegen, daß sie einstmals von deutscher Hand für die deutsche Wissenschaft errichtet wurden.

„Die heilige Willensgewalt, das Lebensrecht eines ganzen Volkes zu verfechten, gibt auch aller Gewalt, die allein diesen Willen zum Ausdruck bringt, ihre Rechtmäßigkeit."

Paul Krannhals † Aus „Das organische Weltbild".

Kindheit

Ein Geleitwort zu einem noch unveröffentlichten Roman „Jugend ohne Wald" von Gertrud von den Brincken

Wer einer Kindheit gedenkt, der eignen oder der eines andren, sieht Landschaft vor sich und Fenster, Hintergrund und Silhouette; sieht ein Bild voll Inbrunst und Umriß und stiller Bedeutsamkeit. Hell oder dunkel getönt, Bild ist es und dem Auge begreiflich.

Wo die Kindheit aufhört, beginnt das Leben Verworrenheit und Verwandlung zu sein. Erinnerung und Schau haben keine Gestalt mehr vor Augen, die klein und eindeutig im Geriesel der Tage stand; sie haben kein Bild mehr vor Augen, nur das Zwielicht vieler Begebnisse, aus denen sich, zwischen Bindung und Lösung zaudernd, das auferbaute (vielleicht auch nur zusammenwürfelte), was man Jugendzeit nennt.

Einfacher läßt es sich von einer Kindheit berichten, denn wie immer man Kind war, eines hat man damals besessen: das Insichberuhn, das die Außenwelt noch nicht verrücken konnte.

Ein Kind lebt aus sich selbst heraus, aus eigner Tiefe, wenn es sie hat, und diese Richtung ändert sich erst, wenn es aus seinem Morgen in den Vormittag hinüberwechselt. Hier beginnt das Erleben der anderen aufscheuchende Beunruhigung zu werden, und das Gleichgewicht ging verloren, das alles von innen her in Ordnung brachte.

Unbefestigt und ohne Umrisse ist der junge Mensch. Und so, gleichsam mit unsicher gezeichneten Konturen, sieht er auch seine Umwelt: Eltern, Götter und alles Geschehn. Entwürfe zittern, wo vormals Wälder standen, Fragen, wo Himmel geblüht . . .

Wie er sich durch diese Zeit der Unverläßlichkeit findet, mit immer schwankender Kompaßnadel, das ist Schicksals- und ist Seelenfrage. Leicht kommen die meisten hindurch — allzuleicht. Und nicht nur weil ihr Schicksal ihnen so flache und ebene Bahn bereitet...

Keiner vermag seine Jugend zu enträtseln, solange er noch in ihr tappt. Doch nicht ihre Verhangenheit ist ihr Verhängnis und nicht das Kreuz und Quer ihrer Wege. Keine kann finden, der nicht zuvor suchen ging.

Daß so viele aber ohne etwas gefunden zu haben, ohne dieses Etwas auch nur zu vermissen aus dem Kreuz und Quer ihrer Wander- und Wandeljahre in die glatte Chaussee des Alltags münden — das ist es! Aus dem Leerlauf der Jugend wächst ihre Gefährdung.

Mag sein, daß andere mehr zu deuten und mehr zu fordern wissen von den Jahren der Frühzeit. Mir will dieses eine bedeutsamst dünken und gültig für alle Jugend — gestern und heute und immerdar — für alles Leben: Nicht über uns hinziehen sollten die Jahre, flüchtigen Winden gleich und schnell vergessenem Wolkengeleucht —: durch uns hindurchgehen sollen die Jahre —, mitten durch unsere Seele sollen sie gehn!

O du Kindermund . . .

Eine Kindheitserinnerung aus dem Baltenland

von Korfiz Holm

Wenn ich hier einiges davon berichte, was ich mir in meinen frühesten Jahren an Fragen, Antworten und Urteilen geleistet habe, tu ich es gewiß nicht, weil ich diese Worte als Lebensäußerungen eines kleinen Menschenwesens von besonderer Eigenart hinstellen möchte. Nein, in diesem Sinne seine eigne Art hat jedes wohlgeratene Kind, und erst die weise Erziehung schlägt dann die Mehrzahl über den einen Leisten der Gewöhnlichkeit. Heute ist das ja anders, aber in meiner Jugend wurde man in der Regel nur für den bürgerlichen Pferch gedrillt.

Glücklich war der zu preisen, an dem nicht gar zu viel erzogen wurde. Und so gute Tage habe ich zwar länger als viele andere genossen, aber als kleines Kind, das zur Erziehung für das „Leben" noch „zu dumm" ist, erfreut sich ihrer wohl fast jeder. Fast jeder also könnte Ähnliches, wie heute ich, von sich erzählen, wenn er das alles nur — behalten hätte. Auch ich verdanke ja das meiste davon nicht dem eigenen Erinnern, sondern den Berichten freundlicher Verwandten, die als Erwachsene mit dabei gewesen sind.

Das erste dieser Anekdötchen hat sich zugetragen, als ich erst zwei Jahre zählte. Ich ging mit meinem Onkel Agathon, einem der jüngeren Brüder meines Vaters, am rigaschen Strand spazieren, ich winzig klein, er riesengroß. Denn dieser Onkel, dessen ausgefallener Vorname im Familienkreis zur Koseform „Tonne" verschandelt wurde, sah keinem Ding auf Erden weniger ähnlich als solch einem bauchigen Flüssigkeitsbehälter. Er war von großer Magerkeit und einer Länge, daß er mir Knirps damals nach oben vermutlich überhaupt nicht aufzuhören schien. Sehr ungleich also von Gestalt, doch als die besten Freunde schlenderten wir Hand in Hand gemächlich durch den hellen Tag. Da kam ein fettes Möpschen auf uns zugewatschelt.

Ich deutete nach ihm: „Du, Onkel Agathon, ist das vielleicht ein Hund?"

Er beugte sich aus seiner Höhe zu mir nieder und gab zurück: „Wei, Korfing, kannst du das nicht sehn? Es hat vier Füße, wedelt hinten mit dem Schwänzchen und macht vorn mit dem Mund wauwau. Was ist das wohl?"

Halbwegs gescheite Kinder dünkt es immer peinlich, wenn sich ein „Großer" so in seiner Redeweise dem kindlichen Verständnis anzupassen sucht. Trotz meinem zarten Alter muß ich hier etwas Ähnliches empfunden haben, und gewiß nicht mein Verstand, doch mein Instinkt gab mir nun eine Frage ein, auf die meinem sonst sehr geliebten Onkel eine Antwort solchen Stils schwerfallen sollte. Ich deutete auf einen Pfahl des Zaunes, neben dem wir gingen, und erkundigte mich unschuldig: „Onkel Agathon, ist das vielleicht k e i n Hund?"

Zwei Jahre mochten seitdem hingegangen sein — ich weiß es nicht genau, wie alt ich war, doch trug ich sicherlich schon Bubenhosen, konnte aber andrerseits noch nicht so richtig „Junge" sagen, sondern sprach das „Sunge" aus —, da war ich einmal aus irgendeinem Grund für längere Zeit bei meinen Großeltern Holm zu Gast.

Eines Tages besuchte uns dort eine Nichte meines Großvaters, die im Innern Rußlands verheiratet war, mit ihrem vierzehnjährigen Sohn. Dieser erschien mir wohl zu groß, als daß er mir viel hätte sagen können, seine Mutter aber

sprach mich mächtig an. Es war eine bildhübsche Frau mit herrlichem kastanienroten Haar von einer Länge und Üppigkeit, daß es ihr, aufgesteckt, leicht Kopfweh machte. Sie löste es darum gern, und offen hing es ihr in lockeren Wellen beinah bis zu den Füßen nieder.

Als sie das zum erstenmal in meinem Beisein tat, kam ich vor Wonne völlig aus dem Häuschen: ich schürzte meine Hosenbeinchen zierlich auf, wie eine Ballettöse ihre Gazeröckchen rafft, und produzierte mich in einem kleinen Tanz zu Ehren dieser Tante, die mir so gefiel. Sie nickte mir errötend zu und gab mir einen Kuß, was ich nun wieder weniger schätzte.

Doch ihre Zuneigung für mich bekam bereits nach wenigen Stunden einen Stoß. Denn hatte ich ihr am Vormittag gezeigt, wie früh der Sinn für Frauenschönheit in mir wachgeworden war, bewies ich ihr während des Mittagsessens schon, daß es nach meinem Geschmack Schönheit allein bei einer Frau nicht tut.

Wir saßen schmausend um den gedeckten Tisch: meine Großeltern, die drei jüngeren, damals noch unverheirateten Geschwister meines Vaters, darunter meine liebe Tante Margot, die mir diese Geschichte überliefert hat, ferner die zugereiste neue Tante, ihr Sprößling und ich.

Nun zeigte es sich bald, daß diese junge Mutter fast ununterbrochen an ihrem Sohn herumzog. „Hermann, faß deine Gabel richtig am Stiel! Hermann, man führt das Messer nicht zum Munde!" Und so weiter: Hermann dies und Hermann das. Besonders häufig rief sie: „Hermann, sitz gerade!"

Als dies nun zum vierten oder fünften Mal geschah, schob ich meinen Teller zurück, stand auf, wie wenn ich eine Rede halten wolle, und sagte, jeweils mit dem Finger nach den Leuten deutend, die ich nannte: „Wenn Großpapa krumm sitzt und Großmama krumm sitzt und Tante Margot krumm sitzt, und Onkel Agathon und Conrad sitzen krumm, und ich sitz krumm, dann kann der Junge da auch krumm sitzen. Und das sag ich!"

Doppelt so alt, also wohl achtjährig, war ich, als ich einmal auf der Holmschen Tuchfabrik, von deren Leitung sich mein Großvater damals bereits zurückgezogen hatte, bei dem technischen Direktor des Betriebes zu der Geburtstagsfeier eines seiner vielen Söhne eingeladen war. Dieser semmelblonde Herr aus Sachsen hatte mit seiner semmelblonden Frau aus der rigischen Vorstadt Thorensberg ein volles Dutzend semmelblonde Kinder in die Welt gesetzt, die in ihrem Freiluftleben auf dem weiträumigen Fabrikgelände zu richtigen, wie man heute sagen würde, zweibeinigen Lautsprechern geworden waren.

Ich fühlte mich in ihrem lärmenden Gewimmel wenig wohl und faßte meinen Eindruck davon nach der Heimkehr so zusammen: „Da will ich nicht wieder hin: zwölf Kinder, alle brüllen wie verrückt, und wenn eins vierzehn Tage älter als das andere ist, glaubt es, es muß das andere erziehen, und schreit es an."

Dies wurde selbstverständlich als unendliche Naivität von mir belacht. Wie ich mich aber kenne, entstammte meine Unterschätzung der Altersabstände besagter zwölf Geschwister weit eher meiner Lust an drastischer Ausdrucksweise als der ernsthaften Meinung, bei der Vermehrung dieser fruchtbaren Familie würde in der Tat ein so naturwidriges Eiltempo vorgelegt.

Ungefähr um die gleiche Zeit gedachte meine Tante Margot mir dadurch eine Freude zu bereiten, daß sie mit mir in die Vorstellung eines zu jenen Zeiten hochberühmten reisenden Marionettentheaters ging. Was ich in dessen Pantomimen — denn gesprochen wurde dabei nicht — alles zu sehen kriegte, weiß ich im einzelnen nicht mehr. Nur eine Staatskarosse mit sechs Pferden, die gravitätisch ihre Köpfe wiegten, und deren vierundzwanzig Hufe mächtig klapperten, indes der Kutscher auf dem Bock die Peitsche schwang, schwebt mir noch vor. Das übrige wird aber von der gleichen Art gewesen sein: mechanisch abgefeimt, doch jeder künstlerischen Note bar.

Ich muß das unbewußt auch damals schon empfunden haben, denn als ich eine Weile zugesehen hatte, fing ich still, doch bitterlich zu weinen an.

Die gute Tante flüsterte erschrocken: „Nu, was ist? Gefällt es dir nicht, Korfing? Warum weinst du denn?"



Findlinge am estländischen Strande
Nach einem Gemälde von Axel Sponholz, 1938

„Weil es so dumm ist", schluchzte ich.

Man sieht hieraus, wie leicht mir im Frühling meines Lebens etwas auf die Nerven fiel, und ich bin froh, daß sich dies in meinen bis heute über vierzig Verlegerjahren mit der Zeit gegeben hat. Ja, ein abhärtender Beruf ist etwas wert. Denn hätte ich bei den zahllosen Manuskripten, die mir gewissenhaft zu prüfen oblag, über jedem von ihnen, das mir dumm erschien, zu heulen angefangen — ich wäre längst zu Salzwasser zerronnen, und die Erde hätte mich in sich hineingetrunken.

Dabei geht mir mit leisem Schrecken auf, daß ich von all den Leuten, die ich hier mit Namen nannte, der einzige bin, der heute noch am Leben ist. So schicke ich den Abgeschiedenen einen Gruß und danke es ihnen noch in ihren fernen Gräbern, daß sie mich wegen meiner kindischen Sprüche niemals vorlaut und naseweis gescholten, sondern sie in einem lächelnden Gedächtnis für mich aufgehoben haben.

Liebe, die man als Kind empfing, ist ein Besitz, der einem auch im Alter bleibt.

Februarabend

Endlos weiße, schneeverhüllte Weiten,
irgendwo verlornes Schellenläuten.
In den unbewegten Tannenspitzen
krächzend frostzerzauste Krähen sitzen.
Eine Fußspur ohne Ziel und Leben
führt ins Dämmern wie gestorbnes Streben,
und wie totgeglaubte Wünsche locken
irgendwo im Grau die Schlittenglocken . . .

Else Hueck-Dehio

Kaleidoskop der Kindheit

Eine Jahresbetrachtung von Harald Torp

Um die Wende des Jahres, wenn meine Heimat unter der tiefen Schneedecke des Nordens schlief, wenn die Kälte jeden Bach und Fluß, ja sogar das Meer erstarren ließ und die Wälder in Marmorhallen verwandelte, konnte es geschehen, daß die Zimmer eines Morgens dunkler als sonst um die gleiche Stunde waren. Als Kind wußte ich dann: von der Dachrinne hängen lange kristallene Zapfen herab, undurchsichtig sind über Nacht die Fensterscheiben geworden und auf den Straßen würde der Schnee bei jedem Schritt vernehmlich knirschen.

An solchen Tagen fiel der Unterricht erfahrungsgemäß häufig aus. Da ich aber weder Barometer noch Thermometer, — diese merkwürdigen, von mir stets miteinander verwechselten Instrumente, zu lesen verstand, konnte ich selbst auch nicht feststellen, ob die Temperatur draußen zur Schulfreiheit genügte. Voll quälender Ungeduld mußte ich also liegenbleiben und darauf warten, bis ich geweckt wurde. Betrat der Vater das Zimmer, so gab es keinen Zweifel mehr, daß ich zur Schule gehen mußte. Mit seiner schweren Hand berührte er behutsam meine Schulter und rief ganz leise, damit mein Bruder nicht erwache: „Upstahn!" Solche plattdeutschen Worte und Redensarten gebrauchte er im Verkehr mit uns Kindern überhaupt gerne. Er hatte sie sich in jungen Jahren, als er nach der Schulzeit zur See gehen wollte, auf einem Hamburger Dreimastschoner angeeignet. Sah er nun, daß ich wach war, so schob er die Fenstervorhänge ein wenig zur Seite, damit Licht in das Zimmer falle. Gerötet von der Morgensonne, glänzten auf dem sichtbaren Teil der Scheibe die Eisblumen, jene zarten und wunderlichen Gebilde, deren Entstehung mir unbegreiflich blieb, wie oft auch der Vater erklären mochte, daß die Ursache der Frost sei, der die Feuchtigkeit gerinnen lasse. Für mich lösten seine Worte das Rätsel der kristallenen Erscheinung nicht, und mit der Zeit gaben wir beide das fruchtlose Frage- und Antwortspiel auf, denn er wußte nur noch um die Gesetze der Natur, nicht mehr um ihr Geheimnis, während ich erst um das Geheimnis, aber noch nicht um die Gesetze wußte.

Kam jedoch statt seiner die „alte Grete" herein, so durfte ich hoffen, daß der Tag mir manche Winterfreude bescheren würde. In Filzpantoffeln schlurfte sie zum Kachelofen, räumte die Kohlen und Asche aus und entfachte mit Hilfe von Spanholz und Birkenrinde ein knisterndes, prasselndes Feuer, dessen Widerschein an der Zimmerdecke aufleuchtete.

Die „alte Grete"! . . . Wie sie eigentlich hieß, habe ich nie gewußt. Als Magd im Hause meiner Großeltern hatte sie meinen Vater gewiegt und betreut, in späteren Jahren meine Geschwister und mich. Sie gehörte als Faktotum zur Familie, und wenn sie auch keine schweren Arbeiten mehr verrichten konnte, so gab es doch immer etwas für sie zu tun: die Öfen zu heizen, das Geschirr zu spülen, Bestecke zu putzen, mit uns Kindern spazieren zu gehen und viele anderen Verrichtungen mehr. Deutlich sehe ich sie noch vor mir, — ihr faltenreiches, runzeliges Gesicht unter dem bunten Kopftuch, wie es noch heute von lettischen Bäuerinnen getragen wird. Stets war sie freundlich, und mit einem gutmütigen Lächeln ertrug sie alle wilden Späße, alle kindliche Ausgelassenheit, mit denen mein Bruder und ich ihr zu schaffen machten. Nie verriet sie eine Missetat, ja sie bezichtigte sich mehr als einmal selbst, schuld gewesen zu sein, wenn wir eine Tasse oder Vase zerbrochen hatten. Mit stoischem Gleichmut ließ sie dann die Schelte meiner Mutter

über sich ergehen, bis wir eines Tages alt genug waren, die Würdelosigkeit unseres Verschweigens einzusehen und uns von nun an selbst zu jeder Tat oder Unterlassung bekannten. Fast weise wurde das Lächeln der „alten Grete" in dieser Stunde, und wenn seitdem die Strafe für einen von uns verübten Streich sehr hart ausfiel, versuchte sie, die Eltern zu beschwichtigen. Ja, mitunter gab sie ihrem Unwillen beredten Ausdruck und lenkte so den Zorn auf sich. War das „Gewitter" vorbei, so tröstete sie uns in ihrem Kauderwelsch, daß wir wieder lachen mußten. Und dies war das Sonderbare: obwohl sie nahezu ihr ganzes Leben unter Deutschen verbracht hatte, sprach sie bis ins hohe Alter hinein fehlerhaft und unbekümmert um jede grammatikalische Regel, von der Orthographie ganz zu schweigen. Gerade dieser Mangel aber war es, der mich in reiferen Jahren davor bewahrte, den Wert eines Menschen nur nach dem Grad seiner Bildung zu beurteilen. Wenn auch der Diensteifer der „alten Grete" blutsmäßig bedingt gewesen sein mag, da sie im Deutschen stets den „Herrn" gesehen hatte, dem gegenüber Gehorsam erste Pflicht war, so gingen ihre Anhänglichkeit, ihre wahrhaft herzliche Liebe zu uns allen weit darüber hinaus und gaben diesen einfachen Menschen etwas von großmütterlicher Güte und Treue, Eigenschaften, die das lettische Volk in seinem Verhältnis zum Deutschtum nie oder nur selten gekannt hat.

Ehe der Winter zu Ende ging, nahm mich der Vater in jedem Jahr noch einmal zur Fahrt im Stoßschlitten über den vereisten Strom mit. Zwar standen auch Droschken bereit, aber da man sie als Wagen oder Schlitten zu jeder Zeit benutzen konnte, war das Ungewöhnliche natürlich verlockender, zumal ich unter den Stoßschlitten wählen durfte. Diese Aufgabe, das schönste Gefährt und den schnellsten Läufer herauszufinden, nahm ich sehr ernst und ließ mich durch die eindringlichsten Anpreisungen, deren Sinn ich wohl begriff, ohne selbst der lettischen oder russischen Sprache mächtig zu sein, nicht beirren. Und war stolz, wenn der Vater meine Wahl guthieß. Von kräftigen Männerfäusten geschoben, ging es dann in sausender Fahrt über die glatte Bahn, bis hinter den Klüverholmschen Damm die Zwiebeltürme der russischen Kirche von Hagensberg auftauchten und wir bald darauf am Ziele anlangten. Dort begann der eigentlich reizvollste Teil unseres Ausganges, dem ich stets mit großer Spannung entgegensah. Wir traten nämlich den Rückweg auf dem schmalen, schwankenden Brettersteg an, der etwas erhöht über das Eis gelegt war und den Übergang auch bei Tauwetter sichern sollte, wenn sich überall Pfützen und Lachen vom Schmelzwasser gebildet hatten. Irgendeine Gefahr bestand hierbei nicht, doch mir erschien jeder Schritt als Wagnis, — sei es, weil in meiner Vorstellung die Planken zusammenbrachen und ich hinunterstürzte; sei es, weil ich den uns begegnenden älteren Damen und Herren ausweichen und auf das Eis herabspringen mußte. Dann ertönte an manchen Stellen ein hohler Klang, der die gurgelnde Tiefe unter mir ahnen ließ und mich mit leisem Grauen berührte. Gerade das Unheimliche, Gefahrvolle aber machte mir den Rückweg immer wieder zu einem Abenteuer. Später, als ich einige Jahre älter war und mich auf Schlittschuhen allein auf den Strom hinauswagte, habe ich diesen dumpfen Ton häufig vernommen. Habe bei Tauwetter auch das Bersten und Knacken unter mir gehört und darauf gewartet, daß die starre Decke zerbricht und die Schollen sich in Bewegung setzen. Stromab wollte ich auf ihnen gleiten und dann in Sprüngen wieder das Ufer erreichen, wie es nach den Schilderungen meines Vaters seine Schulkameraden früher getan hatten.

Immer war es die Gefahr, die mich reizte, und wenn es sie in Wirklichkeit auch nicht gab, — meine Phantasie beschwor sie herauf und verwandelte auf diese Weise die friedliche Welt in ein Märchenreich mit Feen und Unholden, in Robinsons Insel, in die Jagdgründe der Irokesen oder in die Wildnis des Gran Chaco. Andere Gesetze waren hier gültig, andere Formen des Lebens und der Selbstbehauptung. Und deshalb wundere ich mich heute nicht mehr, daß ich damals zum Kummer meiner Eltern so oft in Konflikt mit althergebrachten Anschau-

ungen geriet und schließlich zum „schwarzen Schaf“ der Familie wurde.

Wenn der Eisgang vorbei war, der in manchen Jahren die Schollen bis zu den Buden auf dem Marktplatz trug und sogar Dampfer, die zu spät vor der Gefahr gewarnt wurden, auf den Kai warf, begannen auch die Kräfte des Wachstums sich heimlich zu regen. Brach dann der erste blaue Tag an, erhellt von praller, wärmender Sonne, so läuteten die Schneeglöckchen am Basteiberg zum Lobe des steigenden Jahres, und die Krokusse im Schützengarten und im Wörmannschen Park entfalteten ihre zarten, farbigen Blütenkelche.

Daß ich mich jener Tage im März oder April, des Duftes von frischer Erde und Knospen noch so gut entsinne, liegt weniger an der Überwältigung durch den Frühling, als an einer zunächst vielleicht prosaisch anmutenden Tatsache. Sobald nämlich nach der Schneeschmelze die Straßen gangbar wurden, Mütter und Gouvernanten sich mit ihren Kindern oder Zöglingen bei schönem Wetter zu einem Spaziergang hinauswagten, — tauchten überall auf den Boulevards und in den Anlagen bärtige Gesellen mit Trauben bunter Luftballons auf.

Wie brennend war der Wunsch, einen solchen Ballon zu besitzen! Wie groß das Glück, ihn sein eigen zu nennen! Wenn man ihn berührte oder streichelte, knisterte seine Hülle so eigenartig, daß man dieses Spiel immer wieder von neuem versuchte. Und wie interessant er roch! Kaum mochte sich die Nase von ihm trennen. Vorsichtig, damit ihm nur ja nichts geschehe, brachte ich ihn nach Hause, verlängerte den Faden und ließ ihn dann in Gegenwart der Geschwister und Dienstboten voller Stolz gegen die Decke steigen, als sei ich selbst der Erfinder und Schöpfer des Ballons. Abends aber, wenn es zu dunkeln anfing, wurde er aus der Stube entfernt und draußen vor dem Fenster befestigt, damit die kühle Nachtluft ihn guttue und sein Dasein verlängere. Alle Fürsorge blieb jedoch vergeblich, denn in ein bis zwei Tagen schrumpfte er zusammen, und wenn man ihn auch wieder aufblies, — er verlor seine Erdenschwere nicht mehr.

Meine Liebe zu dem bunten Spielzeug erlitt sehr lange keine Einbuße, nur bewahrte ich es nicht mehr auf, sondern gab ihm aus dem Gedanken heraus, es sei etwas Fliegendes, die Freiheit. Diese Idee entsprang vermutlich den Äußerungen meiner Eltern, die meine wiederholte Bitte um einen Dompfaff, Star oder Kanarienvogel stets mit der Begründung abschlugen, daß Vögel nicht in einen Käfig, sondern in die Freiheit gehörten, wo sie ihre Schwingen ausbreiten und auffliegen könnten. Nun war ein Ballon zwar kein Vogel, aber fliegen konnte auch er, und so ließ ich ihn vom Speicher unseres Hauses hoch über die Dächer hinweg in den Himmel steigen, bis er immer kleiner und kleiner wurde und meinen Blicken entschwand. Schön und schmerzlich zugleich waren diese Minuten: in die Freude, dem Aufstieg und Entschweben zuzuschauen, sich vorzustellen, daß er im grünen Geäst des Kaiserwaldes oder auf den Dünen am Strande landen würde, mischte sich eine leise Trauer um den Verlust des bunten „Vogels“, obwohl ich wußte, daß es noch mehr von der gleichen Art gibt.

Mehr als einmal habe ich im Leben dieses kindlichen Spieles gedacht, wenn meine Wünsche und Hoffnungen, gleich den Ballons ins Blaue steigend, sich mit der Zeit in unbestimmter Ferne verloren. Dann wurde die Wehmut durch das Wissen tröstlich gemildert, daß noch andere und vielleicht schönere Wünsche nicht vom Wind der Welt verweht, sondern zum erhofften Ziel gelangen werden.

Wenn gegen Ende Mai die Erde vom Frühling wie berauscht war und die Schulferien begannen, zogen wir an den livländischen Strand hinaus, wo meine Eltern eine der leichtgebauten, rohrbedachten Villen in Edinburg für die Sommermonate gemietet hatten. Hier verbrachte ich zwischen Wald und See, Fluß und Wiesen einen großen Teil meiner sorglosen Kindheit und vermag rückschauend eigentlich nicht mehr zu sagen, wovon ich in jenen frühen Jahren am meisten beeindruckt war. So unstillbar auch heute mein Heimweh nach dem Meere ist, — damals fand ich alles ohne Unterschied schön und voller Geheimnis.

Wie duftete der Wald! Nie hat ein anderer Wald so geduftet! Die Mutter nahm mich oft zu Spaziergängen mit, von denen wir selten mit leeren Händen heimkehrten. Unversiegbar war die Fülle der Schätze, an denen wir vorüberkamen und in die ich bedenkenlos hineingriff. Hohe Farne, zierlich gefiedert, wucherten wegentlang. Frauenmantel und Waldkerbel blühten, Tannenzapfen lagen umher, grün, braun, rot, grau und in jeder Größe. Vierblättrigen Klee half ich der Mutter suchen, Walderdbeeren, Schwarzbeeren, Strickbeeren und zuguterletzt Pilze, die auf einer Schnur aufgereiht und getrocknet wurden. Immer bis zum Rande gefüllt war der kleine Eimer oder die Botanisiertrommel, die ich bei solchen Ausflügen als unentbehrliches Requisit mitführte. Blaue Glockenblumen wiegten sich im Windhauch, aber wie oft ich sie auch brach und mitnahm, — mein Ohr vernahm selbst in abendlicher Stille kein Geläut, dessen zarter Klang wirklich nur für Elfen und Gnome bestimmt zu sein schien, wie die Mutter mir erzählt hatte.

Feldrittersporn, Akelei, Mohn und Hohlzahn, — alle Blumen, die den Weg säumten, pflückte ich zum Strauß, aber als wir nach Hause kamen, war es mit der blühenden Pracht vorbei. Als Kind ahnte ich noch nicht, daß es Dinge gibt, die nur in ihrer Scholle und Umwelt verwurzelt, schön und lebendig sind, die aber unter unseren Händen welken, wenn wir sie herausreißen und in eine andere Welt zu verpflanzen suchen. Die Erkenntnis dieser Lebensgesetze wurde mir erst viel später zuteil.

Dort, wo die Aa zwischen Neu-Dubbeln und dem Warkelkrug eine große Schleife bildet, hat der Fluß ein Labyrinth von Kanälen entstehen lassen, die mir jede Fahrt zu einem erregenden Erlebnis werden ließen. Meterhohes Schilf wuchs zu beiden Seiten aus dem Wasser empor, verdichtete sich stellenweise zu einer festen Mauer, gab gleich danach die Durchfahrt in einen Seitenarm frei, der sich wieder zweigte und immer neue Sichten und Ausblicke eröffnete. Das Schilfrohr mit den langen braunen Rispen, den „Lampenputzern", brachten wir in großen Büscheln als Trophäe unserer gefahrvollen Reise heim, um die Veranda damit zu schmücken. Und pflückten die weißen Seerosen, die in den Kanälen zu hunderten wuchsen. Immer, wenn ich mich über den Bootrand beugte und die Stengel unter Wasser zu fassen suchte, sah ich neben der Spiegelung meines eigenen Gesichtes noch andere seltsame Figuren und Gestalten zwischen dem Schlinggewächs, spürte ihre Berührung und beeilte mich, den Sternenkelch mit hastigem Ruck herauszureißen. Schauer der Tiefe überrieselten mich, und ich ahnte dort zum erstenmal das Reich des Wassermanns und der schönen Lilofee, denn nur in ihren Gärten konnten diese traumhaft schönen Blumen blühen, die ich in meinen Händen hielt.

Wenn Kamille, Klee und Thymian süß dufteten, trieb es mich hinaus zu den Wiesen am Fluß. Auf dem bunten Teppich liegend, schaute ich den Grashüpfern und Käfern zu, den Bienen, den Faltern und Libellen, die über mir mit glasklaren Flügeln schwirrten. Manchmal aber schreckte mich der Himmel, wenn hoch im unermessenen Raum die weißen Wolken übers Land zogen. Ganz hilflos fühlte ich mich dann inmitten der Margueriten und des Zittergrases, beängstigend klein in der blauen Tiefe, und war froh, wenn die Mutter mich abholen kam.

Sang der Wind in den Birken unseres Gartens, so gingen wir zusammen hinaus und ließen den Kastendrachen steigen, ein Geschenk Onkel Ottos, mit dem er mir einen Herzenswunsch erfüllt hatte. Sehr stolz war ich auf diesen Drachen, der höher als jeder andere stieg und mich ohne Beistand der Mutter sicher mitgerissen hätte. Insgeheim tat es mir ja leid, daß ich ihn nicht allein steigen lassen durfte, denn ich war überzeugt, er hätte mich weit über Wiesen und Felder durch die Lüfte getragen, mich am Wunder des Fluges teilhaben lassen. Am liebsten aber saß ich am Wasser, dort wo der Prahm von Zeit zu Zeit Fuhrwerke und Bauern übersetzte, und starrte hinüber zum jenseitigen Ufer, dessen bewaldete Höhen steil und sandig abfielen. Was mochte es dort nicht alles zu sehen geben! So anders waren die Bäume, merkwürdig verkrüppelt und verästelt. Weithin leuchteten rötliche Blumen, die es diesseits des Flusses nicht gab. Und hin-

ter dem Walde sollte ein See sein, ein Moor, auf dem nachts die Irrwische tanzen. Wie gern, für mein Leben gern, wäre ich hinübergefahren, denn nur eine Kleinigkeit fehlte mir, — nur 5 Kopeken, die ich nicht besaß.

Wie oft habe ich später sehnsüchtig nach manchem „anderen Ufer" ausgeschaut, das greifbar nah und doch nicht erreichbar war, weil mir „nur eine Kleinigkeit" fehlte! Und über den billigen Trost guter Freunde oder der Eltern, daß mir dadurch vielleicht Enttäuschungen erspart geblieben seien, habe ich stets lächeln müssen, denn dieses „vielleicht" war und ist immer nur ein Trost für Schwache.

Mit bloßen Füßen den Strand entlang zu waten, Schiffchen schwimmen zu lassen, Kuchen mit Hilfe kleiner Blechformen aus feuchtem Sand zu backen, Burgen aufzuschütten oder nach Herzenslust im Wasser zu planschen, sind Freuden, die jeder, der als Kind oder mit Kindern seine Ferien an der See verlebt hat, aus eigner Erfahrung kennt. Nicht hiervon will ich deshalb erzählen, sondern von anderen Eindrücken, die Meer und Strand auf mich gemacht haben und die so nachhaltig waren, daß ich sie bis heute nicht vergessen habe.

Wenn die Abende dunkler wurden, die Blätter sich verfärbten und die Beeren der Eberesche korallenrot zu leuchten begannen, war der Sommer zu Ende, und wir zogen wieder zurück in die Stadt. Neue Erlebnisse, vor allem der Schulbeginn und die häuslichen Feste, verwischten bald die Erinnerung an den Sommer. Und vielleicht hätte ich damals nie etwas von der bittersüßen Schwermut des Herbstes und der Gewalt des Meeres empfunden, wenn wir nicht einmal noch vor dem ersten Flockenfall an den Strand hinausgefahren wären.

Tiefe Stille empfing uns. Kein Vogel sang mehr. Kein Kindergeschrei, kein fröhliches Lachen erklang mehr. Stürme hatten die letzten Blätter von den Zweigen gefegt, morsche Äste geknickt und sie auf die Bretterstege geworfen, die auf den Sandwegen den Bürgersteig ersetzten. Einsam und verlassen standen die Villen. Unnatürlich laut knallten unsere Schritte in den menschenleeren Straßen. Hier und da blühte noch eine Aster, hing eine rote Beere am Strauch. Aus den Gärten stieg der Ruch von welkem Laub und Moder.

So kamen wir auch zum Hause, in dem wir gewohnt hatten. Und als ich die nackten Hollerbüsche im verwilderten Garten sah, ein letztes Marienblümchen auf dem runden Beet, das ich jeden Abend begossen hatte, und eine verrostete kleine Blechschaufel entdeckte, leuchtete ein süßes Erinnern an Sonne, blauen Himmel, Düfte und Farben auf, zugleich aber überkam mich eine große Traurigkeit: der ganze Sommer schien in dem Häuschen, dessen Fensterläden geschlossen, dessen Türen und Veranda mit Brettern verschlagen war, wie in einem Sarg begraben zu sein. Vielleicht hätte ein Betreten des Gartens, ein Berühren des Hauses ihn auferweckt, aber die Pforte war verschlossen und nur durch den Zaun hindurch sah ich mit Tränen in den Augen den einstigen Spielplatz froher Tage, zu dem kein Weg mehr hinführte.

Sehr still gingen wir weiter, gingen wie über einen Friedhof, auf dem viel Geliebtes ruht. Blieben vor manchem „Grab" stehen, entsannen uns freundlicher Begebenheiten, meiner Spielgefährten und liebenswerter Nachbarn. Je mehr wir uns aber dem Strande näherten, um so blasser wurden die Schatten des Todes. Immer vernehmlicher klang das Rauschen des Meeres an unser Ohr. Die Luft schmeckte nach Salz und Tang. Ungestüme Erwartung ergriff mich, als hätte ich das Meer noch nie gesehen. Nicht schnell genug konnte ich vorauseilen. Steil führte der Pfad bergan. Die Kiefern lichteten sich. Noch ein paar Schritte — dann stand ich auf den Dünen, atemlos und ganz allein.

So weit der Blick reichte, leuchteten die weißen Schaumkronen der graugrünen See. Himmel und Erde waren am Horizont nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Wolken stiegen dort auf, zogen als graue Heere landeinwärts. Von ihrer wilden Jagd überrannt, ächzten die Bäume, stöhnten die Wipfel dunkel auf. Der Strand war leer. Kein Mensch milderte die Eindringlichkeit und Wucht des Bildes. Nur Möwen strichen mit reglosen Schwingen und schrillem Schrei das Ufer entlang. Zum erstenmal in mei-

ner Kindheit allein in die rauschende Einsamkeit der Natur gestellt, empfand ich unbewußt, doch bestürzt die Gewalt der Schöpfung; spürte, wie mein Herz von nie gekannter Fülle zu zerspringen drohte; lief mit einem jubelnden Aufschrei von den Dünen herab und den Wellen entgegen, deren Ruf und Rauschen unwiderstehlich wie nie zuvor waren.

Seitdem habe ich mehr als eine Landschaft an der Ostsee und Nordsee kennengelernt, immer wieder aber ergreift mich die Sehnsucht nach dem heimatlichen Strand. Denn das Beglückende dieser Küste ist die unsagbare Einsamkeit, in der Meer und Himmel alle Wirrnisse des Herzens lösen und Kraft schenken, auch die schweren Stunden und großen Entscheidungen des Lebens zu bestehen.

Schon die ersten Dezembertage brachten eine weihnachtliche Stimmung ins Haus, nicht nur durch die Erwartung, das Fest im gleichen Monat zu erleben, sondern auch durch die Wünsche, die man hegte und die fast täglich neue Nahrung beim Betrachten der geschmückten Schaufenster erhielten. Vor allem war es das Spielwarengeschäft Vieregg, dessen Ausstellung uns Kinder besonders anzog, denn so herrliche Eisenbahnen, Kasperletheater, Soldaten und Schaukelpferde gab es sonst nirgends. Oh, nur einmal Federschmuck, Tomahawk, Bogen und Pfeil zu besitzen! Ein ganz richtiger Indianer wäre man dann! Und wer würde daran zweifeln, einen Ulanen vor sich zu haben, wenn Tschako und Säbel dort im Fenster mir gehörten! Wie eine Bürde trug ich meine Wünsche, die mich fast erdrückten, bis eines Tages die Entlastung kam, wenn der Vater oder die Mutter nach ihnen fragten und ich sie fein säuberlich zu Papier bringen konnte.

Der Weihnachtsmarkt auf dem Domhof bildete einen weiteren Höhepunkt der Adventszeit. Trommeln und Trompeten, Bonbons und Nüsse, russische Holzschnitzereien, Mitauer Lebkuchen, Obst und Chalwa, kurz, alle nur erdenklichen Leckereien und Spielzeug jeder Art lagen in den gedeckten oder offenen Verkaufsständen zur Schau. Und von jedem Gang durch diese bunte Welt des Scheins an der Hand der Eltern brachte ich entweder eine Pistole, einen Hampelmann, ein Pfeifchen oder irgendeinen anderen Gegenstand mit, den ich mir hatte aussuchen dürfen.

Wie nahe Krämerläden und Dom auf einem Raum beieinander standen! Und doch sah man vor lauter vergänglichen Dingen nicht mehr das Wahrzeichen des Ewigen. Erst wenn der Abstand groß genug war, erblickte man den Domturm mit der verschneiten Haube, der die Bretterbuden, klein wie ein Spielzeug, hoch und trotzig überragte.

Je näher das Fest rückte, um so konkretere Formen nahmen die Vorbereitungen an. Der Vater wählte aus einem Büchlein Verse aus, die ich nicht nur auf einem bebilderten, liniierten Bogen niederschreiben, sondern auch auswendig lernen mußte, um sie am Heiligen Abend aufzusagen. Der Pfefferkuchenteig wurde gerührt und mußte nach seinem Aufgehen 48 Stunden stehen, ehe er ausgerollt werden konnte. Dann durfte ich helfen, die Sterne, Monde und Kreuze auszustechen, durfte ab und zu auch von der braunen Masse probieren, die so süß und würzig schmeckte, und zuschauen, wie die Mutter für jedes von uns Kindern einen Spazierstock formte, der reich mit Mandeln besteckt wurde. So verdichteten sich die Vorbereitungen zusehends, bis der Morgen des Jahres anbrach. Endlos langsam verging die Zeit, kein Spiel beschleunigte den Gang der Uhren. Und der Gottesdienst im Dom vor der Bescherung wäre mir damals mehr eine unerwünschte Verzögerung als Erbauung gewesen, wenn mich nicht das Anbrennen der Kerzen auf den beiden riesenhaften Tannen vor dem Altar vermittelts einer Zündschnur so interessiert hätte. Wie wuchs die Spannung, wenn das hohe Kirchenschiff dunkel wurde und die aufzuckenden Flammen von Kerze zu Kerze sprangen, bis die Bäume im Glanz unzähliger Lichter erstrahlten. Rauschend setzte Orgelmusik ein und einer der alten Choräle brauste gewaltig durch den Raum.

Ich bin schon als Kind nicht sehr kirchlich gewesen, aber so wie mich damals die Weihnachtsandacht ergriff, waren manche Gottesdienste im Dom zu Riga Weihestunden im wahrsten Sinne des Wortes, kirchliche und zugleich völkische Weihestunden. Denn alle Jahrhunderte hindurch

war die protestantische Kirche in den baltischen Provinzen ein Hort des Deutschtums in Not und Bedrängnis und mannhafte Verfechterin ihres Volkstums gegenüber jedem Versuch, es anzutasten.

Sobald wir wieder zu Hause waren, ließ der ersehnte Augenblick nicht mehr lange auf sich warten: während ich noch schnell meine Verse memorierte, ertönte ein Glockenzeichen, die Türen zur guten Stube, zum sogenannten „Saal" gingen auf und hell strahlte der mit rotbackigen Äpfeln, Glaskugeln, Konfekt und Lametta behangene Baum uns entgegen. Aus einem Spielkasten erklang ein Weihnachtslied, das ich weniger richtig als laut mitsang, wobei meine Blicke auf den Gabentischen Umschau hielten, bis ich mit heimlichem Schreck die für mich bestimmten Dinge entdeckte. Aber erst nachdem ich mein Gedicht gesprochen hatte und die nicht mehr zu steigernde Aufregung dieser Minuten überwunden war, lösten sich alle Spannungen beim Anblick der erfüllten Wünsche in dankbare Freude auf.

An keinem Tag im Jahre war die Aufgeschlossenheit der Herzen, die überströmende Liebe zueinander und die Wärme des elterlichen Hauses so spürbar, wie in den Stunden des Heiligen Abends, die mir zu einer unvergeßlichen Erinnerung meiner Kindheit wurden.

Stille Stunden

Ich liebe sie, des Abends stille Stunden,
Wenn in mein Herz ich Einkehr halten kann.
Des Tages Mühen sind dann überwunden
Und die Erinnerung tritt leis' heran.

An manchen lieben Freund gedenk ich wieder,
Des Name der Erinnerung fast verschwand.
Und viele alte, längst vergessne Lieder
In solcher Ruhe ich dann wiederfand.

Dann scheint von mildem Lichte überflutet,
Was mir das Leben Schweres hat gebracht,
Woran das Herz mir einmal fast verblutet,
Jetzt ist's gemildert, jetzt ist's still und sacht.

Ich liebe sie, des Abends stille Stunden,
Die nicht mehr stört des Alltags rauhe Hast;
Dann schließen sich des Herzens bittre Wunden,
Nach Kampf und Streit folgt endlich Ruh und Rast.

Alexander von Stryk



Ehemaliger Freiherr von Rosen'scher Herrensitz in Groß-Roop

Graf Alexander Stenbock-Fermor

Kindheitserinnerungen aus Riga

Zu den Sommerferien 1914 reise ich in die Heimat. Ich bin zwölf Jahre alt. Es ist ein weiter Weg von meiner Schule in Thüringen bis nach Riga. Der Vater meines Schulkameraden René hat uns abgeholt.

Erregende Fahrt in den Osten. Hinter Eydtkuhnen passiert der Zug den schmalen Grenzfluß. Wir pressen unsere Gesichter neugierig ans Fensterglas. Hier steht noch der deutsche Posten, ein blauer Polizist mit blinkender Pickelhaube. Dort drüben erscheint schon der schwerbewaffnete feldgrüne russische Soldat, mit Schleppsäbel, Revolvertasche, Gewehr und aufgepflanztem Bajonett.

In Wirballen Paßkontrolle und Zollrevision. Wir drängen uns in der hohen Halle zwischen den Reisenden um die dicken Holztische. Grenzbeamte mit schwarzen, fettigen Schirmmützen wühlen in ausgebreiteten Koffern. Auf dem schmutzigen Fußboden, zwischen Säcken, Körben, hocken und liegen Bauern. Kinder schreien. Männer und Frauen spucken gleichmütig Sonnenblumenkerne vor sich hin. Gendarme, auf der Brust baumelnde weiße Schnüre, waffenstarrend, streichen durch den Saal. Im Winkel ein glitzerndes Heiligenbild, an der Wand das riesige Zarenbild. Der Kaiser in prunkender Paradeuniform, bärtig, mit traurigen Augen.

Nächtliche Fahrt in das weite dunkle Land. Der Schaffner hat neue Kerzen angezündet und macht die Betten zurecht. Ich klettere in das obere Bett. Schön ist es. Der Wagen stolpert. Aus der Ferne stampft die Maschine. Leise klirren die Fensterscheiben. Wir ziehen unsere Strümpfe aus und reden von der Kriegsgefahr. Krieg? Das wäre eine feine Sache. Man brauche dann nicht mehr in die Schule nach Thüringen zurück, könnte bei den Eltern bleiben. „In Berlin, diese Menschenmassen auf der Straße. Was sie immer brüllten, René? Nieder mit Serbien! Und: Nieder mit den Mördern von . . Sajawo, na, wie heißt denn das noch?“ „Serajewo“, sagt René's Vater aus seinem Bett. „Da wurde doch der Thronfolger umgebracht!“, ruft René, „und die Österreicher sind jetzt auf die Serben wütend. Und Deutschland schützt die Österreicher. Und Rußland die Serben. Mensch, das gibt noch Stunk!“ „Hoffentlich nicht!“, murmelt der Vater, „nun seid mal endlich still, Jungens!“

Es ist blau-dunkel im Schlafwagen, und der Zug brummt durch die Nacht. Oft fliegt ein Lichtschein vorbei, die Messinggriffe funkeln, die Lederriemen, die die Betten tragen, quietschen. Ich halte die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Ich spüre die Stöße des Wagens, gemildert durch das federnde Bett. Ohne Müdigkeit rollen die Räder über die Schienen.

Einmal schaue ich zum Fenster hinaus, schiebe die Gardine zur Seite. Ein Wald. Darüber der helle Mond. Eine weiße Landstraße. Dort — ich halte die Nase an das Glas — Menschenmassen? Soldatenkolonnen. Der Grenze entgegen. Tausende, Zehntausende von grauen Gestalten. Gespensterhaft, unter dem Mond, quillt es über die Straße hin. Wie unzählige Stangen ragen die Bajonette über die Feldsäcke und Mützen. Pferde, Geschütze, Train, Feldküchen. Im Nu ist dieses Bild verwischt. Schwarz bleibt der Wald, die flachen Felder liegen im nächtlichen Schatten. Ich krieche in das Bett zurück. Die Augen fallen zu . . .

Riga! Ein kleiner, sorgfältig gekleideter Herr mit hellem grauen Hut, wartet auf dem Bahnsteig — mein Vater. Mit dem „Fuhrmann“ sausen wir durch die Stadt. Die rotgefütterte blaue Pelerine des Kutschers flattert über unseren Köpfen. Mein Herz klopft — die Heimat. Vertraute Straßen. Die alten Kirchtürme, der spitze St. Peter, der breite

Dom, die Jakobikirche. Der Pulverturm. Die grünen Anlagen des Basteiberges. Der Basteiboulevard — unsere Straße.

Meine Mutter und die Geschwister sind schon auf dem Gut. Mein Vater will mit mir am nächsten Tage nachkommen.

Unsere Stadtwohnung wird von meiner alten russischen Kinderfrau, der dicken Nanja, gehütet. Sie stürzt mir aufgeregt, weinend entgegen, umarmt mich, küßt mich, überschüttet mich mit tausend zärtlichen Worten.

Ich gehe durch jedes Zimmer, wie im Traum. Ich denke: jetzt bin ich zu Hause. Ich kann die Wände streicheln, jeden Stuhl berühren. Da ist das Arbeitszimmer des Vaters. Der große Schreibtisch mit dem Bilde Alexanders II. Das blaue Zimmer der Mutter. Das dunkle Eßzimmer mit den hohen Stühlen. Das Kinderzimmer mit der Kuckucksuhr. Und alle anderen Zimmer, wie liebe ich jeden Raum.

Die Nanja hat das Frühstück gebracht, einen Berg von Rundstücken, Eier, Schinken. Sie schiebt mir jeden Bissen zu. Ich verschlinge zehn Rundstücke und nehme drei Tassen Kakao zu mir. Die Nanja weint über meinen schlechten Appetit. An den Wänden hängen alte Stiche, die die Kriege Alexanders des Großen darstellen. Aber die blutigen Schlachten, die über Elefanten-, Pferde- und Menschenleichen dahintoben, üben keine grausige Wirkung aus. Die Bilder beruhigen mich. Sie sind in meiner Vorstellung unweigerlich verbunden mit dem Eßzimmer, mit dem Geruch von Speisen, mit der frohen Erwartung der Mahlzeit.

Das ist der erste Tag in Riga. Ich bin satt, heiter, warm betreut von der Nanja.

*

Kriegsjahre. Leben auf dem Gute, mit den Eltern, den beiden jüngeren Brüdern, der kleinen niedlichen Schwester. Ausflüge in den Wald mit dem leichten Jagdwagen, Picknicks, Baden in dem kleinen Bach. Ritte zu den Nachbargütern. Soldatenspielen in der selbstgebauten Festung. Im Winter: Skilauf über das hügelige livländische Schneeland.

In der Schule ist ein Lazarett eingerichtet worden, unter Leitung meiner Mutter; ein Arzt und eine Krankenschwester helfen ihr. Ich sitze mit den Brüdern stundenlang bei den verwundeten Soldaten, wir essen die Kohlsuppe aus der gemeinsamen Schüssel, wir lauschen ihren russischen, wehmütigen, dumpfen Liedern.

Die deutschen Truppen haben längst die Grenze überschritten, dringen unaufhörlich vor. Über staubende Landwege ziehen die Karawanen der Flüchtlinge aus Litauen und Kurland. Hochbepackte Zeltwagen. Männer, Greise, Frauen, Kinder. Elende, stumpfe Gesichter. Mit den flüchtenden Menschen wandert das geduldige Vieh in endlosen Zügen. In den Straßengräben liegen aufgeblähte Kadaver.

Durch viele Kanäle dringt der Krieg in unser Kinderbewußtsein. Die Großen sprechen nur davon. In den Zeitungen stehen die grellen Berichte vom Kriegsschauplatz. Offiziere besuchen die Eltern. Die Soldaten erzählen von ihren Verwundungen. Die bunten Bilder in den englischen, französischen und russischen Zeitschriften bewegen unsere Phantasie.

Von Monat zu Monat rückt die Front näher. Die Verteidigung wird vorbereitet. Schützengräben werden gezogen, Wälder niedergeschlagen, Knüppeldämme gelegt. Die Deutschen sind vor Riga.

*

Wir müssen das Gut verlassen und in die Stadt ziehen. Nun aber stehen wir wahrhaft im Schatten des Weltkrieges, der sich vor den Toren Rigas abspielt. Der Boden zittert Tag und Nacht unter dem Grollen der Geschütze. Im Dunkeln sehen wir am Horizont das Aufleuchten der Granaten, Leuchtraketen, die fahlen Strahlen der Scheinwerfer. In einer Nacht werfen Zeppeline Bomben in die Stadt. Es ist wie ein Weltuntergang, die Erde scheint auseinanderzubersten. Am Morgen beschauen wir uns die zertrümmerten Häuser.

Krieg draußen, Krieg drinnen. Meine Brüder und ich, wir wissen nichts anderes. Wir spielen Soldaten in der Wohnung, laden alle Freunde ein. Wir bauen Barrikaden aus Stühlen und Tischen im Korridor auf, bombardieren uns mit Knallfröschen, stürmen mit Gebrüll die Stellungen. In den Mitternachtsstunden wecken wir uns gegenseitig, um „Posten zu stehen“, in dem finsteren

Saal und dem blauen Zimmer der Mutter. Einer muß Posten sein, die andern haben sich im Dunkeln unbemerkt heranzuschleichen. Es sind entsetzliche Augenblicke. Das Herz platzt fast vor Angst. Es endet mit Schreikrämpfen des jüngsten Bruders, der eiligst ins Bett gebracht werden muß, damit das Haus nicht aufwacht.

Auch unser Schlafzimmer ist kriegsmäßig geschmückt. An den Wänden prangen Kriegsbilder in schreienden Farben. Da kämpft der Kosak Krutschkoff allein gegen sieben Ulanen. Da ist die Seeschlacht bei Helgoland: auf giftig-grünen Wogen tanzen schwarze Dreadnoughts, die aus sämtlichen Geschützen nach allen Richtungen zugleich Feuer speien. Auf unserem Tisch haben wir eine „Kriegssammlung" aufgebaut: leere Eier- und Stielhandgranaten. Pulver für giftige Gase. Hülsen von Artilleriegeschossen. Eine Gasmaske. Fliegerpfeile. Ein Seitengewehr. Sogar ein echter Totenschädel, den haben wir bei einem Spaziergang „an die Front" hinter Hagensberg gefunden . . .

Durch die Straßen Rigas fluten immer größere Scharen von Verwundeten aus der Front zurück. Es riecht nach Blut und Jod. Die Soldaten haben finstere Gesichter. Gerüchte von bevorstehenden großen Geschehnissen schwirren umher. Auch beim „Bummel" auf dem Todlebenboulevard und am Dünakai, wo sich die baltische Jugend trifft, wird eifrig geflüstert.

Im Frühjahr stehen wir am Dünaufer und beobachten den Eisgang. Wir erkennen auf den treibenden Eisschollen Spuren des Kampfes. Zerstörte Drahtverhaustellungen, zerbrochene Maschinengewehre, zerfetzte Mäntel, verbeulte Helme, verstreute Munition. Wir glauben auch Soldatenleichen zu sehen. Auf einer Eisscholle winselt und heult ein einsamer weißer Hund. Wir können ihn nicht retten. Er rennt verzweifelt um seine kleine Insel herum. Er treibt zwischen den Trümmern des Krieges in das offene Meer hinaus.

*

Unter den Schlägen der Revolution bricht im März 1917 das zaristische Rußland zusammen. Auch über Riga wehen roten Fahnen. Die Front wankt. Meuternde Truppen überschwemmen die Stadt. Eine Brauerei wird geplündert. Soldaten ertrinken im Bier. Bezechte liegen auf den Bürgersteigen. Ein Lastauto mit betrunkenen Soldaten fährt sinnlos in die Düna hinein, verschwindet im eisigen Wasser.

Wir rennen neugierig und aufgeregt durch alle Straßen. Überall stehen Soldaten umher in langen Mänteln, kauen Sonnenblumensamen, hören auf die eifernden Redner. Lastwagen mit bewaffneten Matrosen rasseln vorüber. Schwarze Demonstrationszüge wanken durch die Hauptstraßen. Die schrillen Klänge der Marseillaise reißen die Massen mit. Über den Mützen leuchten Transparente mit goldenen Buchstaben.

*

Und dann kommen die Deutschen. Es ist der dritte September 1917. Drei Tage lang hat die Schlacht um Riga getobt. Der Donner der Kanonen dringt näher, geht über in Trommelfeuer. Granaten platzen in der Stadt. Schwarze Rauchwolken steigen auf. Fabriken, Häuser brennen. Die ersten feldgrauen Stahlhelme tauchen auf. Der Jubel der baltendeutschen Bevölkerung kennt keine Grenzen. Die Kirchenglocken dröhnen.

Am sechsten September hält der deutsche Kaiser auf dem Esplanadeplatz vor dem gold-grünen byzantinischen Kirchenbau der russischen Kathedrale Heerschau ab über die siegreichen Truppen. Niemand von uns kann ahnen, daß der Kaiser ein Jahr später sein Reich als Flüchtling verlassen muß. Noch herrscht Zuversicht. Die Okkupation scheint dem Baltendeutschtum neuen Glanz zu gewähren. Die Deutschen haben bald Kurland, Livland und Estland in der Hand.

*

Doch der kommende Umsturz im Reich wirft seinen Schatten über unser Land. Die Disziplin der Besatzungsarmee lockert sich, es kommt zu Meutereien. Und gegen Ende des Jahres 1918 beginnen die Truppen langsam nach Deutschland abzumarschieren, während am achtzehnten November in Riga die lettische Republik ausgerufen wird. Nun müssen die Balten zu den Waffen greifen, um die Heimat zu verteidigen. Aus Schülern, Studenten,

Bürgern, Edelleuten entsteht die junge Baltische Landeswehr. Jeder, der nur ein Gewehr tragen kann, eilt herbei.

Mit sechzehn Jahren springe ich von der Schulbank mitten in den Krieg hinein. Wir müssen vor der Übermacht weichen, Riga räumen. Meine Eltern und Geschwister bleiben in der Stadt und viele Angehörige der Freiwilligen, die in Kurland den Kampf aufnehmen, gemeinsam mit reichsdeutschen Freikorps. Schritt um Schritt wird das Land zurückerobert.

Wie Fieberträume wirbeln die Ereignisse an mir vorbei. Posten in kalter Nacht, beim Schein des Nordlichts am Horizont. Fahrt der Schlitten und Panjewagen durch die verschneiten kurischen Wälder. Das Knattern der Maschinengewehre, das Bellen der Geschütze. Brennende Gehöfte. Sturm auf „Gesinde" und Städte. Und immer wieder: die Toten.

Und es gelingt. Am zweiundzwanzigsten Mai 1919 haben wir Riga im Handstreich genommen. Die befreiten Einwohner stürzen uns schreiend vor Freude entgegen. Ich laufe durch die bekannten Straßen. Zerschossene Fenster, umgekippte Wagen, herausgerissene Pflastersteine, Blutlachen, Patronenhülsen. In den Ecken Leichenhaufen. Man hat die Toten vom Pflaster weggezogen, aufeinandergeworfen.

Der Basteiboulevard. Unsere Wohnung ist verriegelt. Sind meine Angehörigen vernichtet? Ich bin fast überzeugt, daß mein Vater erschossen ist, ein Opfer unter den viertausend Opfern des Terrors.

Aber sie leben! Eine Bekannte ruft es mir zu. Sie leben und sind bei Freunden in der Elisabethstraße untergebracht. Ich tobe durch die Straßen. Beim Schützengarten überrenne ich zwei Soldaten, auf dem Todlebenboulevard eine alte Dame und einen Hund. Dann stehe ich vor der Wohnung in der Elisabethstraße. Nehme mit großen Sätzen die Treppe, reiße an der Klingel. Meine Knie zittern . . Schritte. Die Tür geht auf . . mein Vater! Vergrämt und elend, aber er lebt. Er erkennt mich nicht, ich habe einen Bart. Aus dem Nebenzimmer kommt meine Mutter. Sie trägt ein Tablett mit Tassen und Tellern. Sie sieht mich, schmeißt alles hin, ein Schrei: „Alexander!", sie preßt mich in die Arme. Und die Geschwister umringen mich: der dicke Nils, der schmale Friedrich, die kleine Schwester Olga. Sie sind gerettet. Ich bin zu Hause. Die Opfer waren nicht umsonst.

*

Der Freudenrausch dauert nicht lange. Neue Verwicklungen entstehn zwischen Esten, Letten und Balten im Kampf um die Vormacht. Aus dem Hintergrund schieben sich die Großmächte in das politische Spiel ein. Ein neuer Bürgerkrieg entbrennt in Livland. Ende Juni müssen wir bei Wenden eine militärische Niederlage einstecken. Der Gegner ist zu stark, die schweren englischen Geschütze geben den Ausschlag. Nach dem Waffenstillstand von Strasdenhof müssen alle reichsdeutschen Freikorpsleute das Baltikum verlassen. Viele verweigern den Gehorsam und sammeln sich beim Freikorps Awaloff-Bermondt in Mitau. Im November 1919 wird Bermondt von der lettischen Übermacht geschlagen.

Der Baltischen Landeswehr, die jetzt in die reguläre lettländische Armee eingereiht worden ist, gelingt es noch im Januar 1920 Lettgallen zu befreien. Am einundzwanzigsten Januar wird die Hauptstadt Rositten gestürmt. Aber die politische Macht des Baltendeutschtums ist gebrochen. Der baltische Grundbesitz wird enteignet. Unter neuen Bedingungen müssen die Balten als nationale Minderheit für ihr Volkstum kämpfen.

Welche Aussichten haben wir noch? Die Balten, als Nachkommen deutscher Ordensritter und hanseatischer Kaufleute, haben siebenhundert Jahre die deutsche Kultur im Osten gehalten. Aber sie hatten Land und Macht. Nun sind sie eine land- und machtlose dünne Herrenschicht geworden von nur drei Prozent, inmitten der fremden estnischen und lettischen Bauernbevölkerung. Die Meinungen prallen heftig aufeinander. Die einen sagen: wir müssen in der Heimat bleiben, ausharren. Die andern: wir müssen im Reich ein neues Dasein suchen.

Viele Balten verlassen das Land. Auch ich entschließe mich nach Deutschland zu gehen, nachdem die Eltern und Geschwister schon ausgewandert sind.

Mit einigen Kameraden überschreite ich wieder die Grenze zwischen Wirballen und Eydtkuhnen. Es ist jetzt die Grenze Litauen—Deutschland. Vor sechs Jahren war ich hier, nun bin ich achtzehn Jahre alt. Ich trage noch den feldgrauen Rock, die weiß-blaue Landeswehrmütze.

Hinter uns liegt der Zusammenbruch. Vor uns: Deutschland. Das Nachkriegsdeutschland, blutend aus tausend Wunden, zerrissen von Parteikämpfen, stöhnend unter dem Joch harter Verträge — unser Vaterland. Dunkel liegt die Zukunft vor uns.

*

Das war 1920. Und heute? Wieder kommen Balten in das größere Vaterland. Aber es sind keine Versprengten mehr, sondern es ist das ganze Volk. Aber es sind keine Flüchtlinge mehr, sondern gleichsam Soldaten, die aus der vorderen Stellung zurückgenommen werden, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt haben. Ein mächtiges Reich nimmt sie brüderlich auf. Ein neues Deutschland gibt dem Leben der Rückwanderer einen neuen Sinn, zeigt ihnen den hellen Weg zum neuen Aufstieg.

Jahreswende

Sieh': was du gewünscht hast, traf nicht ein —
das nimmer Erhoffte schneite herein . . .
Das schmerzlich Gefürchtete kränkte dich nicht —
doch unerwartet verlöschte ein Licht . . .
Nöte schlichen sich ein bei Nacht —
und Liebes erblühte, eh' du's gedacht . . .
Es kommt ja nicht so, wie dein Herz sich's denkt —
hoio! den klingenden Becher geschwenkt!
— Es kommt — viel größer als du's geträumt —
vom Urgestade dahergeschäumt . . .

Elsa Wolansky

Bruno Goetz

Wodes Gesang

Jage, Wode, jage —
den Feind erjagst Du nicht.
Frage, Wode, frage —
das Heil erfragst Du nicht.
Fahr hin, fahr fort
von hier nach dort —
Walhall ist Dir verloren.

Das Nachtgewölk zerbirst. Der Donner rollt.
Der Forst erdröhnt im Widerhall und zittert.
Auf falbem Roß fährt Wode aus im Sturm
und ruft, von blauen Blitzen bleich umwittert:

„Herbei, herbei, die Ihr die Welt umflogt!
Die Zeit ist um, bald graut der Tag der Wende.
Bringt Botschaft mir, ob Zeichen Ihr erschaut
für Walhalls Sturz und für der Götter Ende!"

Der Sturm johlt lauter, daß im finstern Wald
die Bäume wie gehetzte Druden ächzen.
Zwei Raben stoßen nieder aus der Nacht,
umkreisen flatternd Wodes Haupt und krächzen:

„Hab Acht! Vom Eisland rückt der Riesen Heer
dumpf heulend an, die Herrschaft zu erraffen.
Hab Acht! Die Zwerge hämmern Tag und Nacht
im Nebelgrund an giftgen Zauberwaffen.

Hab Acht! Die Du auf schwarzem Totenschiff
zur Hel entsandtest, ruhmlos zu vergehen,
entschlüpften Deiner Haft und hauchen Haß
in jedes Herz, das wispernd sie umwehen.

Hab Acht! Der Feuerunhold ist entloht,
im Flammenansprung Walhall zu zernagen.
Hab Acht! Am Göttertisch erhob sich Streit,
der Lichtgott liegt von Bruderhand erschlagen."

Jage, Wode, jage —
den Feind erjagst Du nicht.
Frage, Wode, frage —
das Heil erfragst Du nicht.
Fahr hin, fahr fort
von hier nach dort —
Walhall ist Dir verloren.

Mit hartem Wink schweigt Wode das Gekreisch
der Krächzenden und hastet ruhlos weiter
zur Mutterhöhle fern am Weltenrand.
Es blitzt und flackert um den fahlen Reiter.

Wie hohler Donner tönt sein Hufschlag nach,
geblähten Mantels stiebt er über Erde
und Meer dahin. Da gähnt vor ihm der Schlund
der Höhle auf. Er hält und springt vom Pferde.

Und als er sich mit dunklem Spruch gefeit,
schreibt er mit seinem Speer ein starkes Zeichen
im Kreise in die Finsternis und ruft:
„Tauch, Mutter, auf aus Deinen grausen Reichen

und künde Rat! Der Runenzwang versagt,
den ich dem Speer vor Zeiten eingeschnitten:
die wilden Widermächte, die ich einst
mit ihm gebunden, sind dem Bann entglitten.

Wie faß ich die Entsprungenen? Wie fang
die Flüchtigen ich mit neuem Zaubersegen?
Urwissen trog. Verlegt ist jeder Weg —
wie find ich Heil auf unbetretnen Wegen?

Wie würge ich den allgestaltgen Feind,
der tausendfach vermummt mein Werk zertrümmert?
Wie mach ich, daß der Weltbaum wieder grünt,
der siech und welk am Werdebrunn verkümmert?"

Jage, Wode, jage —
den Feind erjagst Du nicht.
Frage, Wode, frage —
das Heil erfragst Du nicht.
Fahr hin, fahr fort
von hier nach dort —
Walhall ist Dir verloren.

Lang lauscht der Gott ins Schweigen. Doch erlauscht
er keine Antwort. Irre Mare schweifen
mit bösem Zischeln um den Höhlenschlund,
Spukvögel fliegen grämlich auf und pfeifen.

Zum andern Mal spricht Wode: „Scheuch den Schlaf!
Das Seil der Weberinnen ist gerissen.
Nichts spinnen mehr die Nornen. Flüstre mir,
Allwissende, ins Herz, was sie nicht wissen!"

Da blaut ein Schein und eine Stimme lallt:
„Sich selbst verschlingt der würgende Verschlinger.
Kein Heil wirkt, der sein eigen Netz gewirkt.
Den Bannherrn zwingt der Bann, der Zwang den Zwinger."

Die Stimme schweigt. Der blaue Schein verzuckt.
Doch wiederum schreibt Wode mit dem Speere
das starke Zeichen herrisch in die Luft
und ruft, vor Ingrimm rasend, in die Leere:

„Gebiete, Störrische, der Macht des Speers,
die Welt, die mir entwunden, neu zu zwingen!"
Verhallend lallt es aus der Höhlennacht:
„Es singt im Werdebrunn. Horch auf das Singen!"

Und wieder schweigt es. Wode starrt und sinnt
dem Worte nach. Dann steigt er stumm zu Pferde.
Das Spukgevögel schnarrt, die Wolken ziehn —
und weiter stürmt er über Meer und Erde.

Jage, Wode, jage —
den Feind erjagst Du nicht.
Frage, Wode, frage —
das Heil erfragst Du nicht.
Fahr hin, fahr fort
von hier nach dort —
Walhall ist Dir verloren.

Vieltausendästig wiegt der Baum der Welt
die sieche Krone hoch im Sternenkranze.
Der Brunn an seinen Wurzeln widerstrahlt
das Himmelslicht in trübem Spiegelglanze.

Aus dem Gewässer lauscht ein uralt Haupt,
von Schilf verhangen, dem verworrnen Rauschen
im dürren Laub und singt ihm Antwort zu —
kein Ohr vernimmt, wie beide Zwiesprach tauschen.

Im Baume rauscht es: „Weh, daß ich vergeh!"
Im Brunnen singt es: „Weh, der Traum entschwindet!"
Im Baume rauscht es: „Weh, die Krone dorrt!"
Im Brunnen singt es: „Weh, mein Blick erblindet!"

Im Baume rauscht es: „Weh, die Wurzel fault.
Die Götter stürzen. Walhall muß verderben."
Im Brunnen singt es: „Weh, im Spiegel bleicht
mit Bild um Bild. Der Sang der Welt muß sterben."

Im Baume rauscht es: „Sänger, singe mir
zum letzten Male, eh ich morsch zerfalle!"
Im Brunnen singt es: „Spiegle Dich in mir
zum letzten Male, eh ich dumpf verhalle!"

Da donnert ferner Hufschlag. Wettersturm
schnaubt feucht und fauchend über Tal und Hügel.
Es wiehert gell. Auf schaumbedecktem Roß
braust Wode näher und verhält die Zügel.

Jage, Wode, jage —
den Feind erjagst Du nicht.
Frage, Wode, frage —
das Heil erfragst Du nicht.
Fahr hin, fahr fort
von hier nach dort —
Walhall ist Dir verloren.

Zum Brunnen schreitet Wode schweren Schritts,
dem Haupt im Schilfe stummen Gruß zu nicken.
Der Alte blinzelt reglos zu ihm auf
mit halbverborgnen, schläfernd-grünen Blicken.

„Was willst Du?" murmelt der zerrissne Mund
des Schilfigen, „die goldne Götterrunde
verbannte mich aus Walhall und verschloß
mit Zaubertücke mich im Brunnengrunde."

Zur Antwort gibt ihm Wode: „Als Dein Sang
von Ur und Fug die Sieger mit der Sage
vom Fluch der Umkehr lähmte, stießen wir
Dich Nächtigen in Nacht aus jungem Tage."

Der Alte höhnt: „So freut Euch Eures Tags
mit Lichtfanfaren und mit Siegesliedern!
Der Nächtige im Werdebrunn hat Euch,
den hohen Herrn des Siegs, nichts zu erwidern."

Zur Antwort gibt ihm Wode: „Götterzeit
zerbricht. Sing uns Dein Lied, deß wir vergaßen.
Ich löse Deinen Bann. Enthülle uns
den Trug, mit dem wir unsern Tag durchmaßen!“

Der Alte raunt: „Vermähl Dein Blut dem Baum,
so wird es grün aus seinen Zweigen sprießen.
Versenk Dein Sonnenauge in den Brunn,
so werd ich singend mich in Dich ergießen.“

Trage, Wode, trage
das Weh der blinden Nacht.
Wage, Wode, wage —
Bald ist das Werk vollbracht.
Nicht hier, nicht dort,
an ewgem Ort —
Walhall ist unverloren.

„Nimm hin mein Licht!“ spricht Wode, neigt die Stirn
und streift mit ihr den trüben Brunnenspiegel.
Der Schilfige drückt schauernd einen Kuß
aufs Sonnenauge wie ein Opfersiegel.

Das Auge löst sich aus der Stirn und sinkt
hell funkelnd in den Brunn. Da strömt des Alten
verlorener Gesang in Wodes Herz
und füllt es aus bis in die letzten Falten.

Auftaumelnd wendet Wode sein Gesicht
zum Baum der Welt und ruft, gesprengt von Qualen:
„Ergrüne, ewger Stamm! Es muß der Gott
mit seinem Leben für Dein Leben zahlen!“

Er packt den Speer und stößt ihn bis zum Schaft
sich in die Seite. Seine Hände fahren
ins Laubgeäst. Kopfunter schwingt sein Leib
im Baum und fegt die Erde mit den Haaren.

Er hört die Krone, wie sie heller rauscht,
er spürt sein Blut die siechen Wurzeln tränken,
er fühlt, wie Schatten seinem Leib entfliehn
und im Verlassen gräßlich ihn verrenken.

„Fahrt hin, Ihr Götter!“ heult er ihnen zu,
„fahrt aus mir aus! Dies Herz kann Euch nicht halten.
Der Feuerunhold prasselt, Walhall brennt —
verbrennt mit Walhall, dämmernde Gestalten!“

Klage, Wode, klage
am ewgen Weltenbaum.
Rage, Wode, rage
in schwarzen Todestraum.
Das Feuer frißt
was sterblich ist —
Walhall wird wiedergeboren.

Neun Tage und neun Nächte wächst der Gott
verwesend in das Astwerk. Stund um Stunde
verzehrt der Baum ihm Mark und Bein und trinkt
von seinem Blut mit durstgem Wurzelmunde.

Am zehnten Tage aber klafft ein Riß
in seinem Holz und aus dem Spalt im Stamme
tritt nackt ein Knabe in den Morgenschein,
licht wie ein Stern und schlank wie eine Flamme.

Er kniet am Brunn. Und wie er das Gesicht
in dem versunknen Sonnenauge spiegelt,
durchzuckt es wie ein Blitzstrahl seinen Leib:
der stumme Kindermund ist ihm entsiegelt.

Er singt — da grünt das Laub am Baum der Welt.
Er singt — da sprießen Blumen aus den Wiesen.
Er singt — da frieden sich in seinem Lied
die Nebelzwerge und die Dunkelriesen.

Er singt den neuen Sang von Ur und Fug —
und aus dem Wellenschlag der Töne steigen
in goldnen Kreisen Götterworte auf
und schlingen widerhallend sich im Reigen.

Er singt — da schießen Strahlen hoch im Blau
zusammen zu getürmten Lichtkristallen.
Er singt — und singend schwingt er sich empor
zum goldnen Reigen in den Strahlenhallen.

Schwinge, Tönender, schwinge
in Hall und Widerhall.
Singe, Schwingender, singe,
es singt aus Dir das All.
Der Sang ward wahr
und offenbar —
Walhall hast Du ersungen.

Die Gestalten vor der Treppe

Novelle von Theophile von Bodisco

Sie möge doch die Nacht noch dableiben, es wäre doch keine Kleinigkeit, solch ein Autozusammenstoß und diese Sehnenzerrung, überredeten sie Lena im Krankenhaus, doch sie schüttelte den Kopf, ihr Wagen wäre in der Reparaturwerkstatt und würde mit dem anderen, den sie angefahren, nach Berlin abtransportiert werden, ihr Koffer sei schon auf der Bahn. Was sie wohl bis zum Abgang ihres Zuges hier in der Stadt noch sehen könne? Sie rieten ihr, sich das Rathaus und das Schloß anzusehen.

So ging denn Lena durch die kleine Stadt. Sie hatte, nachdem ihr Arm zurechtgerenkt und verbunden war, einige Stunden im Krankenhaus geschlafen. Zum Glück war es ihr linker Arm, wenn dies auch schon schmerzlich genug war. Sie stand nun auf dem Platz vor dem Rathaus, das mit seinen runden Türmen und der schönen Steinbank sie wie ein Stück Geschichte ansah. Langsam ging sie über den Platz, blieb dann mit einemmal jäh stehen. Da stieg eine wunderbare alte Treppe zur hochgelegenen Kirche hinauf, in fünf großen Absätzen stieg sie hinan und hatte solch ein, schon ganz runzlich gewordenes Eichenholzgeländer. Kleine Fachwerkhäuser kletterten gleichfalls zu beiden Seiten der Treppe empor, sie mochten wohl schon Jahrhunderte lang hier so geduckt gestanden haben.

Unwahrscheinlich malerisch erschien Lena diese Treppe im Dämmerlicht, doch war es nicht dies, was sie erregte. Alle Qual fiel wieder über sie her, so daß sie aufstöhnte. Eine andere Treppe war es, die in den letzten Wochen fordernd, ja höhnend, in ihrer Phantasie vor ihr gestanden hatte. Sie hatte von einer süddeutschen Universitätsstadt den ehrenvollen Auftrag erhalten, zwei große symbolische Gestalten zu schaffen, die am Fuße einer Treppe stehen sollten, auf der die Studenten auf- und abstiegen. Wie hatte sie sich über den Auftrag gefreut, doch bald war sie vor einer inneren Leere gestanden, wie sie sie noch nie erlebt. Sie hatte Berlin verlassen, diesen vielen Steinen und Menschen zu entfliehen, doch wie sie so ruhelos durch den Harz gefahren, hatte sie erkannt, daß sie nicht vor der großen Stadt, sondern vor sich selbst geflohen war. Verzweifelt fragte sie sich, was wohl mit ihr geschehen sei? Sie hatte in den letzten beiden Jahren sehr viel Aufträge gehabt und auch oft Zugeständnisse machen müssen, sie hatte die immer zunehmende Routine wohl gefühlt, aber die konnte ihr doch nicht die Phantasie so gebunden haben? Und doch mußte es wohl so sein. Sie stand vor ihrer größten Aufgabe, und ihr war, als erlebe sie einen inneren Bankerott.

Wie sie sich ausbreitete und zur Höhe stieg, diese alte Treppe, wie sanft sie war und voller Ruhe! Wie unter einem leisen Zwang begann Lena sie emporzusteigen, das runzliche Geländer dabei leicht mit der Hand streichelnd. Je mehr Stufen hinter ihr zurückblieben, um so mehr war es ihr, als gleite sie, durch diesen einfachen Vorgang des Emporsteigens, in ein Geheimnisvolles hinein. Nun war sie oben, die Kirche stand vor ihr, aus den Fenstern schimmerte matter Lichtschein.

Lena sah in die Tiefe hinab. Friedlich lag das Städtchen unten, hier und da flammten schon Lichter auf. Frisch und herbstlich war die Luft. Das Abenteuer des Morgens stand wieder vor ihr, sie sah das rassige, schöne, aber so erzürnte Gesicht des eleganten jungen Mannes vor sich, dessen neues Kabriolet sie in ihrer Zerstreutheit angefahren hatte, hörte ihn sagen, daß man es Frauen gar nicht erlauben sollte, allein in den Bergen zu fahren, man sähe ja, was dabei herauskäme. Sie hatte ihm schließlich ihre

Karte gegeben, er möge doch froh sein, daß ihm selbst nichts geschehen sei, sie werde ihn schon, falls seine Versicherung ihn nicht voll entschädige, die Unkosten, die er haben werde, ersetzen. Der Zusammenstoß war nah der Stadt gewesen, eine Händlerin hatte sie mitleidig auf ihren Wagen genommen und ins Krankenhaus gebracht, der böse junge Mann sollte alles erledigen. Lena wunderte sich, daß dies jetzt schon alles ohne Schärfe für sie war. Sie wandte sich der Kirche zu. Die hohen alten Linden standen vor ihr wie Wächter, eine neigte sich schon tief zur Erde als sagte sie: Mein Leben lang diente ich dir, aber nun ruft mich die Erde zurück!

Der sanfte Zwang führte Lena in die Kirche. Der große Raum lag im Halbdunkel da, nur am Altar schimmerten Kerzen, die ihr ein Gefühl von Heiligkeit und Weihnacht gaben. Leise ging sie in den Altarraum, der groß war und ein Leben für sich zu haben schien. Nur wenige Leute saßen hier auf den Bänken. War dies ein Gottesdienst für Auserwählte? Nun, dann wollte sie sich zu ihnen zählen. Sie ging zu einer Bank und setzte sich. Atmete tief auf, nahm den Hut ab, schüttelte das kurzgeschnittene dunkle Haar mit einer herrischen Bewegung zurück. Kühn und schwungvoll stach ihr roter Mund aus dem eben noch so bleichen Gesicht, über den dunkelgrauen Augen zogen sich die dichten, dunklen Brauen, Lena öffnete die braune Felljacke und lockerte das rote, gemusterte Halstuch. Sie lehnte sich dann zurück und schloß die Augen.

Es war, als wäre ein Brausen und Tönen um sie, als schwanke die Bank, auf der sie saß. Allmählich wurde ihr Blut ruhiger, eine wohltätige Ruhe umfing sie. Sie hörte eine mächtige und doch sanfte Stimme, sie gab sich zuerst nur dem Klang hin, aber dann drangen doch die seltsamen Worte in ihr Bewußtsein. Die Stimme sprach von einer jähen Verzweiflung, die uns erfassen könne, dann schiene es uns, als hätten wir bloß Luftwurzeln, aber das täte nichts, es sei eher gut, das einmal zu erleben. Wir müßten tief untersinken, bis wir auf den Lebensgrund kämen. Je tiefer unser scheinbares Sterben ginge, um so näher kämen wir der Geburt. Denn nur in einem ganz lebendigen Menschen fänden sich solche Vorgänge. Gottes Mantel umwehe uns, und gerade diesen besonders. Wir müßten nur ein Zipfelchen von ihm erfassen und es halten, als Geschöpf im Schöpfer. Wir dürften unsere eigene kleine Musik nicht vor die Symphonie des Herrn setzen. Noch anderes sagte die Stimme, und sie rüttelte an Lenas Herzen, das schon so aufgelockert war, so daß ihr die Tränen übers Gesicht strömten.

Was geschah mit ihr hier? Sprach diese Stimme nicht für sie, wer war dieser Mensch, der ihre Qual erkannt hatte? Unter dem Schleier ihrer Tränen sah sie zum Mann herüber, der so sprach. Sie sah ein breites Gesicht mit starker Stirn, um die die Haare gleich Geistesflügeln seltsam umherstanden, sah eine große Gestalt, schaute mit ganzer Seele, denn Form war ihr ja stets Offenbarung. Sie erfühlte einen ruhigen, gegründeten Menschen, der nicht ohne Magie war, hatte er sie nicht zu sich gerufen, diese schöne, lange Treppe herauf?

Sie sah sich um: empfanden die anderen Menschen, die hier saßen, auch einen Zauber? Ihr Blick fiel auf ein Gesicht, das aufgetan war wie eine Schale, das nur Lauschen war. Es war voller Kraft und Menschlichkeit, es schien ihr, als wären hier Maria und Martha in ihm vereinigt.

Ihr Blick kehrte zum Pfarrer zurück. Sie hörte den Segen, hörte die Orgel spielen, saß wieder zurückgelehnt da, die Augen geschlossen. –

Er hatte es gleich gesehen, der Pfarrer, das fremde Gesicht, hatte erkannt, daß diese Frau, die den Arm in der Binde trug, in seelischer Not war. Er fragte sich nicht, woher sie angeweht käme, noch wohin sie ginge, er gab sich nur seinem Erfühlen hin und fand Worte, die ihn zu ihr hinführten. Und etwas Ähnliches, wenn auch von anderer Art, geschah ihm mit jenem jungen Manne, der der Frau nach einer Weile gefolgt war und der unbeweglich, die Augen nur auf sie gerichtet, an einer Säule stand. Es schien ihm, die beiden ständen in einem Zusammenhang, aber daß nicht daraus das Leid der Frau entspränge. Als er Tränen aus ihren Augen fallen sah, da

wußte er, daß ein verschütteter Quell aufgebrochen sein mußte, und er freute sich.

Das Lied war verklungen, die Orgel schwieg, die wenigen Menschen verließen die Kirche. Lena wurde durch die tiefe Stille erweckt und stand auf. Als sie über den Kirchplatz ging, spürte sie, daß ihr einer folgte. Sie stand an der Treppe, sah auf das Städtchen herab, hörte einen starken Atem. Der Pfarrer stand neben ihr, und es schien ihr dies so natürlich, als könne es nicht anders sein.

„Da bin ich nun, und da sind Sie", sagte er.

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer." Ihre Stimme bebte.

„Es ist so — ich habe zu Ihnen gesprochen."

„Wie wußten Sie denn —?"

„Es ist kalt hier und ungemütlich. Ich möchte gern noch mit Ihnen sprechen. Wollen Sie nicht mit mir ins Pfarrhaus kommen, es ist ganz nah, ja?"

Er stand vor ihr, er war ein ganzes Stück länger als sie, sie mußte zu ihm aufsehen, erkannte aber seine Züge kaum im kärglichen Lichtschein und im Schatten der dichten, großen Bäume. Ein Gedanke durchzuckte sie: wie, wenn sie enttäuscht würde, das Pfarrhaus, die Frau, wohl viele Kinder ...? Doch verwarf sie diesen Zweifel sogleich. Widerspruchslos folgte sie ihm.

„Sie sind verletzt, was ist Ihnen geschehen?"

Sie erzählte ihm vom Zusammenstoß heute morgen, sagte, daß sie die Schuld daran trüge, der Herr wäre aber doch recht unhöflich zu ihr gewesen. So sei sie also ganz zufällig in der Stadt heute.

„Zufall?" sagte er ungehalten, „was wissen Sie denn, warum das sein mußte?"

„Nun gut, dann war es kein Zufall, sondern ein hübscher Einfall meines Lebens."

Der kurze Weg, der auf der Höhe zum Pfarrhaus führte, war sehr dunkel, einmal schien es ihr, als husche jemand an ihnen vorüber. Das Haus war viel größer und schöner, als sie geglaubt hatte, ein geräumiger Flur empfing sie, dann taten sich zwei weißgetünchte Stuben auf, in denen schöne, alte Mahagonimöbel standen. Der Pfarrer zündete im zweiten Zimmer auf dem Tisch einen Leuchter mit drei Kerzen an und drehte das elektrische Licht wieder ab. Sofort verwandelte sich ihr alles, sie glaubte, in eine andere Zeit versetzt zu sein. Auf allen Tischen standen Schalen mit bunten Astern.

„Wie schön ist es hier", sagte sie.

Er bat sie, sich auszuruhen, er benachrichtigte bloß seine Frau und ziehe sich um. Lena ging von Fenster zu Fenster, eines stand zur Tiefe, von hier aus mußte man die Berge sehen, jetzt schimmerten die Lichter der Stadt wie verstreute Sterne. Es schien ihr, als hätte sie das alles schon erlebt. Sie war gespannt, wie wohl die Frau dieses Mannes sein mochte? Da öffnete sich die Tür, ein Tablett voller bunter Tassen, ein großer Kuchen, eine dickbäuchige Kaffeekanne schwebten durch das Halbdunkel des Raumes, und darüber hinweg sah sie — das Maria-Martha-Gesicht aus der Kirche!

„Oh, das sind Sie, Frau Pfarrer!" rief Lena erfreut.

Eine Hand streckte sich ihr entgegen. „Wie gut, daß Sie zu uns gekommen sind, mein Mann erzählte von ihrem Unfall. Leiden Sie, was ist es, ein Bruch?"

„Eine Sehnenzerrung. Ja, es tut recht weh."

„Darf ich sehen?" Die Binde wurde gelöst, die Felljacke abgestreift, der Verband geschickt aufgebunden. „Der Arm ist recht geschwollen, der Verband drückte, so wird es besser sein, ich mache es zurecht, gebe Ihnen dann noch ein Pulver."

Die Schmerzen ließen bald nach unter diesen geschickten, weichen Frauenhänden. Lena saß im tiefen Ohrsessel, schloß die Augen. Wunderbar wohltuend war das alles hier, sie hörte nur die leisen Bewegungen der Frau, die den Tisch deckte. Doch als sie die Augen öffnete, sah sie, daß sich Schrecken im Gesicht der Pfarrerin zeigte und daß sie starr aufs Fenster sah. Lena richtete sich auf, Bedrohung spürend. Als sie das Gesicht erkannte, das zum Fenster hereinsah, fühlte sie sich sogleich aus aller Geborgenheit herausgerissen.

Da trat der Pfarrer ein. Er stutzte, als er Lenas Gesicht sah. Schnell ging er ans Fenster, öffnete es und sagte: „Muß das so sein, gibt es nicht Türen?"

„Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, ich wollte ja nur hereinsehen, doch ...“

„Wollen Sie etwas von mir?“

„Ja, jetzt will ich etwas von Ihnen. Sie haben einer Fremden Ihr Haus geöffnet, was dem einen recht ist, ist doch dem anderen billig? Ist das nicht so?“

Der Pfarrer lächelte und schüttelte den Kopf. „Sie kommen mir mit der Gerechtigkeit? Aber die Dame — ich habe mit ihr zu sprechen.“

„Auch ich, auch ich, ich muß es sogar!“

Der Pfarrer warf einen fragenden Blick auf Lena, die ganz leicht nickte.

„So kommen Sie denn herein, auf diesem Wege. Aber gordische Knoten werden hier nicht durchschnitten.“

„Wer will das denn?“ Mit einem Satz war der junge Mann im Zimmer. „Rechtsanwalt Armin von der Pforten. Ich danke Ihnen, daß Sie Gnade vor Recht ergehen lassen.“ Nachdem er auch die Frau des Pfarrers begrüßt hatte, blieb er vor Lena stehen, die seinen Gruß nicht erwiderte. Er sah, wie bleich sie war, wie fest ihre Lippen aufeinander gepreßt wurden.

„Ich bin Ihnen nachgegangen, Fräulein Klatt, ich sah Sie aus der Reparaturwerkstatt gehen, ich folgte Ihnen zur Kirche, ich wäre Ihnen bis ans Ende der Welt nachgelaufen, ich bin so unglücklich, daß Sie, gerade Sie, verletzt sind, an der Hand noch dazu ...! Ich habe mich ganz unverantwortlich benommen, heute morgen, als ich Ihre Karte las — Lena Klatt, da war ich erschlagen! Ich bin ja solch ein Verehrer Ihrer Kunst! Habe das Glück, auch eine Statuette von Ihnen zu besitzen ... Verzeihen Sie mir, o bitte, verzeihen Sie mir!“

Lena zögerte etwas, ehe sie sprach, ihre Stimme klang noch tiefer als sonst, als sie sagte: „Sie sind ein nervöser, ungeduldiger Mensch, es wäre mir lieber, Sie schämten sich, daß Sie überhaupt einer Frau gegenüber so waren, und nicht daß es Sie berührt, weil ich nun zufällig einen bekannten Namen habe.“

Verwirrt sagte er: „Ich war verzweifelt, weil ich nicht mehr weiterfahren konnte gleich, ich hatte doch solche Eile!“

Da lachte der Pfarrer. „Da sehen Sie, wozu die Eile gut ist, nichts nützt sie oft, man hätte immer noch Zeit gehabt. Übrigens sehe ich, daß meine Frau noch ein Gedeck aufgelegt hat, setzen Sie sich also.“

„Ich darf nur bleiben, wenn Fräulein Klatt es erlaubt.“

Lena hob ihre rechte Hand, ohne Armin anzusehen. Sie zerbröckelte ihren Kuchen und schob ab und zu ein Stück in den Mund, ihre Brauen blieben finster zusammengezogen.

„Sie sind also Lena Klatt“, sagte die Pfarrerin sichtlich erfreut, „die berühmte Bildhauerin, die so reizende kleine Figuren und auch Tiere macht. Sie sind Baltin, nicht wahr?“

„Ja, ich stamme von da oben, aus Reval. Bildhauerin bin ich wohl, aber —“

„Was für ein aber kann das sein?“ fragte der Pfarrer, sich vorbeugend. „Sie stehen mitten im Erfolg, was denken Sie?“

Lenas Gesicht war noch finsterer geworden. Es schien, als kämpfe sie mit sich selbst. Dann warf sie den Kopf ungeduldig zurück und sah dem Pfarrer gerade ins Gesicht. „Es ist, daß ich ... wie sagten Sie doch in der Kirche, daß ich — Luftwurzeln habe. Ich weiß nicht, was es ist mit mir, ich habe die Furcht, als wäre das Schöpferische verwischt durch die Routine ... so, als wäre ich nah daran, irgendwie unterzugehen . . . als verlöre sich mir der Sinn, der hinter den Dingen ist. . . . Am liebsten möchte ich alles, was ich bisher an diesem Kleinkram gemacht habe, zusammenschlagen!“ schloß sie erglühend.

„Gut so“, sagte der Pfarrer fest.

„Wie können Sie das nur sagen?“ fuhr Armin auf, „das ist doch bloß Stimmung einer zu verfeinerten, künstlerischen Seele, Fräulein Klatt muß es doch wissen, wie vielen Menschen sie Freude gemacht hat!“

„Sie hatten so recht mit allem“, fuhr Lena fort, „was Sie da sagten, für mich. Wir dürfen nicht außerhalb Gottes leben, dann geht uns die Tiefe verloren, ich fühlte es nicht mehr so in mir — das Göttliche.“

„Die Tiefe, die Breite, die Höhe des Geheimnisses“, sagte der Pfarrer sinnend, „immer wieder müssen wir angehaucht werden vom Odem des Schöpfers. Nicht

loslassen das Zipfelchen des Mantels, den wir erhaschten!“

Besorgt sah Armin zu Lena herüber. Er verstand diesen Pfarrer nicht, hatte er nicht gesagt, daß Lena geschont werden sollte, sah er denn nicht, daß er nur ihre Qual verstärkte? Ungeduldig meinte er, was, wenn schon jemand von Fräulein Klatts Bedeutung sage, daß sie an Tiefe verlöre, dann wohl die gewöhnlichen Menschen sagen sollten, die keine Zeit zur Besinnung hätten?

Der Pfarrer wandte sich ihm zu: „Es liegt nicht daran, daß keine Zeit da ist, es liegt an der Entwertung der Besinnlichkeit.“

„Aber jede Zeit hat doch ihr Gesicht, Herr Pfarrer, ihre Parole. Die unsere lautet: Vorwärts, Tempo, Arbeit! In der Großstadt kann es gar nicht anders sein, wo soll da die Besinnlichkeit herkommen? Ihre Worte in der Kirche gelten für Leute, die viel Zeit haben, auch ich war durch diese Worte berührt, aber — jetzt komme auch ich mit einem aber —“

„Und das wäre?“

„In der Welt der Wirklichkeit, des Handelns, da ist es sehr schwer, diesen Zipfel zu fassen. An das Unsichtbare, das Ewige so zu glauben, daß man damit lebt.“

„Glaube ist eine Kraft, die uns zuströmt, Glaube ist Gnade.“

„Einige Menschen sollen denn diese Gnade haben und andere nicht?“

„Herr Rechtsanwalt, erst haben Sie meine Gerechtigkeit angerufen und jetzt appellieren Sie an Gottes Gerechtigkeit?“

„Ja, es würde mich trotzig machen zu denken, Glaube wäre nur Gnade. Ich habe in meinem Leben auch nie Ungnade gefühlt, im Gegenteil. Obwohl ich mich immer nur auf mich selbst verlassen habe.“

„Sie sind wohl sehr früh selbständig geworden?“ fragte nun die Frau des Pfarrers.

„Ja. Ich mußte für meine Eltern sorgen, und dann habe ich meine Schwester, die sehr begabt für Mathematik war, studieren lassen, allerdings hat sie nicht ausstudiert, sondern geheiratet.“

„Da haben Sie ja schon viel Gutes getan.“

„Gutes, Frau Pfarrer? Selbstverständliches“, sagte Armin stolz, „ich habe doch nie daran gedacht, daß das gut sein sollte, ich führte es nur eben als Beweis an —“

„Wofür?“ fragte der Pfarrer lebhaft dazwischen, doch seine Frau nahm Armin die Antwort vorweg.

„Als Beweis, daß Gottes Gnade über Ihnen war“, sagte sie sehr mütterlich.

„Das ist mir nie eingefallen zu denken“, Armin war tief errötet.

Lena hatte sich weit vorgebeugt. Ihre Seele war jetzt wunderbar wach und nahm jedes Wort und jede Bewegung auf. Seitdem sie vor diesen fremden Menschen ihr Geständnis abgelegt hatte, war sie wie befreit. Sie empfand die Gegensätzlichkeit dieser beiden Männer sehr stark, sah mit großer Anteilnahme von einem zum anderen. Sah den Pfarrer sehr gefestigt, ruhend, blühend, Früchte tragend, bedeutend in seiner Art, sah den anderen voller Bewegtheit, die zurücktretende Stirn, die kühn geformte Nase, das feste Kinn schwangen im Rhythmus des Kampfes. Die Worte der beiden prallten aneinander, als schlügen harte Schilder zusammen. Und da durchfuhr es sie, glühend, heiß: das sind ja Gestalten, das könnten d e i n e Gestalten sein! Jede in ihrer Art ist gut, nimm sie und stelle sie an deine Treppe, als den Ruhenden und den Stürmenden, zwei Typen besten deutschen Wesens! Laß sie stehen an der Treppe und die, die an ihnen vorübergehen, werden Schauen und Denken auf sie richten. Wie eine Offenbarung war es für sie, sie fühlte, ein lebendiger Same war in sie gefallen, jetzt galt es, auszugestalten! Es umbrauste sie ein Sturm von Glück, Schöpfer und Geschöpf war sie zugleich. Die Ergriffenheit war so groß, daß sie ihr Gesicht verbarg.

Die Männer sahen es wohl, doch sprachen sie weiter. Aber ihre Stimmen waren gedämpft. Der Stürmende sah nicht ohne Besorgnis auf sie, der andere tat es in Hoffnung. Bis endlich Lena, die Hand sinken ließ und mit großem, dunklem Blick sagte: „Es ist... so viel habe ich empfangen... ich weiß nicht, wie ich danken soll...?“

„Nicht mir", sagte der Pfarrer schnell, „wenn Sie etwas empfangen haben, so nehmen Sie es aus Gottes Hand."

Armin war aufgestanden, er stand vor Lena und sah erregt auf sie herab. „Fräulein Klatt, unser Zug nach Berlin ist ja schon längst fort, darf ich Sie in ein Hotel bringen?"

„O, das auf keinen Fall", rief die Pfarrersfrau, „Fräulein Klatt bleibt die Nacht hier, ich sorge für Sie, ja?"

„Darf ich das wirklich? Wie schön ist das", sagte Lena erfreut. Sie sah darauf in das Gesicht ihres Stürmenden und der Ausdruck der Enttäuschung machte sie lächeln."

„Tut ihnen der Arm noch sehr weh?" fragte Armin sie. Sie schüttelte den Kopf, ergriffen von der Schönheit des jungen Gesichtes vor ihr, das ihr, trotz aller Männlichkeit noch knabenhaft erschien.

Armin verabschiedete sich von den Pfarrersleuten. „Ich hätte nie gedacht", meinte er, „daß aus allem noch so etwas Schönes werden könnte."

Der Pfarrer griff nach einer roten Aster aus der Schale, hielt sie hoch und sagte: „Vielleicht war auch das angeordnet, wie alles angeordnet ist, unser Geschick fügt sich oft zusammen wie ein Gebilde. Eines möchte ich Ihnen noch auf den Weg geben: Gott ist noch verdeckt in Ihnen, aber Sie sind in seiner Liebe beschlossen."

Armin senkte den Kopf, bewegt und verlegen zugleich. Dann, sich wieder an Lena wendend: „Wenn Sie nur bald gesund werden, wieder arbeiten können ..?"

Sie war aufgestanden, ging mit Armin heraus, die anderen blieben zurück. Im großen Vorraum war es nur halbhell.

„Wir werden uns wiedersehen, erst von heute an lebe ich wirklich", sagte er.

Sie hielt den Kopf zur Seite geneigt, als lausche sie auf etwas. „Sie bedeuten jetzt viel für mich, doch ist das jetzt nur künstlerisch."

Erglühend faßte er ihre Hand. — „Nie werde ich mich Ihnen aufdrängen, aber Sie werden es nicht vergessen, daß ich da bin?"

Sie sah ihn mit seltsamem Blick an. Er hatte seinen Mantel schon angezogen, sie strich ihm leicht über den Arm. „Ich selbst bin stürmend und ruhend zugleich", sagte sie, nickte ihm zu und ging.

Ihre Worte erschienen ihm rätselvoll, doch verstand er, daß sie irgendwie verbunden waren, er und sie. Als er die schöne, alte Treppe zur Stadt hinunterstieg, fühlte er, daß die Welt ihm gewandelt war. Die Nacht sank herab, aber in seinem Herzen war es so hell wie noch nie.

Das Eiserne Kreuz auf dem Domberg

Erzählung von Carl von Bremen

Als die beiden Helwigknaben aus der Stadt zurückkamen, fanden sie ihre Mutter dabei, den Wust aufzuräumen. Jürgen war außer sich, daß er seine Mutter nicht hatte beschützen können. Allerdings erschien sie ihm so gleichgültig, daß er den Eindruck gewann, diese Haussuchung sei doch „nicht so schlimm gewesen". Und damit erreichte Karin, was sie erreichen wollte.

Am Abend erleuchtete Kerzenglanz die birkengetäfelten Wände. Auf dem weißen Tisch zwischen den Tannenzweigen waren von Karins Hand die kleinen Geschenke aufgestellt worden. Sie wußte, daß die Knaben jetzt an Moisaküll dachten, an die hohe Tanne im Saal, an ihren Vater, der auf dem Flügel Weihnachtslieder spielte. Vielleicht erinnerte sich Jürgen daran, wie er sich freute, als das neue Zaumzeug für sein Pferd Nora auf dem Gabentisch lag.

Aber Karin von Helwig wollte einen Vergleich mit den vergangenen Festen gar nicht erst aufkommen lassen. Daher begann sie zu erzählen. Zum erstenmal erfuhren die Knaben von dem deutschen Kanonier, der sich von Sibirien bis nach Estland durchschlug, dem die Mutter in der Moisakülschen Plättkammer nur ein armes Lager geben und den sie doch so lange glücklich verbergen konnte, bis er seine Kräfte gesammelt hatte, um seinen Freiheitsmarsch nach Ösel fortzusetzen.

Olafs Augen blitzten, und seine sprudelnden Fragen erinnerten Karin von Helwig so lebhaft an Heinrichs Art sich zu geben! Der Knabe wollte sofort alles bis in die Einzelheiten wissen. Jürgen dagegen blieb zurückhaltend. Die Mutter stieg aber hoch in seiner Achtung.

Olaf beteuerte wieder, was er auf der Flucht zum ersten Male erklärt hatte: er wolle unbedingt Soldat werden, aber nur ein deutscher Krieger.

Da erhob sich Karin von Helwig und nahm das Bild des Vaters von der Wand — ein Student in Dorpat hatte es mit bunter Kreide gezeichnet. Mit rascher Bewegung schob sie in der Täfelung eine Holzleiste zur Seite. Dahinter, in der grauen Mauer, war ein Stein ausgebrochen. Dort, die Knaben sahen es genau, in der engen steinernen Nische, lag auf einem kleinen Tannenzweig ein schwarzes Stück Eisen. Karin von Helwig brachte es näher an das Licht. Es war ein Eisernes Kreuz am schwarz-weißen Bande. Die Jahreszahl 1813 war darauf eingeprägt. Sie reichte es Jürgen hin.

Die Knaben erstarrten. Eiskalt wurden ihre Finger vor Erregung. Wem gehörte dieses Eiserne Kreuz? Und wer verbarg es in der Dombergmauer?

Karin betrachtete ihre Söhne, wie sie ihre Köpfe über das eiserne Ehrenzeichen beugten. Sie erinnerte die Knaben daran, daß in den Freiheitskriegen ihr Urgroßvater Helwig, der „Stabskapitän", wie man ihn in der Familie nannte, gegen Napoleon ins Feld gezogen und auf dem Schlachtfeld vor Versailles gefallen war. Natürlich entsannen Jürgen und Olaf sich dessen. Dort über dem Tafelklavier hing ja das Bild des Stabskapitäns, ein farbiger Stich mit Stockflecken im gelblichen Papier. Dort stand der schlanke Offizier, den Arm auf die Hüfte gestemmt, den Kopf mit dem breiten Dreimaster schroff zur Seite gekehrt, inmitten weißer Spitzzelte.

Aber das wußten die Knaben nicht, daß der Preußenkönig ihrem Ahnherrn hier dieses Eiserne Kreuz anheftete, weil er sich in der Schlacht vor Paris besonders auszeichnete, und daß ihr Vater das preußische Ehrenzeichen in der Mauer verbarg, bevor er selbst in den Weltkrieg ziehen mußte.

Unbändiger Stolz erfüllte die Knaben, daß ihre Mutter sie für würdig befand, sie zu Mitwissern einer so großen Sache zu machen. Und obgleich die Mutter ihnen das Schweigeversprechen abnahm, waren sie entschlossen, auch untereinander niemals über diesen Besitz zu reden, bis, ja bis deutsche Soldaten selbst den Domberg hinaufstürmten.

„Es ist wohl das einzige Eiserne Kreuz in Estland", sagte die Mutter und erklärte den Söhnen, daß jene Freiheitskämpfer von 1813, für die dieses Ehrenzeichen geschaffen wurde, sich den heldischen Geist des Deutschen Ritterordens im Osten zum Vorbild nahmen. Und dieser Kampfesgeist — oh, das wußten Olaf und Jürgen — hatte einst den Domberg als Wehrburg geschaffen. Deswegen gehörte dieses Ehrenzeichen unlöslich zu ihnen! Es gehörte Heinrich von Helwig und in Zukunft sollte es seinen Söhnen und später deren Söhnen gehören. Jetzt griff Olaf nach dem schwarzen Eisen. Er wog es ab in seiner kleinen aber narbigen Hand.

So versuchte Karin von Helwig in der Nacht der Wintersonnenwende das Leben ihrer jungen Söhne entscheidend auszurichten.

(Aus dem Roman „Der deutsche Berg im Osten".)

Spruch

Was einmal war, will wieder werden,
Doch nur dem Tüchtigen beschert,
Das Schicksal, daß es schon auf Erden
Sich selbst beweisend wiederkehrt.

Manteuffel-Katzdangen

Der alte Plettenberg

Von Mia Munier-Wroblewski

„Der alte Plettenberg" ist ein Teilstück aus dem Ende eines im Entstehen begriffenen Romans der baltischen Dichterin

Auf den 15. März 1526 wurde ein Landtag nach Wolmar ausgeschrieben. Die Boten, die des Meisters Ladung durch die Lande brachten, fanden aller Orten Willigkeit zu der außergewöhnlichen Tagfahrt.

Hart stand der Winter noch über den Landen, nur in den Nächten brausten Stürme, Vorboten kommender Neubelebung. Wie in den Tagen vor den Russeneinfällen wurden seltsame Zeichen am Himmel geschaut. Ein Köhler sah einen Adler mit einer silbernen Krone statt des Kammes, sah ihn drei Tage seine Kreise über dem Walde ziehen und nach Westen fliegen. Von diesem Adler raunte man bald in allen Gildstuben, auf Edelhöfen und Landstraßen, in Schmiede, Mühle und Werkstatt. Eine Krone!! Das Wort drang mit den nächtlichen Stürmen in tausend unruhvolle Träume. Es fand seinen Weg auch nach Kurwitz, peitschte Ursula Tödwens erlahmendes Herz zu jugendstarken Schlägen. Sie sandte Botschaft an Barbaras Tochter Gesche, die vor zwei Jahren ihrem Gatten Christian Tiesenhausen auf seinen Hof unweit von Wolmar gefolgt war. Bei ihr wollte Ursula weilen während des Landtags, der über das Geschick der Lande entscheiden sollte. Die Hoffnung ihres Lebens, die Hoffnung Unzähliger mußte sich jetzt erfüllen: der Herrmeister mußte den großen Schritt tun.

Eine Krone, brauste es im Märzensturm. — — —

Die kleine Landstadt an den Ufern der Aa, sonst ihren blühenden Handel mit Flachs, Hanf, Wachs und Bocksfellen betreibend, erwachte aus dem friedlichen Gleichmaß ihres Alltags zu großen Rüstungen. In der Kirche und in beiden Gilden, in der Komturei, im Pfarrhof und in den Kaufmannshäusern wurde gescheuert, gerichtet, geschmückt. Auf den umliegenden Edelhöfen war großes Schlachten und Brauen, denn bei der zu erwartenden Menge der Gäste mit ihrer Dienerschaft langten die städtischen Quartiere nicht, Scheunen und Riegen mußten zur Unterbringung herangezogen werden. Die Haupttagungen sollten im großen Remter der Komturei stattfinden, wo der Herrmeister mit einigen Gebietigern und seiner Kanzlei stets Wohnung nahm. Für Nebenberatungen wurden das Rathaus und die Gildstuben bereitet, da man nicht wie sommers im Freien unter der Linde vor dem Rathaus würde tagen können.

Am 10. März trafen die ersten Abordnungen ein. Auf der großen Handelsstraße, die von Riga über Wolmar und Wenden nach Dorpat und Pleskow führte, war ein gewaltiges Fahren und Reiten, Rennen und Reden. Das ganze Land schien in Bewegung. Russische Händler und die Undeutschen spürten, daß sich Großes bereitete. Auf den Edelhöfen, wo die Vasallen aus allen Himmelsrichtungen zusammenströmten, begann das übliche Schmausen und Zechen.

Der Herrmeister war eingetroffen. Vom Erzbischof war noch nichts zu hören. Der Vorabend des ersten Verhandlungstages versammelte die städtischen Sendeboten im Quartier der Rigischen. Dort zeigte sich ein Gleiches wie bei den Ritterschaften. Einig waren alle im Haß gegen Blankenfeld, in der Hochachtung für den Herrmeister. Und doch zögerte Dorpat ängstlich mit einer offenen Absage an den Erzbischof, dessen starkes Schloß auf die Stadt niederdräute, dessen Rache sie fürchteten. Kleinliche Besorgnisse wurden laut, der Meister würde für seine und seiner Schösser Notdurft den

Städtischen ihre Fischereirechte nehmen. Ähnliche geringe Bedenken trugen nun die Sendeboten vieler kleiner Städte vor. Es hatte jeder s e i n e Fische, die ihm wichtiger dünkten als die Neugestaltung der Landesverfassung.

Da ergriff der Bürgermeister Butte aus Riga das Wort und sprach in aller Offenheit ohne übliche Verblümungen und Umschweife: „Wir sind zum Landtag gekommen, daß wir wollen alle Livlande unter e i n Regiment bringen. Was viele hundert Jahre ist gegangen auf gesonderten Wegen, wollen wir binden zur Einigkeit, und wissen wir alle, daß nur Einer ist in den Landen, der solches vermag." Er verlas ein Schreiben der Stadt Lübeck, das herzliche Glückwünsche darbrachte zu der bevorstehenden Einigung der Städte und Ritterschaften, sowohl der stiftischen als derer aus den Ordensgebieten unter Seiner Gnaden dem livländischen Herrmeister Wolter Plettenberg.

Was seit Jahrzehnten in den Gemütern als unklares Wunschziel gewogt hatte, diese Stunde hatte es in Worten geformt, hatte es greifbar nahe gerückt. Es entstand kein lautes Debattieren, einer um den andern sprach fest: „So soll es sein. Der Herrmeister sei unser weltlich Oberhaupt." Alle geringen Sonderforderungen waren verstummt. Nur Herr Selhorst aus Reval tat einen Zusatz, der hieß so: „Und muß es in Livland frei stehen einem jeden, sich zu bekennen zu dem Glauben, der ihm dünket der rechte."

Am 15. März begannen die Verhandlungen im großen Remter. Der Erzbischof war nicht erschienen. So geschah es erstmalig, daß der Herrmeister den Vorsitz führte. Zu seiner Linken saßen die Bischöfe von Kurland, Reval und Ösel mit ihren Kapiteln und Vasallen, zur Rechten die Ordensgebietiger und ihre Vasallen, in der Mitte die Ratssendeboten. Wie üblich bildeten schleppende, im Kern unwichtige Formalitäten den Inhalt der ersten Tagung.

In einer Sonderberatung der Ritterschaften führte Klaus Polle am 19. März das Wort für die Harrisch-Wierischen. Er sprach grob und gewaltig, nannte den Erzbischof einen Landesverräter und empfahl, seitens der in gemeinsamem Wunsch geeinten Ritterschaften das alleinige Regiment dem Herrmeister anzutragen. Die wenigen Einwendungen, die sich dagegen erhoben, wurden niedergedonnert. Man beauftragte Klaus Polle, Jürgen Ungern und Hans Rosen, dem Herrmeister die Wünsche zu unterbreiten mit der Bitte, am letzten Verhandlungstage den Ständen seinen Entschluß kundzutun. Einige Dörptische verlangten, es solle zuvor festgelegt werden, daß jeder in Glaubenssachen bei dem seinen bleiben könne, auch wenn Seine Gnaden den Ordensmantel ablegen und sich der neuen Lehre zuwenden sollte.

Da schrie Hans Rosen und glich seinem Vater wie ein Eichstamm dem andern: „Hie gehet es nicht um christkatholisch oder lutherisch, nicht um papistisch oder ketzerisch, es gehet um deutsches Land, das soll werden gerettet vor dem Griff allzuvieler Feinde, der Moskowischen und Polnischen, Dänischen und Litauischen. Die Glaubenssache mag entschieden werden bei langen Jahren von einem Konzil, für das deutsche Heil aber ist jetzo die Stunde, und so sie wird verpasset, werden unsere Enkel und der Enkel Enkel gehen durch viel Blut und Knechtschaft."

Seinen Worten folgte schwere Stille und war ein Rauschen in der Stille wie von den Schwingen tausendfacher Not kommender Geschlechter auf dieser Erde. —

Sie standen vor dem Herrmeister gewaffnet und stolzen Hauptes. Klaus Polle hatte für die Wierischen gesprochen, Thieß Recke für Kurland, Hans Rosen für das Erzstift Riga, Jürgen Ungern für das übrige Livland und Hynrick Stakelberg für Ösel. Lange schwieg der Herrmeister. Sein Antlitz war steingrau und voll der Runen seiner ungeschlafenen Nächte, seiner sorgenzerfressenen Tage. Endlich sprach er.

„Die Eintracht ist nicht also, wie Ihr sie wollt dartun vor mir. Wenn ich tue, wie ihr hoffet, wird die Spaltung werden ärger denn je und wird deutsches Blut fließen von deutscher Hand, denn es halten manche zu den Bischöfen und gar viele zum alten Glauben."

Hans Rosen widersprach: „Euer Gnaden werden zertreten den giftigen Drachen der Zwietracht."

Drauf der Herrmeister: „Als Haupt des Deutschen Ordens, der das Land schirmet mit dem Schwert, habe ich gestanden außerhalb der Parteien. So ich mich stelle als Weltfürst an die Spitze der Städte und aller lutherisch Gesinnten, wird ein Riß gehen durch das Gefüge dieser Lande, die ein geistlicher Staatenbund sind.“

Klaus Polle: „Der Hohenzoller hat gewagt den Sprung und ist gelohnt um seinen Mut.“

Der Herrmeister: „Albrecht ist jung, er wird Nachkommen zeugen. Albrecht ist ein Urenkel des polnischen Jagello, drum hat sein Blut sich nicht gesträubt, die Krone zu nehmen von polnischer Hand. Er war ein Fürstensohn, drum ist ihm die Krone mehr, als ihm war der weiße Mantel. Ich bin ein schlichter Ritter, mein Schwert und mein Ordenskleid sind meine Heiltümer, denen ich mich habe angelobt für das ganze Leben.“

Thieß Recke drang vor in Ungestüm: „Kein Polenkönig bietet Euer Gnaden die Krone, wir tragen sie Euer Gnaden an, wir, die Ritterschaft der Lande, und sind eines Sinnes mit den Städten.“

Des Herrmeisters Hand beschrieb einen weiten Kreis. „Eure Augen sehen nur das Nächste, den Streit mit dem Erzbischof und den andern Bischöfen, deren ihr wollt ledig werden. Ich sehe weiter. Der König von Polen ist des Erzstifts Schirmherr. Er würde trachten, auch eines Fürstentumes Lehensherr zu werden. Der Zar zu Moskau wollte alsbald seinem Bundesgenossen dem Erzbischof zu Hilfe eilen, den Frieden aufsagen, den wir haben erkämpft am See Smolina, den ich habe besiegelt mit viel Sorge und Pein, da ihr alle nichts davon wisset. Die Macht des Zaren wächst von einem Jahr zum andern, wir müssen Frieden halten mit dem Zaren. Ein neuer Krieg mit den Russen wäre . . .“ er zögerte, wog das Wort und sprach schwer weiter: „er möchte werden unser Untergang. So müssen wir den Frieden erhalten. Ein Fürstentum dahier an der Ostsee hätte keinen Freund unter allen Nachbarn, Dänemark, Schweden und der Preußenherzog, sie fänden Stütze wider Livland bei Kaiser und Papst. Ihr möget mir glauben, ich habe es gewogen bei Tage und bei Nacht: es muß die Konföderation bleiben erhalten, wie sie war und ist bis auf unsere Tage . . Wer dran rühret, verderbet uns alle.“

Er verstummte. Keiner wagte, noch einmal in ihn zu dringen. In dumpfem Schweigen standen sie eine Weile vor dem Herrmeister. Endlich sprach Jürgen Ungern: „Kommet! Seine Gnaden wird uns geben zu wissen, wann wir sollen unser Begehren zu Protokoll setzen, und wird solches Protokoll enthalten ein einstimmig Begehren, wie einsten die Meisterwahl war einstimmig, des bin ich Bürge. Kommet!“

Sie rasselten aus dem Gemach stolz und selbstsicher die fünf Vertreter der Ritterschaften von der litauischen Grenze bis zum finnischen Meer.

Über Nacht trat jähe Wärme ein, eine Frühlingswärme, wie sie um diese Jahreszeit in Livland seit Menschengedenken nicht erlebt worden war. Die weichen Südwinde trugen Gerüchte heran. Der Erzbischof lagere mit stattlichem Gefolge an den Ufern der Aa. Erwartung ungewöhnlicher Geschehnisse lag über Wolmar gleich einer Wolke. Niemand wußte: barg diese Wolke des Regens Segen oder vernichtendes Unwetter.

Die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang, doch waren sie gleichsam nur eine Wand von Pappe zu leerem Formenspiel, hinter der ein großes Schicksal wartete. Gesandte des Herzogs von Preußen trafen ein, auch Gesandte des Bischofs von Wilna, beide in Angelegenheiten des Erzbischofs, von dem nun plötzlich verlautete, er sei nach Ronneburg zurückgezogen, da er sich seines Lebens in diesem Lande nicht mehr sicher wisse. Immer offener flog das Wort von der livländischen Herzogskrone durch Gilde und Rathaus, Kirche und Remter, flog aus den Gassen zu den Ufern der Aa, flog über den Woltersberg, der einst die Heidenburg Antina getragen.

Ursula Tödwen saß vor dem Gutshause in der starken Märzensonne. Gesche Tiesenhausen hängte Wäsche aus mit den Mägden, die ein altes undeutsches Lied sangen von einem hellen König, der auf weißem Roß aus Nordland gekommen und die Landschaft Tolowa beschützt habe



Standbild des Ordensmeisters Wolter von Plettenberg in der Marienburg

vor schwarzen Unholden. Ursula lauschte mit dem Herzen. Sie liebte das undeutsche Landvolk. Beim Klange des schwermütigen Liedes ward die Liebe zum Gebet, das den ungleichen Bewohnern dieser Erde Befreiung von allen Unholden des Hasses und den Segen des hellen Königs „Frieden" erflehte. Gesche neigte sich zu Ursula. „Hast du geschlafen, Muhme Ursel?" Schier beklommen stand sie vor dem Glanz in den fahlen Zügen der alten Frau. „Mich friert", sprach Ursula Tödwen, „ich will ins Haus gehen."

Am Abend dieses Tages kam Klaus Polle zu seiner Schwester. „Wir wissen uns keinen Rat, Seiner Gnaden Meinung zu erforschen. Wann er Sonntag zu seiner Brudertochter kommt auf das Mittagsmahl, mußt du in ihn dringen mit gutem Wort."

Nie hatte Bruder Klaus Weibern eine Stimme zugebilligt im Männerrat. „Gott helfe mir", antwortete Ursula, „ich will es tun." — — —

Hinter der Aa standen Wolken von schwerer Bleifarbe, schoben sich langsam empor zur Sonne. Die gab ein allzustarkes Licht, tilgte letzte Schneereste von den Ufern der nördlichen Hänge. Braun lag das Land, grün schimmerte der gut überwinterte Roggen. Der Herrmeister ließ sich die Rosse des von Tiesenhausen vorführen. Inmitten des weiten Hofplatzes stand der greise Recke in der sommerwarmen Sonne. Ursula sah aus dem Fenster ihrer Stube hinab. Von den Dachfirsten tropfte schmelzender letzter Schnee, Aufbruch und Unruhe war in der Natur. Der Herrmeister klopfte einem schönen Hengst Hals und Kruppe, das Tier schnoberte zutraulich um sein Gesicht. Das Bild weckte in Ursula dunkles Gedenken: die Höhle voll Winterkälte, Christines weißes Gesicht im Schleier der roten Haare, ihre weißen Hände, vor denen die Tatarenhunde sich duckten . . . .

Der Herrmeister betrat die Stube, frug nach Ursulas Ergehen. Kurz war ihr Dank um die Frage. Es sei nicht wert, von ihrem Leben zu reden. Es neige sich und sie wolle das rinnende nicht halten, da sie Christinens Tochter Alheit wisse in bester Hut und einen Urenkel habe wiegen dürfen. Anderes müsse sie ihm

sagen. Sie wisse, was die Stände von ihm erhofften. Die Stunde der Entscheidung sei gekommen. Die Stände warteten auf einen Wink Seiner Gnaden, um ihren geeinten Antrag am letzten Verhandlungstage feierlich vor ihn zu bringen.

Der Herrmeister sah auf sie herab voll Schmerzlichkeit. „Willst auch du mich verleiten, die Treue zu brechen, den Orden aufzulösen, der mir ist gewesen, was andern Vaterhaus, Mutterliebe, Eheglück sind. Willst du mich drängen, die Form der Kirche zu zerstören, da ich doch habe erkannt, aus einem festen Glauben ströme allem Tun der Menschen der beste Segen."

In herrlicher Jugendbläue leuchteten Ursulas Augen. „Die Diener der Kirche haben solchen Glauben verschüttet, Doktor Luther hat den Weg wieder neu aufgegraben, den Weg zu Gott. Herrmeister von Livland, zerbrich das Gefäß der Kirche, es ist aus faulem Holz und wird das Lebenswasser im Gefäß vergiften."

„Ich habe kein besser Gefäß. So ich das alte zerbreche, verströmt das Lebenswasser."

„Nicht also! Vergiftetes Wasser bringt den Tod allen, die davon trinken."

„Es wird sich finden eine Reinigung des Vergifteten. Gott wird die Kirche retten."

„Solches geschiehet bereits, nur sehet ihr es nicht. Zerbrich das Gefäß der verderbten Kirche, laß verströmen das Wasser, die gute Erde wird es reinigen und wieder lassen sprudeln als frische Quelle nach Gottes Güte."

Ein fremder Schein breitete sich über Wand und Diele, schwefelgelb ohne Schatten, alle Winkel kalt belichtend. Der Herrmeister schaute in die fahle Helle, die ein nahendes Unwetter kündete.

„Zum Hüter der Ordnung ward ich gesetzt. Der Deutsche Ritterorden und die Kirche sind meine Ordnung. Nur der Verbrecher mißachtet Sitte und Ordnung."

„Nicht zum Hüter einer Verderbnis hat Gott dich gesetzt. Gott hat dich berufen zu bauen ein Neues. Wolter Plettenberg, zerbrich die römische Kirche, fremd diesem Lande, das ist gewonnen mit deutschem Schwert, geackert mit deutschem Eisenpflug, gedüngt tausendmal mit deutschem Blut. Baue unsern Nachfahren ein neues deutsches Livland."

Seine Augen waren erstarrt, als sähen sie ein Gewaltiges in den fahlen Schwefelwolken. Ursula spürte ihr Herz nicht mehr, es versagte den allzeit treuen Dienst. Sie wankte, er sah es nicht. Sie schleppte sich mühsam zur Tür, hier warf sie einen langen Blick zurück und nahm mit diesem Blick Abschied fürs Leben. — Der Herrmeister ritt vom Hof seiner Brudertochter Gesche Tiesenhausen. Als er die Komturei Wolmar erreichte, brach ein Frühlingsgewitter nieder, gefolgt von prasselndem Hagelschlag. Eine volle Stunde stand das Unwetter über dem Lande.

In allen Quartieren hatte sich das Gerücht verbreitet (niemand wußte, wer es aufgebracht) der Herrmeister werde am nächsten Morgen seinen Willen kundtun, die Alleinherrschaft zu übernehmen. Das außergewöhnliche Märzgewitter dünkte vielen ein Zeichen vom Himmel. Zu Wolmar schliefen in dieser Nacht nur die Kinder einen unbeschwerten tiefen Schlaf.

Der Sekretär Hildorp und ein Diener hüteten den Zugang zur Stube des Herrmeisters. Das Licht brannte drinnen Stunde um Stunde. Sie hörten den Herrmeister ruhelos schreiten. Zweimal kam der Hauskomtur während der langen Nacht und horchte an der verschlossenen Tür. Dann zuckte Hildorp die Achseln, sie wechselten kein Wort. Drinnen wanderten die schweren Schritte von Wand zu Wand. In einer Glasröhre rann der Sand, die Stunden messend. Um fünf Uhr ward es grabesstill im Gemach des Meisters. Kurz vor sechs tat sich die Tür auf, der Herrmeister grüßte die Zurückweichenden und schritt zur Frühmesse. Hildorp wagte nicht zu fragen, ob er sich zur Fertigung wichtiger Schriftstücke bereithalten solle. Der Herrmeister trat in den Burghof. Der Hagelsturz hatte eisige Luftschichten mitgeführt. Tief nahmen die Lungen des Herrmeisters die kalte Luft. Er hatte seinen Kampf durchkämpft. Ruhmlos und einsam sah er den Lebensabend vor sich.

Der Landtag, begonnen am 15. März mit höchsten Erwartungen, endete in grauer Enttäuschung. Das erlösende Wort blieb ungesprochen. Die Verhandlungen des letzten Tages quälten sich um törichte Formalitäten, ob man dem Erzbischof den Titel „ehrwürdiger in Gott



Mühle in Estland

Nach einer Radierung von Prof. Otto von Kursell

Vater" aberkennen oder belassen solle. Des Ordens Macht stand auf nie gewesener Höhe, die Prälaten glichen absinkenden Schatten, die Städte aufsteigenden Leuchten. Den Bestand der livländischen Konföderation gewaltsam weiterzwingend wider alle Feinde im Inneren und Äußeren stand der alte Meister und war unantastbar hoch auch in dieser Stunde, der einmaligen in Livlands Geschichte. — — —

Die Einheit der Stände vom Landtag des Jahres 1526 zerfiel jämmerlich. Städte und Ritterschaften verfolgten nur ihre eigennützigen Ziele. Über alle Widerstände hinweg hatte sich der neue Erzbischof Eingang verschafft. Er war als Fürstensohn und Bruder des Preußenherzogs nur auf weltliche Macht bedacht, auf den Besitz von Land und Schlössern. Religiöse und völkische Ziele lagen ihm fern. Über das Bistum Ösel und die Wiek ging bewaffneter Kleinkrieg zweier sich befehdender Bischöfe. Angeworbene Landsknechte verheerten das Land. Stärker drang ein Teil der Ordensgebietiger auf Absetzung des alten Herrmeisters. Jüngere Fürstensöhne aus dem Reich meldeten sich zum Amt des Koadjutors und späteren Herrmeisters. Der weiße Mantel und das Gelübde sollten ihnen nur Mittel sein zum Zweck der Machterlangung. Jede innere Berufung fehlte ihnen.

Die livländische Konföderation ging aus den Fugen. Der Eine, der vierzig Jahre mit überragender Kraft und Weisheit das deutsche Erbe verwaltet, verteidigt und mit unverwelklichem Lorbeer geschmückt hatte, vermochte das Steuer nicht mehr zu regieren. Er kostete die Bitternis bis zur Neige, stand völlig vereinsamt zwischen den hadernden eigensüchtigen Parteien und sah klaren Geistes, daß die Lande in ihrer Zerspaltung früher oder später dem einen oder andern Nachbarn zur Beute fallen mußten, Rußland, Schweden oder Polen.

Inmitten vielfältiger politischer Wirren nahm der Tod den großen Alten aus der Zeitlichkeit, ehe seine Gegner, ehe langwierige Krankheit oder geistige Trübung ihn überfielen. Am Sonntag Oculi den 28. Februar 1535 nahm er vormittags noch am Gottesdienst in der Johanniskirche Teil, erlitt nach der Rückkehr in die Burg einen Schwächeanfall, den sein Wille stark meisterte, ruhte nach der Kollation eine Weile und ließ sich sodann mit seinem Festgewand kleiden, mit seinem Schwert gürten. Er schaute dann lange, wie er so oft getan, vom Nischenfenster in die froststrote Abendsonne, bis der letzte Schimmer über Stadt und Hügelland erblichen war, setzte sich vor das hochgeschichtete Feuer im Eckamin. Hier fanden ihn die leise herantretenden Turmwachen um sechs Uhr des Abends entseelt. Seine Hände waren um den Schwertgriff gefaltet, das Feuer leuchtete seinem letzten Schlaf.

*

Die Johanniskirche zu Wenden birgt den Grabstein des größten livländischen Ordensmeisters, dessen einziger Schmuck das Wappen der Plettenberge bildet. Die Komturei überragt als gewaltige Ruine das stille Städtchen. Gut erhalten ist der Plettenberg-Turm mit dem schönen Sternengewölbe, den Fensternischen und dem Eckamin.

Sechsundzwanzig Jahre nach dem Tode Wolter Plettenbergs zerfiel der livländische Staatenbund unter viel Wirrnis, Blut und Tränen. Im Juni 1561 leistete Reval dem König von Schweden den Untertaneneid. Teile Estlands blieben von den Russen, die Insel Ösel von den Dänen besetzt. Kurland wurde nach dem Muster Preußens polnisches Lehensherzogtum, das eigentliche Livland wurde dem König von Polen direkt unterstellt.

Tausendfach bis in die jüngste Zeit sind seither Verwüstung und Mord über die blutgedüngte Erde des einstigen Ordenslandes geschritten. Es ist geworden, wie der alte Ordensmeister Plettenberg es sah, als er die Holdermann-Kinder segnete. Fremde Rosse auf baltischer Erde, die Burgen in Trümmern, das deutsche Blut ist geblieben.

Die Worte des Herrmeisters seien denen Geleit, die vierhundert Jahre später als Rückwanderer ins Mutterland heimkehren:

„Werdet stark, daß ihr die Not möget bestehen und erhalten das deutsche Erbe von Geschlecht zu Geschlecht."

Die große Katharina

Erzählung von Johannes von Guenther

Sophie Auguste Friederike stand noch immer am Fenster, obwohl ihre Mutter schon längst hatte kommen wollen. Es dämmerte. Das Grün des Abendhimmels wurde noch gläserner, die Kälte draußen schien noch klirrender zu werden. Über das Eis der breiten Newa wanderten keine Menschen mehr von Ufer zu Ufer, kein Schlitten unterbrach die winterliche Stille. Eine einzelne Krähe nur schwang trägen Flugs hinter dem Palast herab und fiel in das Astwerk der einsamen Buche ein, die nach Norden hin das Blickfeld der Prinzessin begrenzte.

Sie blickten einander an, die graue Krähe und das junge Mädchen. Die Krähe legte den Kopf schief.

— Warum habe ich kein Gewehr? Wenn ich jetzt den Lauf ganz langsam durch das Fenster stecken könnte, das kluge Biest würde es nicht bemerken. — Die blauen Augen der Prinzessin ruhten gesammelt und abschätzend auf dem Vogel; ihre Wangen röteten sich. — Ich würde so tun, als blicke ich nach rechts über den Fluß. Sie würde es bestimmt nicht bemerken, und schon hätte ich sie erwischt. Ob sie wohl gleich zu Eis frieren würde?

Ein Geräusch hinter ihr zwang das Mädchen aus ihrer Nachdenklichkeit. Es war der junge Soltykow. In Riga auf Befehl der Kaiserin aller Reußen, Elisabeth, zum Wagentroß der Fürstin Johanne Elisabeth gestoßen, um der Fürstin und ihrer Tochter auf der langen Reise nach Petersburg als erster russischer Kavalier Gesellschaft zu leisten, hatte der lustige Junge es bald verstanden, sich unentbehrlich zu machen, zu erzählen, wenn es darum ging und zu schweigen, wenn das unverständliche und weite Rußland nebst dem großen Schicksal, das darin lauerte, das deutsche Mädchenherz zu schwer machen wollten. Das letztere freilich nur selten, denn die sechzehnjährige Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst hätte es schließlich auch mit der Großmutter aller Teufel aufgenommen, wenn sich dies als nötig erwiesen hätte, um sie zunächst, ein kleiner Philosoph, fortzudisputieren, und wenn das nicht ging, sie kühn an den Hörnern zu packen und ihr den Garaus zu machen. Sie war gescheit und verwegen, die richtige Tochter des tapferen Soldaten und nachdenklichen Landesfürsten Christian August.

„Kommen Sie nur, Graf Soltykow, es ist nett, daß Sie da sind; können Sie mir nicht ein Gewehr beschaffen?"

Sie war immer überraschend, er blickte erstaunt auf. Die lange Reise hatte ihr nichts anhaben können, die zwei Monate unterwegs von Zerbst nach Petersburg, dem Rufe der Zarin folgend, hatten dem lebhaften Rot ihrer Wangen nicht Abbruch getan. Soltykow musterte sie bewundernd. Ihr schöner Teint und die warmen Farben wurden gehoben durch den seltsamen Reiz des tiefschwarzen Haares; die großen blauen ausdrucksvollen Augen wurden von schwarzen und sehr langen Augenwimpern verschattet, wodurch ihr Blick etwas Zärtliches und Schmachtendes erhielt; der süße Mund unter der schmalen Nase war ebenfalls nicht angetan, jungen Männern zur Ruhe zu verhelfen; ihre Schultern und Arme waren vollendet schön, ihre Hände klein und zierlich; sie war eher groß als klein und dabei schlank, wenn auch hinter ihrer Schlankheit schon deutlich erkennbar das Geheimnis jener süßen Fülle lockte, geschaffen, unzähligen Herzen gefährlich zu werden.

Heute war sie ein Junge, der mit seinem Kameraden Soltykow zu gerne das graue Biest vorm Fenster abgeschossen hätte, aber hatte es während der sechs

Tage von Riga zum Winterpalais in Petersburg nicht auch schon andere Regungen gegeben? Hatte ihre lustige und angenehme Stimme nicht auch schon anders geklungen, leiser, inniger, unerbittlicher? Da war dieser Abend in Narwa. . . . Die Stadt war zum Empfang der hohen Reisenden illuminiert. Die Fürstin hatte nach ihrer Art großen Cercle gehalten, während die zwei jungen Menschen eine Stunde lang in einem dunklen Saal vom Fenster aus das Treiben auf dem taghell von Fackeln und Ploschken erleuchteten Platz betrachteten. War da nicht Hand an Hand geraten, Schulter an Schulter, warm, vertrauensvoll, schon etwas mehr als Kameradschaft, schon fast wie ein zierliches Spiel erwachender Neigung?

Heute war sie ein Junge, aber der Kamerad Soltykow wußte etwas, wie er den Jägersmann am Fenster des Winterpalais im Nu zu einem schwachen Mädchen umstimmen konnte. Eine kleine Verbeugung, ein blasses Lächeln, und er trat näher. Sein Anblick verriet ihr, daß er sie ärgern wollte, allein — wie gut war er gewachsen, wie hübsch war sein blondes Jungenhaar, das nicht glatt anliegen wollte, wie warm schimmerten die braunen sehnsüchtigen Augen, wenn auch die blassen Lippen sich viel zu schmal schlossen, wenn auch das Kinn viel zu winzig schien gegen die breite ragende Stirn. Wie schön war der ganze liebe Junge, und was für ein famoser Spielkamerad!

„Sie bringen mir etwas?“

„Ja, Prinzessin, das neueste Bild von Dero erhabenem Zukünftigen.“

— Da war es schon wieder, das Unentrinnbare, das Russische, das manchmal so komisches Herzklopfen verursachte, weil es so unverständlich weit jenseits von Zerbst hinter den unendlichen weißen Ebenen des russischen Reiches lauerte, auf ihr junges Mädchenherz lauerte, das ihm nicht gewachsen zu sein schien.

„Geben Sie her!“

„Erschrecken Sie nicht.“

„Das soll der Kronprinz Peter sein? Unmöglich!“

In der Tat, das in leuchtenden Farben ausgeführte Bildnis in seinem goldenen Rahmenwerk, das die Zariza Elisabeth der Schwester ihres ehemaligen Verlobten nach Stettin geschickt hatte, entsprach der primitiven Kohlenskizze auf grobem Papier, welche die Prinzessin jetzt in Händen hielt, überhaupt nicht, denn dies hier war ein häßlicher viel zu langer Kopf mit groben Zügen und einem gewissen stumpfen Ausdruck, wie ihn Kranke haben.

„Brümmer soll gesagt haben, das Bild sei sehr ähnlich.“

„Brümmer . . . .“ sie zuckte mit den Achseln. Sie kannte den Erzieher des Kronprinzen, den Grafen Brümmer, nicht, aber er war ihr zuwider, warum wußte sie nicht. „Brümmer, er scheint kein Freund des Großfürsten zu sein.“ — Sie warf das Bild aufs Fensterbrett. Das sollte ihr Mann werden . . .

Soltykow versuchte zu trösten. „Brümmer soll schrecklich streng sein; der Großfürst mag ihn nicht, allein Ihre Kaiserliche Majestät, die Zarin, hält große Stücke von ihm. Doch vielleicht ist das Ganze nur ein alberner Scherz, den jemand . . .“

„Wer wollte es wagen, sich mit mir einen solchen Scherz zu erlauben.“ Ein tiefes metallisches Klingen war in die Stimme der Prinzessin getreten, die blauen Augen leuchteten drohend. „Ich bin zwar nur ein junges Ding, aber der da ist der Neffe der Kaiserin und ihr Nachfolger auf dem Thron, und überhaupt darf man mit solchen Dingen nicht scherzen.“

Sie schlug mit den Knöcheln ans Fensterglas. Die Krähe flatterte plump vom kahlen Ast der Buche auf, kahlgefegt von den Stürmen vom Meer. Eine einsame Schneeflocke glitt, sich um sich selber drehend, zu Boden.

„Frankreich und Sachsen haben ein Interesse daran, daß die Mariage nicht zustande kommt; vielleicht, daß irgend ein Sujet im Auftrage eines fremden Ministers die Dreistigkeit gehabt hat, Ihnen, Prinzessin, eine Karikatur in die Hände zu spielen . . .“

Sie sah den jungen Mann aufmerksam an; sie konnte so vieles bei den Russen nicht verstehen. Dann wandte sie sich entschlossen ab. „Draußen ist es schon fast dunkel geworden. Ich bat sie um ein Gewehr, aber nun brauche ich es nicht mehr.

Das Biest ist fortgeflogen." Sie machte eine abschließende Handbewegung. „Zerreißen Sie das da. Sie haben ganz recht, es ist eine Karikatur. Vielleicht hat der Kanzler, Graf Bestuschew, sie eigens für mich anfertigen lassen. Wir Zerbster wissen Bescheid."

Jenseits der Newa brannte schon Licht in den Fenstern der wenigen kleinen Häuser. In dunkler Purpurbläue wurde es Nacht. Die Prinzessin kehrte dem Fenster den Rücken. „Soltykow, lassen Sie Licht machen, meine Mutter wird gleich herkommen, mich holen. Sie wird sich ärgern, daß ich keine große Toilette gemacht habe." Sie warf einen belustigten Blick auf ihr einfaches Kleid aus weißem Satin, dessen einzige Verzierung ein leichter Besatz von Spitzen und rosa Bändern war. „Eilen Sie, Soltykow, damit man uns nicht im Dunkeln findet und weiß Gott was dabei denkt wie in Narwa."

Als er zurückkam, sah er, daß sie das Porträt auf der Fensterbank noch einmal betrachtet hatte. Sie blickte ihn ängstlich an. „Mein Gott, wenn Peter wirklich so aussieht . . ."

„Der Großfürst soll noch sehr kindisch sein. Er spielt mit Bleisoldaten und mit Puppen."

Sophie Auguste Friederike lachte hell auf. „Auch fein, mit Puppen!"

„Und mit Bleisoldaten. Seine Lakaien müssen ihm nachts, wenn er nicht schlafen kann, stundenlang an die Hand gehen, die Armeen von Bleisoldaten hin und her zu schieben. Er kämpft immer auf Seiten der Preußen gegen andere Länder. Auch gegen uns. Er ist ein wilder Verehrer des Großen Königs Friedrich."

„Mein Vater auch. Aber mein Vater spielt nicht mit Bleisoldaten, sondern er kommandiert wirkliche Kerls aus Fleisch und Blut. Und den König Friedrich verehrt er, weil er sein Feldherrgenie kennt und weil er seine Klugheit, seine Mäßigkeit und seine staatsmännische Raison schätzt. Und mit Puppen hat mein Papa nie gespielt, und mit Bleisoldaten bestimmt auch nicht. Denn erstens waren wir dazu bestimmt zu arm, zweitens aber . . . zweitens", ihr Oberkörper straffte sich: „mein tapferer Vater ist ein richtiges Mannsbild; er hätte statt Bleisoldaten die andern Jungens herbeigetrommelt und mit denen seine Schlachten geschlagen, bei denen es blutige Köpfe und Knüffe und Püffe setzt . . . richtige Knüffe und Püffe, und nicht verbogene Bleisoldaten, von Lakaien am anderen Tage heimlich ausgebessert. Mein Papa hätte sich nicht davor gescheut, richtige Senge zu beziehen und auszuteilen, wo es darum ging, Courage zu zeigen und den Gegner zu schlagen. Mein Papa ist ein prachtvoller Soldat, mußt Du wissen, es gibt wenige seinesgleichen. Und gescheit ist er! Latein, griechisch und französisch liest und parliert er, und auch ein wenig engkisch ist haften geblieben. Die Philosophen kennt er alle miteinander, und weißt Du, Soltykow, was er immer sagt? Ich sei sein Lieblingskind!" Sie war wie immer, wenn es über sie kam, ins Du verfallen; nun blickte sie ihn wichtig an: „Sein Lieblingskind! Ein Soldatenkind! Fast ein Junge!"

— Mein Gott, wie schön ist sie so! — der junge Offizier versuchte ihre Hand zu fassen. Im Schein der Kerzen glänzten ihre Augen wie tiefes Nachtblau. Sie legte die andere Hand auf seine Schulter.

„Höre, Soltykow, Du mußt mir einen großen Dienst erweisen."

„Welchen?"

„Schwöre erst, daß Du alles tun wirst, was ich Dir zu tun befehle!"

„Alles, alles!"

„Du mußt mich morgen den Weg führen, den Elisabeth gemacht hat, um auf den Thron zu kommen."

„Ich verstehe nicht . . ."

„Dummkopf! Als man ihr damals sagte: Kloster oder Thron, da ging sie aus ihrem Palast. Da ging sie von Regiment zu Regiment, da sprach sie mit den Soldaten, da bat und bettelte sie, Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, und die Soldaten folgten ihr und liefen ihr voraus und setzten sie auf den Thron. Diesen Weg, den sie ging, um Kaiserin zu werden, diesen Weg, Schritt für Schritt sollst Du mir diesen Weg zeigen, auswendig lernen will ich ihn, Schritt um Schritt, diesen himmlischen, diesen großartigen Weg, wie man Zarin wird."

„Prinzessin!" Soltykow beugte ein Knie.

„Ich bewundere eure Zarin. Wenn ich könnte, ich würde wie sie. Mut, Verstand, Macht . . ."

„Und Liebe . . ." Soltykow flüsterte es, seine Augen lagen auf ihr. Die Prinzessin trat verwundert zurück.

„Was Du sagst? Daran hatte ich gar nicht gedacht. Aber Du kannst recht haben. Gut denn: auch Liebe."

Der junge Russe erhob sich sprungbereit. Das Mädchen lachte auf: „Nein, erst den Weg Elisabeths. Dann meinetwegen auch Liebe."

„Quel horreur! Welch eine Schande! Sie wagen von Liebe zu sprechen, Prinzessin, obwohl Sie auf dem Wege sind, Ihren zukünftigen Gatten kennen zu lernen?!"

Durch die energisch zurückgeschlagenen Portieren rauschte, von steifen Falten schweren grünen Damastes umwogt, die Fürstin Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst in das nur spärlich durch zwei Kerzen erhellte Gemach.

„Habe ich deswegen sechs Wochen lang Tag und Nacht im Schlitten gelegen, Sie, mißratenes Kind, Ihrer kaiserlichen Majestät, der Zarin aller Reußen, demütigst vorzustellen, damit Sie sich, kaum daß ich Ihnen den Rücken gekehrt, gleich in galante Intriguen verspinnen!? Lassen Sie mich mit meiner Tochter allein, Graf Soltykow! Ich erwarte Sie in einer Viertelstunde, um die Weiterfahrt nach Moskau, allwo die erhabene Zarin auf uns wartet, mit Ihnen zu besprechen. In einer Viertelstunde! Hier! Und schlagen Sie sich diese galanten Albernheiten aus dem Kopf, wenn ich Ihre gnädige Fürstin bleiben soll!" Die Worte klangen hart und bestimmt, aber die Lippen lächelten sonderbar dabei. Der junge Russe verneigte sich tief und zog sich mit dem Rükken zur Tür zurück. Sein Blick suchte dabei das Auge des jungen deutschen Mädchens, allein sie tat, als merke sie es nicht.

„Da geht nun der hübsche Windhund hin und wird sich denken, wunder wie schlecht ich Dich erzogen habe!"

Mit kurzen harten Schritten lief die Fürstin auf ihre Tochter zu. „Wie siehst Du aus? willst Du in diesem dürftigen Fähnchen die russische Aristokratie, die uns anschauen kommt, empfangen? Was soll Baron Mardefeld dem König Friedrich berichten? Prinzessin Fieke ist schlecht gekleidet, sie hat keine Manieren, sie hält sich wie ein Provinzpflänzchen, und zu allem Übel hat sie sich in einen russischen Portepee verschossen? Oder meinst Du wohl, was der elegante Marquis de Chetardie unseren französischen Freunden von Dir erzählen wird. Sieh Dich doch in einem Spiegel an. Diese Gans soll einmal russische Zarin werden. Na warte!"

Sie schlug mit der kleinen fleischigen Hand die Tochter ins Gesicht. Sophie Auguste Friederike blickte immer noch nicht auf; die geschlagene Wange rötete sich schnell.

Fürstin Johanna Elisabeth war noch jung, keine fünfunddreißig, sie war kleiner als ihre Tochter, aber viel voller; ihre Gesichtszüge waren angenehm, wenn auch nicht eigentlich hübsch; der Gegensatz zwischen ihren kastanienfarbigen Haaren und ihren schönen blauen Augen wirkte sehr pikant; und wenn sie lächelte, konnte sie immer noch unglaublich jung aussehen, unglaublich jung, sehr hübsch und sehr verführerisch . . . und sie lächelte gerne, die Fürstin Johanna Elisabeth, viel zu gern und viel zu oft, als es sich eigentlich mit ihrer Würde als Ehefrau des regierenden Fürsten von Anhalt-Zerbst vertrug.

„Wenn ich mir vorstelle, was Ihre Kaiserliche Majestät zu Dir sagen wird, wenn sie Dich zu Gesicht bekommt, wird mir blümerant zu Mute. Das Bild, das Le Pesne in Berlin von Dir gemalt hat, ist die reine Ironie, wenn man Dich in natura sieht. Sie werden uns in Moskau wie Betrüger sofort heimschicken. Und so was will sich den Weg der Zarin Elisabeth zeigen lassen! Marsch fort! Ziehen Sie sich sogleich an, Prinzessin. Wir werden heute Abend das vornehme Petersburg sehen, die Herren Gesandten und die Generalität; es ist wichtig, daß diese keinen zu schlechten Eindruck von Ihnen erhalten, da sie sonst das Preußische Mariage-Projekt zu verhindern suchen werden. Ziehen Sie das blaue Seidenkleid mit der Silberstickerei an, das Onkel Johann Ludwig zu Ihrer Vorstellung geschenkt hat; die Zarin weiß nicht, daß

Sie nur dieses eine Staatskleid besitzen. Und legen Sie etwas mehr Rouge auf, Sie sehen ja geradezu wie Spucke aus. Los! Los! Ich erwarte Sie in fünf Minuten."

Ohne aufzublicken verließ die Prinzessin das Zimmer. Die Fürstin lief mit harten schnellen Schritten hinter ihr her zur Tür und riß dort mehrere Male heftig an dem gestickten Klingelzug. Ein Bedienter flitzte durch die Tür.

„Die Khayn soll Fieke behilflich sein, sich schnellstens umzuziehen. Lattorf soll zum Hofmarschall, die Cour beginnt in fünf Minuten. Ist Graf Soltykow draußen?"

„Zu Befehl!"

„Eintreten lassen!"

Ein plötzliches heißes Rot trat auf die Wangen der jungen Frau. Mit einem dunkeln Lächeln nahm sie auf einem reich mit Gold beschlagenen Sofa Platz, hinter dem von der Decke herab ein weicher orientalischer Teppich in den sanften und dennoch glühenden Farben des Ostens hing.

Zögernd trat der schlanke Offizier ein, zögernd trat er auf die Fürstin zu. Er verneigte sich tief. Schließlich ... sie war zwar nur eine Anhalt-Zerbst, aber man wußte ja, wie sehr sich die Zarin als zu diesem Hause gehörig rechnete, und somit . . .

„Durchlaucht haben mich rufen lassen?"

„Setzen Sie sich, Graf Soltykow. Ja, hier neben mich. Wir werden übermorgen nach Moskau weiterreisen. Und Sie werden uns auf Wunsch Ihrer Majestät begleiten. Aber nicht nur auf Wunsch Ihrer Majestät ... es hat noch jemand den gleichen Wunsch ausgesprochen. Wer, meinen Sie wohl, war das?"

Sie hatte ihn, während sie sprach, nicht aus den Augen gelassen. Ihr Lächeln wurde immer süßer. Sie bog sich bei den letzten Worten vor und blickte ihm grade in die Augen. Sie war wirklich sehr hübsch.

Soltykow errötete tief. Wer konnte das gewesen sein, der ihn zum Begleiter gewünscht hatte? Er stammelte verwirrt: „Zu viel Ehre. Vielleicht die Prinzessin ..."

Stählern glomm es in den Augen der Fürstin auf, aber nur einen Moment, dann war das verführerische Lächeln sanft und reif wieder da.

„Fiekchen . . . ach nein, das dumme Ding denkt nur an die zukünftige Mariage. Es gibt andere Personen, die Ihnen, lieber Graf, sehr wohlgeneigt sind." Ihre weiche Hand streifte wie zufällig die schmale Hand des jungen Offiziers. Er sah auf. — Gott, wie reizend war die Frau! — Sie hielt seinen Blick fest.

„Graf Solykow, lassen Sie Fieke! Sie ist zu jung und töricht. Sie werden morgen mich den Weg führen, den Ihre schöne Kaiserin gemacht hat, als sie zum Thron schritt. Und wenn Sie mir dann diesen berauschenden Weg gezeigt, werde ich Sie königlich belohnen, kleiner Graf. Wissen Sie wie?"

Blick lag noch immer in Blick. Eine warme Welle des Begehrens und der Seligkeit flutete zwischen der reizenden Frau und dem heißblütigen jungen Manne hin und her. Sie wollten zueinander. Sie drängten sich zueinander. Die Hände fanden sich. Die Hände flatterten fiebernd die Arme, die Schultern des andern empor, und mit eins schlangen sich die Arme um die Nacken und lagen Mund auf Mund in einem wilden, alles vergessenden Kuß.

Ein leiser Schrei riß sie auseinander. Die Kerzen flackerten sehr. Trotz des eben aufgelegten Rouge fast gespensterhaft blaß, stand Sophie Auguste Friederike, sechzehnjährig, schlank in kaltem Blau und Silber, im Türrahmen und schaute mit weitaufgerissenen Augen das Bild an. Soltykow... Soltykow küßte ihre Mutter ... in Moskau wartete ein häßlicher verdorbener Junge auf sie ... und seine Mutter, die schöne verbuhlte Zariza ... um sie heimzuschicken, wenn sie nicht gefiele ... und wie konnte sie diesen Menschen gefallen ... das Soldatenkind, fast ein Junge ... oh schreckliches, unverständliches Rußland.

Die beiden auf dem Sofa standen verwirrt auf. Sophie Friederike mußte trotzdem lächeln. — Wie hübsch sah der Junge in seinem Schuldbewußtsein aus. Schon gut. Wir Zerbster wissen Bescheid!

Sie machte einen tiefen Hofknix:

„Ich kam Sie holen, Fürstin. Der Hof wartet."

Am Fluß

Erzählung von Herbert von Hoerner

Ein alter Mann steht bis zum Bart im Wasser und singt. In der Stille des Nachmittags am Fluß ist seine Stimme weithin vernehmbar. Was er singt, ist ein Kirchenlied: „Vom Himmel hoch, da komm ich her." Er singt es auf Lettisch.

Am Ufer liegen, als ein Häuflein Armseligkeit, seine abgelegten Kleider. Sie zeigen an, daß er in ihnen kein feiner Mann ist. Aber unbekleidet im Wasser ist er so, wie Gott ihn erschaffen hat, der das Kleidermachen den Schneidern überließ.

Ein jüngerer Mann, am Ufer im Grase liegend, hört sich belustigt den frommen Gesang des Alten an und fragt ihn, als jener geendet hat, spöttisch, ob er sich einbilde, daß er hier in der Kirche sei.

Darauf erwidert der Alte: „Man kann Gott in der Kirche loben. Man kann ihn auch zu Hause in der Stube loben. Man kann ihn im Walde und im Felde loben. Warum soll ich ihn nicht im Wasser loben, das ja auch von ihm geschaffen ist? Aber sage mir, wo du ihn lobst."

Der Spötter läßt die Frage unbeantwortet. Da aber in diesem Augenblick ein schwarzer Hund, vom Wasser angelockt, die Böschung herabgesprungen kommt, deutet er auf ihn hin und sagt: „Siehst du! Da kommt schon der Teufel dich holen."

Der Alte betrachtet den Hund, der auf seinen kurzen Beinen fröhlich im Seichten umherpatscht, sich das glatte Fell kühlt, mit langer roter Zunge schleckend trinkt und dazu freundlich mit spitzem Schwanze wedelt.

„Das ist nicht der Teufel", sagt er. „Und wenn er es wäre, so holte er eher dich als mich. Es ist nur ein Hund, noch dazu ein guter. Er freut sich, daß er trinken und baden darf. Gottes Gaben sind auch für ihn. Sieh ihn dir an, ich meine, er glaubt vielleicht mehr als du."

Weiter kümmert der Alte sich um die unreife Meinung des Mannes am Ufer nicht, taucht seinen Bart ins Wasser, stößt die Arme vor und schwimmt mit kräftigen Zügen ein Stück weit in den Fluß hinaus.

Der fröhliche schwarze Hund läuft zu seinem Herrn, der nach ihm gepfiffen hat, zurück. Der Spötter erhebt sich und geht seines Weges. Und endlich entsteigt auch der fromme Sänger dem gottgelobten Bade, um aus dem Zustande der Nacktseligkeit in den nicht immer vorteilhafteren eines bekleideten Menschen zurückzukehren.

Der Fluß fließt durch ein flaches Land. Im Winter ist er eine Straße, auf der man im Schlitten weite Fahrten unternehmen kann. Im Sommer ist er bei allen denen beliebt, die gerne baden, angeln, rudern und segeln. Es muß nur das Wetter danach sein, daß es die Müßiggänger aus der Stadt herauslockt. Die Müßiggänger lustwandeln am Ufer entlang auf einem Wege, den niemand angelegt hat als sie selbst — mit ihren Schritten im Grase.

Durch eine große, flache, grüne Insel wird der Fluß in zwei Arme gegabelt, an deren einem die Stadt liegt, aus der die Müßiggänger kommen, um an dem von ihr am weitesten entfernt gelegenen Ufer zu baden. Zuweilen trägt die Luft den Stundenschlag von einem ihrer spitzen Türme herüber. Aber die Turmuhren mögen öfters schlagen, bis der Müßiggänger am Fluß ans Heimgehen denkt. — „Wir haben Zeit" — sagen die Turmuhren. Denn kurz ist immer nur das ganze Leben, während die einzelne Stunde, besonders die gesegnete des Müßiggangs, ohne Eile vergeht.

Bei Hochwasser, wie solches sich nicht selten im Frühjahr zusammen mit dem Eisgang einstellt, kann es vorkommen, daß die ganze grüne flache Insel darunter

verschwindet. Dann liegt die kleine Stadt mit ihrer gepflegten Häuserreihe am Ufer an einem gewaltig breiten Strom. Und steigt das Wasser noch weiter, so werden auch die Wiesen und Äcker überschwemmt, die sich vom Flußufer ins flache Land bis fern an den Wald hin ausbreiten. Hat aber das Hochwasser sich verlaufen, so ist der Fluß wieder so ruhig, daß die Schwimmer und Ruderer kaum einen Unterschied merken, ob sie sich gegen den Strom oder mit ihm fortbewegen. Im Sommer läßt auch der Fluß sich zum Fließen Zeit. —

In Ruhe geht der sonnige Nachmittag seinem Ende zu, und an der Stelle, an der der fromme Gesang ertönte, hat eine Weile sich nichts begeben, außer daß auf dem Pfade im Grase ab und zu jemand vorüberkam, mit und ohne Hund, und auf dem Wasser Boote vorbeiglitten, mit und ohne Segel.

Als schon die Sonne sich über der Stadt zu sommerlich spätem Untergang neigt, also daß es die Genießer des Tages zu abendlicher Heimkehr mahnt, erscheinen an der verlassenen Stelle des Flußufers noch einmal zwei Gestalten. Es sind ein Mann und ein Pferd. Sie kommen wohl von gemeinsamer Arbeit her. Beide sind jung. Der junge Mann entkleidet sich. In seiner hellen Menschennacktheit steht er neben dem dunkelbraunen Pferde — ein Gegensatz, der sich wohl verträgt. Indem er es am Halfter führt, folgt ihm das Pferd in den Fluß, die Tiefe schrittweise abtastend und am Wasser schnobernd. Der junge Mann redet ihm in scherzender Weise zu, nicht ängstlich zu sein. Was er spricht, ist russisch. Das Pferd kann ihm zwar nicht in der gleichen Sprache antworten, aber seine munteren Bewegungen zeigen, daß es willig und wohlgelaunt auf die Scherze des Menschen eingeht. Er veranlaßt es, sich ins Tiefe zu wagen, wo es schwimmen muß. Es tut ihm den Gefallen und findet sichtlich selber Vergnügen am lau-kühlen Bade.

Die beiden, der Mensch und das Tier, sind miteinander vertraut. Es ist wie eine uralte Freundschaft von den Zeiten her, da der Mensch sich das Tier der Wildnis zum Haustier zähmte und abrichtete. Nun sind sie, Beherrscher und Beherrschtes, aufeinander angewiesen. Sie sind sich gut. Ja, bei der vielfachen Bedeutung des Wortes Liebe ist es wohl möglich zu sagen, sie lieben sich.

Und nun ist es der Augenblick, da die Sonne, den Giebel eines fernen Hauses berührend, noch einmal den Reichtum ihres zum Goldrot geläuterten Lichts verschwenderisch an die Dinge der Welt verteilt, von der sie — es ist ja nur für die kurze Dauer einer Sommernacht — scheidet, so daß ihr zum Abschied alles noch einmal glänzt, jedes Ding in seiner Farbe und zugleich in der ihren, das Gras des Ufers, die Steinchen, der Sand, und das Wasser selbst in der Farbe des Himmels. Es wird daraus ein Abgesang des Lichts, ein Lob- und Preislied auf die Farbigkeit der Welt.

Der junge Mensch hat das junge Tier aus dem Wasser zurück ans Ufer geführt. Wie vergoldet glänzt das dunkle Fell des Pferdes, und wie vergoldet glänzt auch die helle nasse Haut des Menschen. Beide sind jung, gesund, kraftvoll, wohlgestaltet. Es ist, als habe in den zwei Geschöpfen, auf zweierlei ganz verschiedene, ja auf gegensätzliche Art, ein ganz besonders glücklicher Gedanke der Bildnerin Natur seine Ausführung und Vollendung gefunden. Und wie sie, noch einen Augenblick verharrend und beide tief nach dem erfrischenden Bade atmend, ruhig nebeneinander stehen, er die Hand auf den Hals des Pferdes gelegt, der helle Mensch neben dem dunklen Tier, und beide von der Sonne vergoldet, da ist es so als habe an diesen zwei für einen Augenblick sich einmal wieder das Gegensätzliche der Welt in seinem Einklang gezeigt als die ewige Doppelgestalt, in Gold gegossen: Jüngling und Roß.

Was wird aus den Lobgesängen, die niemand hört, was aus den tausend Schönheiten der Welt, die niemand sieht? — Gehen sie verloren? — Nein, wir glauben es nicht. Es kann nicht sein, daß etwas in der Welt verloren ginge. Und darum glauben wir vielmehr, daß es einen Ort gibt, an dem sie alle aufgehoben sind für unvergängliche Zeiten, und daß es uns manchmal, selten, für Augenblicke vergönnt ist, an diesen Ort zu gelangen.

Wetter überm Gottesländchen

Schluß des soeben in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart erschienenen Romans von Elsa Bernewitz

Am nächsten Tage wurden sie geholt. Die Männer, die in höflichem Ton mit Christian verhandelt hatten, drängten zur Eile. Da sie seit Wochen auf diesen Augenblick vorbereitet gewesen waren, war der Koffer mit etwas Wäsche und Proviant schon gepackt. Christian half Elisabeth in den Pelz. Dann reichte er ihr die Hand und führte sie die Stufen hinunter: die gleichen Stufen, die er sie einst in überquellendem Glücksgefühl jubelnd hinaufgetragen hatte.

Auf Anordnung der Männer durfte Christian mit Elisabeth im eigenen Schlitten fahren und selber kutschen, dem Kutscher wurde sein Platz im letzten Schlitten angewiesen. Ehe sie den Hof verließen, wandte Christian sich noch einmal um. „Unsern Ausgang segne Gott!" sagte er und ergriff Elisabeths Hand, die er nicht mehr losließ.

Zwischen den Feldern fuhren sie auf den Wald zu.

Elisabeth hatte die Augen geschlossen. War sie nicht glücklich wie am ersten Tag? Wie oft sie auch in den vergangenen Wochen der Not und Sorge vor dem letzten Abgrund hatte stehen müssen: Gottes Güte hatte ihr die Angst in einen Lobgesang des Dankes und der seligen Erwartung gewandelt! Sie fürchtete sich nicht mehr. Groß und einsam inmitten der kahlen Fläche lag jetzt der leddickensche Krug vor ihr. War das Heute zum Gestern geworden, das Gestern zum Heute? War nicht herrlicher Sommer um sie? Saß sie nicht wie einst im geschmückten Hochzeitswagen? Ragten die alten struppigen Bäume nicht glückverheißend in den blauen Himmel hinauf? Knarrte nicht der Ziehbrunnen? Lief nicht auf bloßen Füßen ein Mädchen auf sie zu und küßte ihr den Ärmel. Lag nicht ihre Hand treu geborgen in Christians guter warmer Hand?

Ach, es war wert gewesen gelebt zu werden, das Leben der Einsamkeit und Stille inmitten der großen leddickenschen Wälder. „Laß mich mit ihm sterben", war ihre letzte Bitte an Gott, „so ist mein Leben gekrönt . . ."

Sie bogen von der Landstraße auf einen Waldweg ab. Was haben sie mit uns vor? dachte Christian und faßte Elisabeths Hand fester. Zauberhaft schön standen die verschneiten Bäume auf dem weißen Grund, die Wipfel leuchteten in der Sonne. Der Himmel war wie Gold . . Ja, nun leuchtete das Licht wieder, das ihn auf seiner ersten Fahrt zur Kirche verheißend gegrüßt hatte! Die Stunde war da. Wie Lobgesang klang es in seiner Seele: Ich bin schon geopfert, und die Stunde meines Abscheidens ist vorhanden . . . Geopfert — dachte Christian — begnadigt . . .

Der voranfahrende Schlitten hielt jetzt, auch Christian brachte seinen Gaul zum Stehen. Für einen Augenblick schloß er ermüdet die Augen. Ein Bild aus den Kindertagen trat ihm vor die Seele. Da stand er wieder auf dem großen Rasenplatz vor seinem Elternhause, über dem sich ein blasser Frühlingshimmel wölbte. Frei und glückselig strich ein Zug Kraniche über ihm hin und tauchte im Unendlichen unter, und jetzt meinte er die Stimme seines Vaters, diese gute vertraute Stimme wieder zu hören, der, hinter ihm stehend, eine Strophe sagte: „Wenn über Flächen, über Seen, der Kranich nach der Heimat strebt . . ."

Es war Christians letzter Gedanke. In dem voranfahrenden Schlitten hatten sich die Männer aufgerichtet. Wie in Angst faßte Elisabeth Christians Hand fester. Er öffnete die Augen und sah Flintenläufe auf sich gerichtet. Eine Salve krachte . . .

Die Männer zerrten die Leichen aus dem Schlitten. Sie zogen ihnen die Pelze und die Stiefel aus und nahmen Uhren und Schmucksachen an sich. Dann warfen sie sie an den Wegrand und fuhren schnell davon. „Gemacht ist gemacht“, sagten sie, „und wozu sollten wir sie werstewеit mitschleppen. ‚Beim Fluchtversuch erschossen‘, sagen wir, wenn wir Anstände bekommen sollten.“

Nur der Kutscher, der mehrere Jahre im leddickenschen Pastorat gedient hatte, wandte sich noch einmal nach den Toten um. Sein Gesicht war grau.

Nach einigen Tagen fanden ein Mann und eine Frau, die des Weges wanderten, die Ermordeten. „Da liegen Menschen auf dem Wege“, sagte die Frau. Ihr Fuß stockte, ihr Herz zog sich angstvoll zusammen. Wer konnte im Schnee am Wege liegen, es mußten Tote sein. Der Mann wollte umkehren, man tat heutzutage gut daran, sich allem, was vorging, fernzuhalten. Aber die Frau hatte sich nicht halten lassen und war vorangeeilt. Ein Schrei ertönte, ein Schluchzen: „Unser Pastor und die Pastorin.“ Von Grauen geschüttelt wandte sie sich ab und schlug die Hände vors Gesicht. „Sie sind tot!“ weinte sie.

Der Mann sah ängstlich um sich: „Schrei nicht so laut“, mahnte er. „Weiß man, ob nicht jemand von denen, die ihn gerichtet haben, in der Nähe ist.“ Aber die Frau schluchzte nur noch heftiger. „Unser Pastor, unser alter Pastor . . . Er hat mit mir gebetet, als ich krank war. Schuhe und Kleider für die Kinder hat die Pastorin geschenkt, als der Mann im Kriege war. Wie ein Gerümpel, das niemand mehr braucht, haben sie sie an den Weg geworfen . . . Den Pastor! Unsern Pastor! Jedes Vieh gräbt man ein, aber Menschen läßt man so liegen . . .“

„Sie sind im Leben genug geehrt worden“, sagte der Mann finster. „Sie haben ihr Gutes gehabt. Sie frieren nicht mehr, sie schämen sich nicht, so dazuliegen: Sie sind tot . . . Komm, laß uns weitergehen . . .“

Aber die Frau vertrat ihm den Weg. Sie hob die Faust. „Bist du kein Mensch mehr? Läßt du deinen Pastor so liegen . . . So wahr ich hier vor dir stehe, wird Gott uns strafen, wenn wir diesen beiden nicht die letzte Ehre erweisen . . . Hat Er uns nicht ausgesandt auf diesen Weg, daß wir sie finden sollten?“

„Womit soll ich ihm das Grab graben?“ brummte der Mann. „Ich habe weder Schaufel noch Hacke bei mir. Der Boden ist hartgefroren, mit den Fingern kann ich ihm kein Grab graben . . .“

„Können wir ihnen kein Grab graben, so können wir sie doch freundlich betten. Wir wollen Zweige über sie breiten“, sagte die Frau . . . „Hier unter dieser Tanne werden sie gut schlafen . . .“

Widerwillig machte der Mann sich an die Arbeit. Sie trugen die Toten zu dem stillen Platz, etwas abseits vom Wege, dort betteten sie sie nebeneinander und breiteten Zweige über sie. Der Mann horchte angstvoll in die Runde, die Gefahr war groß. Wurden sie belauscht, konnten sie ihr menschenfreundliches Tun mit dem Tode bezahlen . . . Aber nichts regte sich, kein Laut war hörbar. Nur der Tauwind strich durch die Tannenwipfel, die Stämme knarrten, von den Zweigen tropfte die Nässe . . .

Die Frau hatte sich von dem Mann ein Messer geben lassen. Andächtig schnitt sie ein Kreuz in den Baumstamm, unter dem nun Christian und Elisabeth ruhten. Dann faltete sie die Hände und betete laut das Vaterunser.

Der Mann starrte mit leeren Augen vor sich hin. Dann gingen sie. Immer wieder wandte die Frau den Kopf nach der einsamen Ruhestätte zurück. Sie schneuzte sich in ihre Schürze und trocknete die Augen. „Da wird er gut schlafen“, schluchzte sie. „Er hat den Wald geliebt. ‚Wenn der Wald rauscht, dann betet er‘, hat er einmal zu mir gesagt. Ich habe nie vergessen können, wie er das damals zu mir gesagt hat . . .“

Es hatte zu schneien begonnen. Die großen nassen Flocken wiegten sich in der Luft und sanken langsam zu Boden. „Der liebe Gott deckte sie sanft zu“, sagte die Frau. Der Mann aber dachte, daß ihre Spuren jetzt bald verwischt sein würden und nun niemand nachweisen konnte, daß sie es waren, die die Toten bestattet hatten . . . Vorsicht war am Platz . . .

„Er war gut, unser alter Pastor“, redete die Frau still vor sich hin. „Wenn

er zum Altar ging, wenn er hinkniete zum Gebet, wenn er die Hände aufhob zum Segen, dann wußte jeder, daß unser Gott sehr heilig ist."

„Er hat Gottes Wort rein ausgelegt", gab der Mann zu, „das muß man ihm lassen, und manchen von den Unseren hat er auch geholfen. Andere wieder hat er angefahren und hart gescholten um einer Kleinigkeit willen. Er war ein stolzer Mann."

„Er war wie die Sonne", meinte die Frau. „Nicht immer scheint sie und nicht für jedermann. Manchen Tag verbirgt sie sich hinter Wolken. Mir hat sie immer geschienen. Ich freute mich jedesmal, wenn ich ihm seine schönen weißen Hände küssen durfte. Wer wird jetzt zu uns, den Verlassenen, Verwaisten sprechen? Wer wird sich unserer Seelen annehmen?" seufzte sie.

„Es wird einer unserer lettischen Brüder sein", sagte der Mann und bemühte sich zuversichtlich zu lächeln. „Der wird besser wissen, was ein einfacher Mensch zum Leben braucht, als solch ein großer Herr, der mit zwei Pferden fährt und sich bedienen läßt wie ein Baron . . ."

„Jeder hat seine Fehler", sagte die Frau. „Er hatte die seinen, wie wir die unseren haben. Wer auf Erden lebt ohne Sünde. Gott", seufzte sie, „laß uns einmal auferstehen in reinen weißen Kleidern . . ."

Sie traten aus dem Wald.

Stumm lag das Land um sie, vom Walde finster gesäumt.

Der Frau war bang ums Herz.

„Sie haben ihn getötet", murmelte sie wir irre. „Man darf Menschen nicht töten. Blut schreit zum Himmel . . . Mitten durch die Herzen waren die Schüsse gegangen . . . Was kommt jetzt? Was wird aus uns allen?"

Der Mann antwortete nicht, und auch das weite, trauernde Land schwieg . . .

Unsere Zeit, Herr, steht in Deinen Händen.

Drei Uhren schlagen . . .

Ein Kapitelbeginn aus einem märkischen Roman

Von Alfred M. Balte

Die Dampfpfeife des Sägewerkes verkündete das Ende der Mittagszeit, als Dora das Haus verließ. Sie schaute über die Straße nach dem Flusse hin, wo sich auf dem flachen Ufer die Sägemühle mit ihren Schuppen und Holzstapeln scharf von der weißen Schneefläche abhob, und konnte noch die weiße Dampfsäule des heulenden Arbeitsrufes zum blassen erfrorenen Himmel aufsteigen sehen.

Ohne sich sonderlich zu eilen, war sie nun schon ein gutes Stück weitergegangen und näherte sich dem Dorfe, als die Turmuhr der Kirche anhub, die Stunde zu schlagen.

Das war an jedem Arbeitstag so, viele Jahre schon. Und ebensolange war das Dorf in zwei Parteien gespalten, deren eine sich nach der Dampfpfeife der Kronatschen Sägemühle richtete, und die andere nach dem Glockenschlag der Turmuhr. Jede der beiden Parteien behauptete, die einzig richtige Zeit zu messen, und jede hielt an ihrer Zeit so unerbittlich fest, daß Fremde, die diese Eigenart des Dorfes kannten, bei Verabredungen sich zuvor vergewisserten, ob sie nach „Pfeife" oder „Glocke" gelten sollten. Denn das war immerhin ein Unterschied von elf Minuten, und da konnte ja viel geschehen.

In diesen elf Minuten machte sich, wenn man so sagen darf, ein Gesetz geltend, das auch bei vielen anderen Dingen des Lebens zu beobachten ist, nämlich: daß lächerliche, geringfügige und willkürliche Ursachen durch die Eitelkeit oder den Starrsinn von Menschen sich zu Wirkungen auswachsen, die dann auch dermaßen starr und störend aufgerichtet bleiben, daß die Menschen, sobald eine Spanne Zeit darüber hinwegging, ganz vergessen nach den Ursachen zu forschen, und alles als ein altes Gesetz hinnehmen, und als einen eigenen Glauben. Und wenn der Zorn über sie kommt, jederzeit willens und bereit sind, wegen eines kleinen Unterschiedes in der Betrachtung der Dinge, oder, wie in diesem Falle: der Zeit, den anderen zu schmähen oder gar zu verachten, und alles nur, weil jeder von ihnen glaubt, nach der einzig wahren und richtigen Zeit zu leben. Aber erst wenn es zum Letzten geht, dann wissen sie, was es wirklich geschlagen hat, denn diese letzte Stunde mißt jede Lebensuhr unerbittlich genau, nach dem Willen eines höheren Waltens; doch dann ist es freilich oft zu spät für diesen und jenen, wenn auch mancher meinen mag, es sei für ihn noch zu früh. . . .

Wie alle menschlichen Torheiten meist eine lange Entstehungsgeschichte haben und oft sehr entlegenen Ursprungs sind, so war auch die Ursache für die elf Minuten, um welche sich „Glocke" und „Pfeife" feindselig voneinander schieden, von sehr weit hergekommen, in diesem Falle sogar übers Meer.

Damals, das mochte wohl so fünfzehn Jahre her sein, als Albert Kronast nach London — und das blieb auch die einzige Fernfahrt seines Lebens —, gereist war, um aus dem Bankrott einer Firma eine große Holzlieferung zu retten, und nachher, vom zufriedenstellenden Ergebnis angenehm erregt, mit einem sprachkundigen Geschäftsfreunde durch die Straßen der großen Fremdenstadt ging, hatte in der Auslage eines Uhrmachers eine gut mannshohe Standuhr sein Wohlgefallen erregt. Das Gehäuse, in dem sie gelassen ihr Pendel schwang, leuchtete in jener herzhaften und erquickenden Farbmelodie

von Bernsteinglanz und Lackrot, wie sie nur eine lange Zeitspanne aus edlen Hölzern hervorzuzaubern vermag. Das Zifferblatt hatte ein erhabenes, silbrigschimmerndes Gesicht, und zarte Ziselierungen zogen wie feine Fältchen mancher Erlebnisse und Erfahrungen darüber her. Wenn die kunstvoll geschmiedeten Zeiger vorrückten, und, im Ablauf der Zeit, jede der golden aufgesetzten Stundenzahlen flüchtig berührten, so war das, als streichle ein weiser alter Mann mit edlen Greisenfingern über seine Stirn. — Ja, die Uhr hatte wohl ein Gesicht, denn wo Augen zu schauen pflegen, waren rechts und links zwei runde Aussparungen, und an Stelle des Mundes eine größere längliche. In diesen Augen zogen, in unerschütterlichem Regelmaß, die Sonne und der Mond ihren Lauf, und der Mund verkündete stumm den Tag der Woche und das Datum.

Alle Viertelstunde holte die Uhr, auf Uhrenart, gemessen Atem und ließ dann pflichtbewußt, doch mit viel Zurückhaltung, einen tiefen, vollen Klang fortsummend ertönen. Dann war es, als spräche sie aus, was auf dem geschwungenen Spruchband über Sonne und Mond stand: TIME AND TIDE TARRY FOR NO MAN. — Zeit und Gezeiten verweilen für Keinen.

Um den Spruch war es Albert Kronast nicht zu tun gewesen; wahrscheinlich hatte er ihn für die Firma des Herstellers gehalten, und verstanden hätte er ihn wohl auch in seiner Muttersprache nicht, oder ihn sich so ausgedeutet, daß Gelegenheiten, die man vorbeigehn läßt, nie wiederkehren. Doch die Pracht der Uhrerscheinung hatte es ihm angetan, so daß er mit Wohlgefallen zuhörte, als ihm sein Begleiter die Versicherung des Ladners übersetzte, daß dieses Stück, aus dem Besitz des Lord Nelson stammend, hervorragend gearbeitet und geregelt sei, und er daher nur dann eine Gewähr dafür übernehmen könne, wenn der Käufer verspräche, niemals von einem fremden Uhrmacher daran rühren zu lassen.

Albert Kronast, der in der Vorstellung der Uhr schon ihren Platz in der mittleren Nische des Eingangsraumes seines Hauses angewiesen hatte, wo sie ihm prächtig hinzupassen schien, zögerte nicht, den recht beträchtlichen Kaufpreis sofort zu entrichten und für die Überführung Anweisungen zu geben.

Weil es aber eine Besonderheit jener Zeit war, alles aus der Fremde Kommende als etwas Vollkommenes anzusehen, und deshalb sogar, beispielsweise, jedes ganz gewöhnliche Rasiermesser, mit dem sich im Inselreich der kleine Mann die Stoppeln schabte, als etwas Unantastbares, Außergewöhnliches gehegt wurde, wenn es nur den fremden Stempel aufgeprägt trug, so durfte auch der edlen Standuhr, als sie schon längst im Kronastschen Hause stand und aus der mittleren Nische jedem Eintretenden prüfend entgegenblickte, keine regelnde Hand nahen. Sie ging ihren eigenen Gang, mit dem Eigensinn eines rüstigen, alten Mannes, der viel erlebt und viel gesehen hat, und sich daher für berechtigt hält, von der neuen Zeit sehr wenig zu halten.

Sei es nun, daß das fremde Klima ihr nicht bekömmlich war, oder daß sie sich vornehm absondern zu müssen glaubte, jedenfalls dauerte es nicht allzulange, bis man doch zu merken begann, daß sie die Zeit nach ihrer Willkür maß. Nicht etwa, daß sie nachging, was bei ihrem Alter am wenigsten verwunderlich gewesen wäre, nein, als wollte sie dem Dünkel ihres Heimatlandes Genüge tun, hatte sie die Führung des Tagesablaufs an sich genommen, um der Zeit vorauszueilen. Sie war nicht ungestüm, gewiß nicht, sie machte es mit Bedachtsamkeit, in jedem Jahr kaum eine Minute, aber es summte sich doch zusammen, und so waren es in fünfzehn Jahren schon elf Minuten geworden, keine große Zeitspanne, gewiß, doch genügte sie, eine große Anzahl von Menschen uneins und unduldsam zu machen.

Es wäre ein Leichtes gewesen, diesen Zwiespalt zu überbrücken und sich gemeinsam in Eintracht nach jener Zeit zu richten, die den Plan der Eisenbahn regelte, und auch den Lauf der Turmuhr. Doch in Albert Kronast hatte die Überzeugung, daß seine Uhr, die schon fremden Seehelden, und, wie er eitel hoffte, vielleicht gar auch Königen, gedient hatte, unfehlbar sein müsse, bereits zu starke Wurzeln geschlagen.

Nun sind aber Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten oft nur Vorwände für tiefere Gefühle: hier waren sie sogar zum Ausdruck von Lebensanschauungen, ja zu Glaubensbekenntnissen gediehen: die auf die Zeit der „Pfeife“ als auf die einzig wahre schworen und sich in allem danach richteten, waren jene, welche auch an die Macht und Größe des Reichtums glaubten, den sie glühend, wenn auch neidvoll, bewunderten, und die sich dadurch, daß sie wenigstens an einer besonderen gemeinsamen Zeitbestimmung teilnahmen, zu seiner engeren Gefolgschaft zählen wollten, in der stillen Hoffnung, solches müßte ihnen auch im Abglanz Anerkennung und Glück bringen. — Die anderen, welche, auch was die Zeit betraf, gern die Kirche im Dorf beließen, ihre Äcker bebauten und ihre Fische fingen wie ihre Ureltern es getan hatten, und denen deshalb keine Zeit viel anhaben konnte, sahen in dem Reichtum einen unerwünschten, die althergebrachte Lebensart störenden Eindringling, und waren froh, ihre Ablehnung durch die Turmuhr bestätigt zu sehen.

Alle beiden Parteien übersahen dabei aber, daß in ihrem Umkreise noch eine dritte Uhr auf eine sehr stille, eigene, aber in ihrer Art durchaus vergnüglichen Weise sich mit der Zeit befaßte: die vom Gutshof, der seine Äcker fast bis an ihre Häuser schickte, und zu dem in früheren Zeiten einst das ganze Dorf gehört hatte. In dem wie der Eingang zu einem Griechentempel anmutenden Portal des Herrenhauses wohnte sie recht behaglich unter einem von glatten Säulen getragenen Sims. Und weil sie nicht gern großes Gewese von ihrer Arbeit machte, überließ sie es der an der Spitze des Simses in einem Säulentempelchen aufgehängten Glocke, zu verkünden, wie sie über den Ablauf der Zeit dachte. Sie nahm es damit nicht sehr genau, sie tat es je nach Laune, einmal etwas zu früh, mitunter auch verspätet. Aber niemand ärgerte sich darüber, denn alle liebten sie. Wenn ihr Ruf die Gutsleute draußen auf den Feldern erreichte, beim Pflügen oder beim Mähen, oder wenn er in die Ställe klang bis an die ratternde Häckselmaschine, dann löste das nur Freude aus, die Leute sagten behaglich: Es läutet!, legten Sense, Heugabel, Hammer oder womit ein jeder grad werkte, aus der Hand, ließen den Pflug sein und spannten die Pferde aus, um zu ruhen und zu essen.

Und da auch die sogenannten toten Dinge Zeugnis ablegen von der Wesensart derer, die sie besitzen, oder auch, wie es nicht selten zu sein bestimmt ist, von ihnen besessen werden, so hatte auch diese Uhr etwas von der Art jenes Geschlechtes, das seit gut dreihundert Jahren im Herrenhause saß, und das stets das Leben geliebt hatte, gleichviel wie es auf sie zukam, und dazu, auf eigene Weise, die Äcker, das Vieh und die Menschen, und es weder mit der Zeit, noch mit dem Leben und dem Sterben sehr genau genommen hatte, und das deshalb einer Zeit, die immer stärker auf ein hartes Entweder-Oder pochte, doch einmal erliegen mußte....

Bruno Goetz

Die Städte der Jugend

Wohin, wohin, da Ihr versunken seid,
Städte der Jugend, in ein unnennbar Meer,
wohin den Ruf aussenden nach Euch,
daß der rauschenden Nachtflut Ihr wieder entstieget,
leuchtend wie einst im goldenen Himmel der Frühe?
Ach, nicht Ihr, Ihr seids nicht, die trügerisch prunkend,
wenn wir sie wandernd besuchen, noch Eure Namen tragen,
die Städte von heute und hier:
nicht sind es die Straßen und Plätze, die Trunkene wir,
heimlich von Göttern geleitet, ehmals durchschritten.
Weh, Euch haben der Monde und Jahre
weithinrollende Wogen lang überflutet;
tiefer und tiefer entsanket Ihr uns in lichtlosen Grund,
stürztet dahin, dahin.

Doch wenn zur Sternenstunde das rechte Wort
aufbricht in uns und über die Wasserwüste,
die allesverschlingende, weckend dahinfährt:
dann erbrausen dumpf in verlorener Tiefe
leise Chöre von Glocken;
und von innen erglühend in flüchtigem Lichtschein,
schimmern im Dunst des grünlichen Wellenschleiers
Kuppeln und Türme auf und verwinkelt Gemäuer;
widerhallend vom Lied der Matrosen,
ragen Wälder von Masten an grauem Ufer;
oder es tanzt in verwunschenen Gärten des Südens
lachend ein ziegenfüßiger Gott; und in dämmernder Laube
trinken die toten Freunde uns zu und rufen
stumm uns hinab, hinab.

Doch nun schlägt uns das Herz, noch tönt uns
aus dem funkelnden Abgrund, darin das Gewes'ne
unverwandelbar west, die alte Berufung,
die in der goldenen Frühe mit jagenden Fiebern
unsere Herzen durchschauert, daß Straßen und Plätze
unter dem großen, strahlenden Morgenhimmel
wir, von Göttern geleitet, trunken durchschritten.
Treuer sind wir, Ihr Rufenden aus der Tiefe,
unserm ewigen Bunde, wenn taub Eurer süßen Lockung
festen Herzens das Erdenwerk wir
wirkend vollbringen, das heilig uns auferlegte.
Noch befreiten die strengen Götter uns nicht vom Dienste:
ob auch die blühenden Städte der Jugend versanken, noch reißts uns
immer empor, empor.

W. Freiherr von Ungern-Sternberg

Das Landeswohl allein bestimmte ihr Handeln

Die fast achthundertjährige deutsche Geschichte des Baltenlandes liegt nun abgeschlossen vor uns. Sie war ein einziges, nie erlahmendes Ringen für deutsches Wesen und deutsche Kultur — auf vorgeschobenstem Posten, ein Kampf, der stets gegen eine überwältigende, ihrem Volkstum feindlich gesinnte Mehrheit geführt werden mußte, die alle staatlichen Machtmittel zur Verfügung hatte. Unter immer schwerer werdenden Bedingungen hielten diese Pioniere des Deutschtums auf dem teuer erworbenen Boden ihrer Väter aus, bis sie der Führer heimholte und ihnen eine neue, schöne und höchst ehrenvolle Aufgabe gab. Ein deutsches Heldenepos reiht sich damit den vielen Großtaten unseres Volkes an, das gleich ihnen Ewigkeitswert hat.

Wie haben nun diese Deutschen, so lange sie das Geschick ihrer Heimat bestimmen oder doch weitgehend beeinflussen konnten, neben der glänzenden Wahrung ihrer völkischen Belange, das ihnen überkommene Land verwaltet? Waren sie dabei nur auf ihren oder ihrer Brüder Vorteil bedacht, wie ihnen das immer wieder vorgeworfen worden ist und mancherseits auch heute noch wird, oder wirkten sie für das Wohl der Gesamtheit? Die Antwort darauf soll im Nachstehenden gegeben werden.

Nach der Eroberung und Befriedung des Landes schlossen sich schon 1252, als erste unter allen Vasallen, die deutschen Ritter von Harrien und Wierland — den nördlichen Gebieten Estlands, die Dänemark gehörten und erst 1346 vom Deutschen Orden erworben wurden — zu einer festen Körperschaft zusammen. Ihrem Beispiele folgten im 14. und 15. Jahrhundert die Gefolgsmannen der Bischöfe und des Ordens. Auf diese Weise wuchs der Einfluß dieser Ritterschaften immer mehr und machte sie allmählich zur eigentlichen Macht im Lande. Als dann 1561 der alte livländische Staatenbund zerfiel, hatten es Schweden, Dänemark und Polen mit den straff organisierten Ritterschaften von Estland, Livland und Ösel, als den nunmehr souveränen Herren dieser Gebiete zu tun. Sie unterwarfen sich ihnen aber erst, nachdem die Könige die Unantastbarkeit der deutschen Verwaltung, der deutschen Sprache und das freie Bekenntnis des evangelisch-lutherischen Glaubens gelobt hatten. Unter den gleichen Bedingungen kapitulierten die Ritterschaften auch 1710 vor Peter dem Großen von Rußland, der ihre Rechte für sich und alle seine Nachfolger auf dem Throne, für ewige Zeiten beschwor.

Kurland ging 1561 bekanntlich seine eigenen Wege, indem es weltliches Herzogtum unter dem letzten Ordensmeister von Livland, Gotthard Kettler, wurde. Trotzdem übte seine Ritterschaft einen immer stärker werdenden Einfluß aus, und als das „Gottesländchen" 1795 ebenfalls unter Rußlands Zepter kam, betreute sie diesen südlichsten Teil des Baltenlandes genau so, wie es die Schwesterorganisationen in Liv- und Estland taten.

In den baltischen Städten waren, durch deutschen Fleiß und Unternehmungsgeist, Handel und Gewerbe schon sehr früh zu hoher Blüte gelangt. Auch das deutsche Handwerk kam, in Zünften geeint, zu Wohlstand und baute sich prachtvolle Gilden. Unter den Kaufleuten ragten die Brüderschaften der Schwarzen Häupter, die sich einzig schöne Vereinshäuser schufen, hervor. Riga und Reval waren wichtige Glieder der mächtigen deutschen Hansa und kamen dabei zu Reichtum und Ansehen.

Die schönsten Zeugen dieser Zeit sind die herrlichen Dome, Kirchen, öffentlichen und privaten Bauten, von denen Riga, Reval und Narwa besonders viele aufzuweisen haben. Ihre Stadtbilder sind so



Petrikirche in Riga

urdeutsch, daß jeder, der sie sieht, sich ins Deutsche Reich versetzt fühlt.

Die von den Ritterschaften geschaffenen Verwaltungen wiesen zwar einige Abweichungen auf, glichen einander aber doch im großen und ganzen sehr. Sie wurden dem Wohle der Gesamtheit in jeder Weise gerecht und bestanden daher unverändert bis zur sogenannten Polizei- und Justizreform der Jahre 1887/89, die sie, weil damals ja alles von Petersburg aus russifiziert werden sollte, durch landfremde russische, höchst mangelhafte Einrichtungen ersetzte.

Neben ihrer Güte hatten diese, mit echt deutscher Gewissenhaftigkeit und Treue aufgebauten und durchgeführten Organisationen, eine sie allein auszeichnende Eigenart, die besonders hervorgehoben zu werden verdient: alle Posten, von den untersten bis zu den höchsten, wurden nämlich *ehrenamtlich* ausgeübt! Landesdienst war eben eine selbstverständliche Pflicht, der sich kein dazu gewähltes Glied der Ritterschaften entziehen durfte, wenn nicht unüberwindliche Hinderungsgründe vorlagen. Und jeder, an den der Ruf erging, folgte ihm gern, gab sein Bestes und war stolz, mitarbeiten zu dürfen, und sei es auch nur als bescheidenes, kleines Rädchen im alten teuren Werk für die Heimat. Die größte Anerkennung, die diesem Ehrendienste — der übrigens bis zur Auflösung der Ritterschaften durch die estnische und lettische Regierung, den vorhandenen stark beschnittenen Möglichkeiten entsprechend erfüllt wurde — zollte ein hoher russischer Beamter, als von einem vorgeschlagenen Ausbau der Verwaltung die Rede war, indem er sagte: „Wozu etwas anderes einführen? Eine *bessere* und *billigere* Organisation, als die der baltischen Provinzen, gibt es ja gar nicht!“

Als die Baltenlande sich von den furchtbaren Schlägen des großen Nordischen Krieges einigermaßen erholt hatten, schufen die Ritterschaften Schulen aller Art. Am bekanntesten unter diesen Bildungsstätten wurden die Ritter- und Domschule in Reval, das Landesgymnasium zu Birkenruh in Livland und das Gymnasium in Mitau. 1802 riefen die Ritterschaften in Dorpat auch eine deutsche Universität ins Leben, die Alexander I. so zusagte, daß er ihr das Recht verlieh, sich kaiserlich zu nennen.

Durch die Reformation, die in den Baltenlanden bekanntlich sehr schnellen Eingang fand, war es allen möglich geworden, die Bibel zu lesen. Die Esten und Letten aber mußten, um das zu können, erst mal eine Schriftsprache besitzen und ihnen diese geschaffen zu haben, ist das ausschließliche Verdienst der deutschen evangelischen Geistlichkeit. Damit schenkte sie beiden Völkern auch die Voraussetzung für ihre Entwicklung und die Möglichkeit, die ihnen 1918 zugefallene Selbstständigkeit zu verwirklichen.

Nachdem den Esten und Letten eine Schrift gegeben war, bauten ihnen die deutschen Gutsbesitzer in allen Landgemeinden Schulen und sorgten für tüchtige Lehrkräfte, die sie in der entsprechenden Muttersprache unterrichteten. Es gab daher bald keine Analphabeten mehr unter ihnen. Als das Bedürfnis der estnischen und lettischen Jugend nach höherer Bildung erwachte, wurde die nötige Zahl Mittelschulen geschaffen. Einzelne dieser Zöglinge brachten es sogar zum Studium in Dorpat und wurden Ärzte, Juristen, Pfarrer oder Lehrer.

Doch nicht genug damit. Um das anfangs wenig entwickelte Volksbewußtsein der Esten und Letten zu wecken und zu fördern, nahmen sich, in echt deutscher Unparteilichkeit, verschiedene deutsche Geistliche, unter denen Pastor Bielenstein der Eifrigste war, seiner an. Sie gründeten estnische und lettische literarische Vereine und Gesellschaften, in denen das Volkslied gepflegt und die Sagen gesammelt wurden, so daß diese beiden Nationen auch ihre Überlieferungen nur den Deutschen zu verdanken haben.

Die Tat, welche dem ganzen vorigen Jahrhundert im Baltenlande das Gepräge gab, war jedoch die für das damalige Europa und besonders Rußland vorbildliche Regelung der bäuerlichen Verhältnisse. Nach der schon 1804 erfolgten, wesentlichen Milderung der Leibeigenschaft, beschloß nämlich der estländische Landtag 1816, den Bauern die volle Freiheit zu schenken. Seinem Beispiele folgten Kurland und Livland in den Jahren 1817 und 1818.

Diese weitschauende Agrarpolitik, die aus der Erkenntnis geboren wurde, daß ein gesunder, freier Bauernstand die beste Grundlage eines jeden Staatswesens ist, wurde — und das ist besonders zu betonen — ganz aus eigenem Willen eingeschlagen. Dazu noch im Gegensatz zum Zeitgeist und den Wünschen der russischen Regierung, denn Kaiser Alexander II., der Zar-Befreier, tat diesen Schritt erst fast ein halbes Jahrhundert später und dazu noch höchst unvollkommen.

Die Ritterschaften blieben aber nicht auf halbem Wege stehen, sondern bauten das Begonnene von 1842—1849 dahin aus, daß das den Bauern zunächst pachtweise überlassene Land ihnen zum Eigentum übergeben wurde. Dadurch erzielte man nicht nur ein richtiges Verhältnis bei der Bodenverteilung, sondern räumte auch den Esten und Letten jede wünschenswerte Entwicklung ein. Der so ermöglichte, solide Wohlstand war denn auch vielfach schon in einigen Jahrzehnten erreicht. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts aber gab es im ganzen Baltenlande fast nur noch Bauern, die auf eigener, billig und dazu unter denkbar günstigen Zahlungsbedingungen erworbener Scholle zwischen den Rittergütern saßen, die ihnen sowohl Lehrmeister, wie sichere und gut zahlende Abnehmer ihrer Erzeugnisse waren.

Sehr segensreich wirkten sich die von den Ritterschaften für jede der drei Provinzen gegründeten Güterkreditvereine aus, die sowohl dem Groß- wie Kleingrundbesitz dienten.

Als das meiste Bauernland in den Besitz der früheren Pächter übergegangen war, hielten die Ritterschaften die Zeit für gekommen, die Esten und Letten zur Selbstverwaltung heranzuziehen. Sie reichten deshalb 1883 der russischen Regierung einen entsprechenden Gesetzentwurf ein, der jedoch keine Bestätigung fand. 1905 bot ihnen ein kaiserlicher Erlaß, der alle Untertanen aufforderte, durch Vorschläge am Ausbau des Staates mitzuarbeiten, die Gelegenheit wieder, mit einem solchen Antrage hervorzutreten. Der Innenminister lehnte ihn aber mit den Worten: „Den Esten und Letten, die Revolution spielen, kann keine Teilnahme an der Verwaltung des Landes eingeräumt werden" ab. Ein darauf der Reichsduma eingereichter Gesetzesvorschlag führte ebenfalls nicht zum Ziel. Der letzte in dieser Richtung unternommene, vergebliche Versuch ging 1916 von der estländischen Ritterschaft aus. So lag es also nicht an den Deutschen, sondern stets an der russischen Regierung, daß diese längst als notwendig erkannte Änderung unterblieb.

Seit der finsteren Russifizierungsperiode der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, durch welche dem ganzen öffentlichen Leben eine Zwangsjacke übergezogen worden war, führte das Deutschtum ein verborgeneres Dasein. Je größer aber der äußere Druck wurde, desto fester schloß es sich zusammen und setzte alles daran, sich seine heiligsten Güter zu erhalten.

Unter der Wucht der revolutionären Ereignisse von 1905/06, die den russischen Thron stark erschütterten, hatte sich Kaiser Nikolai II. entschließen müssen, verschiedenen Forderungen nachzugeben. So wurde auch der Unterricht in den Muttersprachen der Völker zugelassen. Die Deutschen atmeten auf und machten weitgehenden Gebrauch von dieser Möglichkeit. Die bereits erwähnten alten Lehranstalten, die bei der Russifizierung hatten schließen müssen, wurden wieder ins Leben gerufen und eine große Zahl neuer deutscher, mittlerer, aber auch Volksschulen geschaffen. Dazu entstanden, um alle Volksgenossen besser zu erfassen, allenthalben deutsche Vereine. Es ging ein hoffnungsfroher, frischer Zug durch die Baltengaue und auch wirtschaftlich schien eine neue, schönere Zeit angebrochen zu sein.

Es sollte aber nur eine Gnadenfrist für die Deutschen werden. Eine Stille vor dem Sturm, die mit dem Weltkriege hereinbrach. Nicht nur, daß die Balten nun wieder, wie in der Polenzeit, das Schwerste was es gibt: die Mannentreue einem artfremden Herrn gegen das eigene Volk zu halten, leisten mußten — und diese bittere Pflicht so erfüllten, wie es nur Deutsche vermögen — sie waren auch gezwungen, statt der verdienten Anerkennung, sich als Verräter und Spione verdächtigen und beschimpfen zu lassen! Der Gebrauch ihrer über alles geliebten Mut-

tersprache wurde untersagt und jedes öffentlich gesprochene deutsche Wort mit drei Monaten Haft und, im Beitreibungsfalle, mit 3000 Rubeln bestraft.

Mit der Eroberung Kurlands und der Befreiung Liv- und Estlands war das ganze Gebiet bis zur Narowa hin, nach 357 Jahren, wieder in deutscher Hand. — Wie über dem Schlosse von Riga und dem „Langen Hermann" in Reval, so flatterte jetzt auch über der stolzen alten Hermannsburg, der nordöstlichsten Grenzfeste des Deutschen Ritterordens, in Narwa die schwarz-weiß-rote Siegesfahne im Winde.

Heim ins Reich! Das war nun der brennendste Wunsch aller Deutschen der Ostseeprovinzen. Was bis zum großen Siegesfluge des deutschen Adlers nach Norden sich kaum jemand auszumalen getraute, schien doch der Gedanke zu gewaltig und kühn, ja viel zu schön zu sein, um Wirklichkeit zu werden — nun hatte er greifbare Gestalt gewonnen.

Schon Anfang 1917 hatten die Großgrundbesitzer Kurlands einstimmig beschlossen, ein Drittel ihres Landes den deutschen Kolonisten zur Verfügung zu stellen. Diesem großzügigen Angebot ans Reich schlossen sich auch Est- und Livland bald nach ihrer Befreiung an. Damit bewiesen sie, genau wie es ihre Vorfahren hundert Jahre früher taten, daß ihnen das Wohl des Landes weit mehr am Herzen lag, als ihre persönlichen Interessen.

Es war selbstverständlich, daß die Ritterschaften, als die maßgebenden Organisationen, wie immer die sich bietende gütige Fügung nutzend, sofort zur Tat schritten und im Verein mit allen anderen Kreisen die Führung auf dem Wege zur Neugestaltung der Heimat übernahmen. Unter ihrer Leitung wurde im April 1918 der vereinigte Landesrat von Liv-, Est- und Kurland gebildet, dem sowohl der Groß- wie der Kleingrundbesitz — also Deutsche, Esten und Letten — die Geistlichkeit und die Städte gerecht vertreten waren. Er beschloß am 12. desselben Monats einstimmig den deutschen Kaiser zu bitten, aus Liv-, Est- und Kurland, den vorgelagerten Inseln und der Stadt Riga einen einheitlichen, geschlossenen, konstitutionellen monarchischen Staat, mit einheitlicher Verfassung und Verwaltung zu bilden und mit dem Deutschen Reich in Personalunion mit der Krone Preußens zu vereinigen. Diese Urkunde wurde von einer besonderen, zu diesem Zwecke gewählten Abordnung, geführt vom estländischen Ritterschaftshauptmann, Eduard Baron von Dellingshausen, überbracht.

Über fünf Monate verstrichen nun, bis Wilhelm II. am 22. September 1918 die Urkunde unterzeichnen konnte, in der er, im Namen des Deutschen Reiches, die Unabhängigkeit des Baltenlandes anerkannte und den vereinigten Landesrat, als Träger der souveränen Gewalt billigte. — Dieses schier unerträgliche und den Balten zunächst völlig unbegreifliche Warten war ein unersetzlicher Zeitverlust, da sich die Ereignisse immer schneller zu Ungunsten Deutschlands, und damit des Deutschtums überhaupt, zu entwickeln begannen. Der abermaligen Verzögerung, durch den dieser kaiserliche Erlaß erst am 17. Oktober zum Vorsitzenden des vereinigten, baltischen Landesrates gelangte, ist es jedoch zuzuschreiben, daß die deutsche Zukunft des Baltenlandes zerbrach.

Der Vorsitzende des baltischen Landesrates, Adolf Baron Pilar von Pilchau, bis zum Juni 1918 Landmarschall von Livland, dem die drohende Gefahr durchaus bewußt war, tat nun unverzüglich die weiteren, notwendigen Schritte. Schon am 5. November trat die von ihm berufene Vollversammlung zusammen und wählte aus ihrer Mitte einen Regentschaftsrat, dem die Verwaltung bis zur endgültigen Bildung des gesamtbaltischen Staates obliegen sollte. Am 9. November tagte bereits der Regentschaftsrat im altehrwürdigen Ordensschloß zu Riga, um das Schlußprotokoll auszufertigen. Da erreichte ihn die Nachricht von dem Zusammenbruch Deutschlands. — So brach für die Balten, unmittelbar vor der Erfüllung, alles zusammen, worauf sie mit so heißem Herzen gehofft, für das sie mit allen Kräften und Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, unermüdlich gerungen und gearbeitet hatten. Es war ein Sturz aus strahlendstem Licht in schwärzeste Finsternis, wie er jäher und tiefer wohl nicht vorstellbar ist. —

Trotz dieses furchtbaren Schlages waren die Deutschen, als die inzwischen entstandenen Staaten Estland und Lettland von roten Truppen überflutet wurden, sofort bereit, für die gemeinsame Heimat zu kämpfen. In Estland bildete sich ein Baltenregiment, in Lettland aber die Baltische Landeswehr, bei denen jeder nur irgendwie Waffenfähige — vom kaum zum Jüngling herangewachsenen Knaben bis zum Greise — eintrat.

Dieser mit Hilfe aus dem Deutschen Reiche geführte, siegreiche Feldzug war der letzte, in dem die Balten, gleich ihren Ahnen zum Schwerte greifen und für ihr heißgeliebtes Land kämpfen konnten. Sie haben sich dabei ihrer Väter in jeder Weise würdig erwiesen und wie Ritter ohne Furcht und Tadel gefochten. Von ihren kühnen Taten in diesem Ringen gegen eine ungeheure Übermacht wird die Geschichte immer, als von etwas ganz Großem künden.

Nun waren, Lettland ausschließlich, und Estland in hohem Maße durch deutsches Heldentum erst wirklich selbständig geworden. Ihren Rettern wußten sie aber keinen Dank. Im Gegenteil. Die reichsdeutschen Kämpfer, die „Baltikumer", mußten, nachdem sie ihr Leben für Lettland eingesetzt und schwere Opfer gebracht hatten, ohne das in Aussicht gestellte Siedlungsland zu erhalten, heimkehren. Den Balten aber wurde durch die „Agrarreform" der ganze Großgrundbesitz, den sie ererbt oder wohl erworben hatten, genommen. Die dazu erforderlichen Gesetze waren die ersten, welche in den Parlamenten beider Staaten erlassen wurden! Und zwar nicht etwa auf Grund einer Wirtschaftsnotwendigkeit, denn es war den Regierungen zunächst etwa ein Drittel des den Großgrundbesitzern gehörenden Bodens, als Landfonds zu Siedlungszwecken angeboten worden. Sondern, wie der estnische Ministerpräsident offen erklärte, lediglich, um die Macht der Deutschen zu zerstören, da nur so das estnische Volk sein Schicksal selbst bestimmen könne.

So haben denn die Deutschen das Baltenland, länger als ein Dreivierteljahrtausend, nicht nur geschirmt und ihm alle Opfer an Gut und Blut gebracht, sondern es auch auf das allerbeste verwaltet. Ja sie dürfen mit Stolz sagen, daß alles, was dort an Kultur und Wirtschaft entstand, ausschließlich ihr Werk ist, das immer für sie zeugen wird — auch wenn ihre herrlichen, hochragenden Bauten nicht mehr sein werden — denen zum Trotz, die das leugnen wollen. Und dazu waren sie nur fähig, weil sie sich, als echte Deutsche, zu allen Zeiten der Gesamtheit verpflichtet fühlten und das Landeswohl allein ihr Tun und Handeln bestimmte.

Ihr Leitstern war das, was der livländische Landmarschall, Hamilkar Baron von Foelkersahm, in die Worte faßte und was jedem jungen Deutschen dort anerzogen wurde:

„Nicht die Rechte, welche jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm den Wert!"

Paul Rohrbach

Baltischer Abschied – Rückblick und Erlebnis

Von Reval über Dorpat, Riga und Mitau ist es bis zur letzten baltischen Stadt Libau weiter als von Danzig nach Hamburg. Man kann also von einer gewissen baltischen Weiträumigkeit sprechen. Die Natur ist verwandt mit der Nordost-Deutschlands, nur je weiter nach Norden desto karger, und die Menschen sind weit dünner gesät. Daher tritt das Bild der Kulturlandschaft nicht so stark bestimmend hervor, wie in Deutschland. Ein Längsschnitt durch das Baltikum entlang der Linie, auf der ich es in den Tagen des Aufbruchs zum Abschied durchfahren habe, ist gleich typisch in historischer wie in kultureller Hinsicht.

Wir Balten sagen von uns, daß wir ein körperliches Heimatgefühl haben. Die Einwurzelung in unsern besonderen Lebensumständen war so stark, und sie wirkte auch auf Zuwanderer so kräftig, daß meist schon die zweite Generation aus dem Reich stammender Familien sich in das Baltentum eingeschmolzen fühlte. Das ließ sich selbst bei einem national so widerstandsfähigen Element beobachten, wie es die Engländer sind. Außer im Baltenlande ist es mir nur im südamerikanischen Chile, wo die altspanische Oberschicht auch eine Art Menschen für sich ist, vorgekommen, daß ursprünglich englisches Blut völlig in der veränderten Umwelt aufgegangen ist. Es gibt einige baltische Familien, die ihren Stammbaum bis in die frühe Ordenszeit zurückführen können. Die Vorfahren der meisten sind aber erst im 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts aus dem Reich eingewandert. Auch bei ihnen war jedoch das Empfinden geschichtlicher Verbundenheit mit dem baltischen Lande und Wesen so stark, daß sie sich eins mit den Alteingesessenen fühlten.

Unter den baltischen Städten hat Reval, estnisch: Tallinn, am meisten sein deutsch-mittelalterliches Bild bewahrt. Es baut sich malerisch vom Meere her auf. Die Oberstadt, der Dom genannt, liegt auf einem steilen Kalkfels. An seinem Rand erheben sich die Mauern des alten Ordensschlosses und anschließend eine lange Front stattlicher Adelshäuser, in denen jetzt meist Behörden untergebracht sind. In der mittelalterlichen Domkirche hängen noch die Wappenschilder vieler baltischen Adelsgeschlechter. Die Unterstadt hat einen Teil ihrer Befestigung aus dem 16. Jahrhundert mit Türmen und Toren bewahrt. Architektonisch hervorragend ist der 140 m hohe Turm der Olaikirche. Reval ist in den Kriegen, die um das Baltikum geführt wurden, nie zerstört worden; daher hat es noch so viele alte Bauten. Die neuen Stadtteile sind modern. Im ganzen zählt Reval jetzt 140 000 Einwohner. Die estnische Regierung pflegt das alte Stadtbild mit Verständnis. In seiner türmereichen Silhouette wirkt nur die klobig auf dem Domberg gesetzte russische Kathedrale deplaciert. Ihre Erbauung sollte zeigen: Hier herrscht Rußlands zaristisch-orthodoxe Kirche!

Dorpat, estnisch: Tartu, vier Bahnstunden von Reval, war die geistige Nährmutter des deutschen Baltentums, bis in den neunziger Jahren die Russifizierung der Universität ihren Rang tief herabdrückte. Meine Zeit war knapp bemessen, aber ich wollte doch wenigstens einige Stunden in Dorpat zubringen, um einen Gang um meine alte Alma Mater, über den Domberg — auch in Dorpat gibt es einen solchen — und über den Marktplatz zu machen. Der mächtige Backsteinbau der bischöflichen Kathedrale von Dorpat wurde schon im 16. Jahrhundert ein Opfer des Johannisfeuers betrunkener Mönche. Ein schwedischer Gouverneur ließ die beiden Turmstümpfe abtragen, um Kanonenbatterien darauf zu pflanzen. Nach Gründung der Universität wurde

der Chor der Kirche und ein Teil des Langschiffs zur Universitätsbibliothek umgebaut. Um die Ruine dehnt sich ein schöner alter Park. Am Denkmal des großen Naturforschers Karl Ernst von Baer mußte ich daran denken, wie der alte Herr sich selbst mit Humor zu ironisieren pflegte. Petrus, so meinte er, werde ihn vor der Himmelstür fragen: „Baer, warst du auch einmal auf dem herrlichen Ceylon?“ „Nein, aber ich war zweimal im Eismeer auf Nowaja Semlja!“ „Du Schafskopf!“

Während der Russifizierung war auf dem Universitätsbau ein kirchliches russisches orthodoxes Doppelkreuz mit dem Schrägbalken aufgerichtet. Als unsre Truppen 1918 einrückten, erstieg ein deutscher Bursch das hohe Dach der Universität und stürzte das Kreuz hinunter. Jetzt ist Dorpat die estnische Landesuniversität. Im Sturm des ersten ehrgeizigen Bildungseifers ließen sich 5000 estnische Studenten einschreiben; heute soll die Zahl, den Bedürfnissen des kleinen Landes entsprechend, auf die Hälfte zurückgegangen sein. Es glaubt nicht mehr jeder junge Este, ihm sei ein Ministerportefeuille bestimmt.

Auf dem Dorpater Bahnhof wurde gerade ein Extrazug zusammengestellt und Hunderte von Deutschbalten standen bereit, ihn zur Fahrt nach Reval zu besteigen. Dort warteten die Dampfer für die Einschiffung nach Deutschland. Nachts passierte mein Zug bei Walk die lettisch-estnische Grenze. Jeder Repatriierte ist verpflichtet, seinen Besitz an Edelmetall anzugeben. Der estnische Zollbeamte wühlte lange in meinem Koffer und hielt schließlich ein Paar Manschettenknöpfe in der Hand. „Weißmetall“, meinte er und gab sie mir höflich zurück. Er hielt mich auch für einen Rücksiedler.

Des Morgens in Riga fuhr ich zum Hotel Petersburg, gegenüber dem alten Ordensschloß am Düna-Ufer, in dem jetzt der lettländische Staatspräsident Dr. Ulmanis wohnt. Das Hotel ist seit drei Generationen im Besitz derselben baltischen Familie. Hier nahmen früher die Deputierten der livländischen Ritterschaft in der Landtagszeit ihr Quartier, und diese altbaltische Atmosphäre mit ihrer altmodisch soliden Anspruchslosigkeit wollte ich noch einmal genießen. Riga ist Großstadt, es hat bald wieder, wie vor dem Weltkrieg, eine halbe Million Einwohner. Die Altstadt und der prächtige, mit Anlagen geschmückte Boulevardring, der die Stelle der niedergelegten Festungswälle einnimmt, haben sich gegen die Zeit vor dem Weltkrieg wenig verändert. Die Rigaer Boulevards bieten eins der schönsten Städtebilder in Nordeuropa. Mitten in sie hineingepflanzt ist das von den Letten zum Gedächtnis ihrer Staatsgründung errichtete Denkmal: ein schöner Obelisk auf skulpturengeschmücktem Unterbau. Die weibliche Figur auf der Spitze, die das Wahrzeichen von Lettland, drei Sterne, emporhält, heißt im Volksmund die „grüne Minna“.

Von Riga aus habe ich eine Fahrt auf zwei Restgüter in Livland gemacht und war Zeuge, wie sich baltische Menschen von der kleinen Scholle lösen, die ihnen bei der Enteignung ihres Landbesitzes durch die lettische Regierung vor zwanzig Jahren noch gelassen wurde. In Ausnahmefällen ließ man dem früheren Gutsherrn auch das alte Herrenhaus. Das eine Geschlecht, dessen Heim ich besuchte, hatte sich unter Gustav Adolf aus Schweden nach Livland hinübergepflanzt; den Stammvater des andern hatte Peter der Große aus Holland mitgebracht, und ihn zum Admiral der neuerbauten russischen Ostseeflotte gemacht. Einmal, als der Zar, schwer betrunken, bei heftigem Sturm darauf bestand, selbst ein Kriegsschiff zu steuern und schon im Begriff war, es auf eine Klippe im Finnischen Meerbusen zu jagen, befahl der Admiral, ihn zu binden und unter Deck zu schaffen. Nüchtern geworden, wußte Peter ihm diese Kühnheit zu danken.

Bei meinem ersten Gastfreund hörte ich eine Erzählung, die einen typischen Ausschnitt aus dem letzten Vierteljahrhundert baltischer Geschichte wiedergab. Die erste russische Revolution von 1905 sprang auch ins Baltikum über. Lettische Revolutionäre zündeten das Schloß an, und nur die dicken mittelalterlichen Umfassungsmauern blieben stehen. Nachdem das russische Militär wieder Ordnung geschaffen hatte, wurde der Bau wiederhergestellt. Der Weltkrieg kam, Riga wurde von den Deutschen genommen, die

Russen gingen in Unordnung zurück, und marodierende Soldaten plünderten das Schloß aus. Die Zeit der deutschen Okkupation brachte den Balten ein kurzes, täuschendes Aufatmen. Nach dem Abzug unserer Truppen durchzogen plündernde und mordende Banden das Land, und und wieder galt es die Flucht ums Leben. Als die Errichtung der nationalen Republik in Lettland und Estland den Deutschen die Enteignung brachte, hingen die lettischen Bauern des Gutes so treu an dem deutschen Besitzer, daß er das alte Schloß als Wohnsitz auf dem Restgut behalten durfte. Nun, nach zwanzig Jahren, kommt die Repatriierung, und diesmal muß für immer von Heimat und Stammsitz geschieden werden. Durch den Abschiedsschmerz aber klang das feste Bekenntnis des alten Barons zum Ruf des Führers. Sechs Töchter waren ihm in diesem Hause geboren worden, fünf davon wurden Frauen auf baltischen Restgütern. Fünfmal wurde im großen Saal Hochzeit gehalten, und für die sechste wurden schon der winterkalte Riesenraum und die Gastzimmer vorgeheizt, die Gäste waren geladen, das Mahl wurde vorbereitet — da kam der Ruf aus Deutschland: Heim ins Reich! Das Feuer in den Öfen wurde wieder gelöscht, fern im Hafen fand eine stille Trauung statt, und vom Altar ging das junge Paar aufs Schiff zur Fahrt nach Deutschland.

Mein Wagen rollte weiter. Wieder nahm mich ein altes Gutshaus auf, ein langgestreckter Holzbau mit den weißgestrichenen Säulen der Empirezeit unter der Attika vor der Front. Der Hausherr, ein Nachkomme jenes Admirals, der den Zaren zu binden gewagt hatte, beging gerade seinen siebzigsten Geburtstag. Es gab wundervollen Entenbraten, nach altem herbstlichen Brauch in baltischen Häusern. Nach dem Mahl gingen wir durch die Räume, und ich sah, wie die Möbel, die Bilder und das Tafelgeschirr nach ihrem Wert sortiert werden, was nach Deutschland mitgehen soll und was zurückbleiben muß. Wie ist doch ein solches Gutshaus mit der Familiengeschichte verwachsen! Dieser Flügel wurde angesetzt, als die Söhne erwachsen waren und als Studenten von Dorpat her mit ihren Freunden in die Ferien gefahren kamen. Dies Zimmer im Dachstock wurde für einen Hauslehrer aus Deutschland, dies für eine Gouvernante aus der französischen Schweiz ausgebaut! Als wir durch den weiträumigen, einfach gehaltenen Saal im Erdgeschoß unter den Bildern der Vorfahren schritten, sagte ich zur Hausfrau: Wieviel fröhliche Jugend mag hier getanzt haben! Ja, erwiderte sie, mehr als ein Jahrhundert lang!

Am Sonntag war ich zum Gottesdienst in der Petrikirche in Riga. Die drei alten Rigaschen Kirchen, der Dom zu St. Marien, die Petrikirche und die Jakobikirche, stammen noch aus dem 13. Jahrhundert, wie die Kirchen in Lübeck, Rostock und Wismar, und sie sind von den Schülern der Meister gebaut, die an jenen gearbeitet haben. Vor vierzig Jahren, als ich eben in Deutschland geheiratet hatte, brachte ich meine junge Frau in meine Heimat, um mich im Dom zu Riga noch einmal mit ihr einsegnen zu lassen. Wer dachte damals an den Weltkrieg und was nach ihm kommen sollte! Die Letten haben schon vor Jahren den Dom der deutschen Gemeinde, die ihn besaß, enteignet, aber als ich während einer lettischen Konfirmationsfeier den alten Bau noch einmal betrat, sah ich zwei lettische Pastoren im Talar und in der großen weißen Halskrause, genau so wie ihre deutschen Amtsvorgänger sie getragen hatten, am Altar die Liturgie halten und die Gemeinde sang ein aus dem Deutschen übersetztes lettisches Kirchenlied nach der Melodie: Ein feste Burg ist unser Gott!

St. Peter in Riga hat den höchsten und schönsten Turm im Bereich nordisch-baltischen Kirchenbaus. Ein Elsässer, Rupert Bindenschuh, hat ihn in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach dem Vorbild des Hamburger Katharinenturm, nur höher und kühner, auf mittelalterlichem Grundmauerwerk errichtet. Mächtig ragt das Mittelschiff der Kirche mit dem steilen Dach über den gotischen Fenstern aus dem Häusergewirr der Rigaer Altstadt in die Höhe. Der Pastor, der seiner Gemeinde den Abschiedsgottesdienst hielt, stammte schon in dritter Generation aus einem altbaltischen Pfarrergeschlecht. Er sprach über den Text: „Geh aus Deinem Vaterlande und aus

Deiner Freundschaft und aus Deines Vaters Hause in ein Land, das ich Dir zeigen will!“, und er führte in seiner Predigt den Gedanken durch: Nun gilt es nicht mehr allein Gefühl und Empfindung, nun gilt es auch ein Wollen! In diesem vertrauenden Wollen setzen die deutschen Balten den Fuß von ihrer Heimaterde auf die Planken der Schiffe, die sie ins Reich führen.

Nur eine kurze Bahnstunde von Riga liegt an der Kurischen oder Semgaller Aa Kurlands alte Hauptstadt Mitau, lettisch: Jelgawa. Sehenswert ist das große, im 18. Jahrhundert erbaute Schloß der Herzöge von Kurland, jetzt Sitz der lettländischen Landwirtschafts-Akademie. In einem Gruftgewölbe stehen die Särge der Herzöge. Der bedeutendste war Herzog Jakob, ein Schwager des Großen Kurfürsten. Er besaß vorübergehend sogar Kolonialgebiete in Afrika und Westindien. Seine Flagge mit dem roten kurländischen Löwen wehte auf einer stattlichen Anzahl von Kriegsschiffen.

Die Bahn von Mitau nach Libau durchschneidet auf einer Strecke von 180 km das getreidereiche südliche Kurland. Die einstigen baltischen Rittergüter sind alle für frühere lettische Landarbeiter parzelliert. In den stattlichen Adelsschlössern sind jetzt Schulen, Gemeindeverwaltungen, Apotheken und dergleichen untergebracht. In manchen hausen einige lettische Siedlerfamilien, deren primitives Hausgerät sich seltsam genug in den hohen parkettierten Räumen und säulengetragenen Festsälen ausnimmt. Beim Flecken Schrunden, lettisch: Skrunda, überschreitet die Bahn die Windau. Hier leisteten die Russen beim Einmarsch der deutschen Truppen in Kurland 1915 den ersten Wiederstand. Um die alte stattliche Kirche von Schrunden, in der ich vor siebzig Jahren getauft wurde, geht die unheimliche Sage, daß ein Mädchen lebendig eingemauert werden mußte, damit das Mauerwerk zusammenhielt und der Bau vollendet werden konnte.

Libau heißt bei den Letten Liepaja, die Lindenstadt, so wie Leipzig. Zur russischen Zeit war es als Endpunkt der aus der Ukraine kommenden Libau-Romnyer-Bahn einer der wichtigsten Getreidehäfen Rußlands. Der eben geschlossene Durchfuhrvertrag zwischen Sowjetrußland und dem an Lettland angrenzenden Litauen soll ihm etwas von dieser Bedeutung wiedergeben. Das Gelände des vom lettländischen Staat nicht benutzten russischen Kriegshafens dicht bei der Stadt Libau ist jetzt laut Vertrag Sowjetrußland zur Anlage einer Marine- und Flugbasis eingeräumt worden. Libau besitzt einen wenig bekannten architektonischen Schatz in Gestalt der einzigen, sehr reich und geschmackvoll ausgestatteten Barockkirche im Baltikum.

Im Libauer Hafen lag gerade die „Ulm“, ein großer weißer Bananentransportdampfer der Hamburg-Amerikalinie, der die baltischen Familien aufnehmen soll, die sich aus der Libauer Gegend repatriieren lassen. Wie in Reval und Dorpat, in Riga und in Mitau, so klangen auch in Libau die Hammerschläge, mit denen der Möbelreichtum alter baltischer Häuser — die Empire-Stücke in Birkenholz sind fast noch schöner als die in Mahagoni — für den Transport nach Deutschland verpackt wurden. Die Luft des Aufbruchs nach dem Reich wehte über allem was Deutsch war von Reval bis Libau.

Carlo von Kügelgen

Die Umsiedlung der Balten – ein Markstein in der Geschichte Osteuropas

Die Umsiedlung der Balten aus Estland und Lettland in die neuen Ostgaue des Reiches ist ein Vorgang, der in der Geschichte Europas kein Vorbild hat. Der Austausch von Türken und Griechen nach dem letzten Kriege setzte wohl größere Menschenmengen in Bewegung, lag aber in einer ganz anderen Zivilisations- und Kultursphäre und entspricht viel mehr dem Austausch der 120 000 Deutschen aus Wolhynien, Galizien und Weißrußland gegen Ukrainer und Weißrussen aus dem Generalgouvernement Krakau. Bei der Rückkehr der Balten in die Grenzen des Deutschen Reiches ist alles außerordentlich und heroisch und neue Wege weisend.

Der Führer des Deutschen Reiches richtete seinen Ruf an die deutschstämmigen Bürger zweier anderer Staaten. Adolf Hitler offenbarte sich hiermit als der Führer des Weltdeutschtums. Und die Deutschen Estlands und Lettlands folgten diesem Ruf geschlossen, mit Ausnahme einiger weniger. Dieser größte „Umzug" aller Zeiten bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands und Osteuropas und einen Markstein in der Siedlungsgeschichte.

Der Ruf.

Am 6. Oktober, als die Brände im kriegsüberzogenen Polen noch rauchten und deutsche und russische Truppen sich auf die endgültigen neuen Grenzen zu bewegten, verkündete der Führer in seiner großen Reichstagsrede die deutschen Ziele im Osten, die sich aus dem Zerfall des polnischen Staates ergeben. Nachdem er eine gerechte historische und ethnographische Grenze genannt, die Herstellung von Ruhe und Ordnung, die Gewährleistung der Sicherheit und den Neuaufbau als Voraussetzung für kulturelle und zivilisatorische Entwicklung erwähnt hatte, gab er als wichtigste Aufgabe an: „Eine neue Ordnung der ethnographischen Verhältnisse, das heißt, eine Umsiedlung der Nationalitäten, so daß sich am Abschluß der Entwicklung bessere Trennungslinien ergeben, als es heute der Fall ist." Um diese Aufgabe einer „weitschauenden Ordnung des europäischen Lebens" im Zeitalter des Nationalitätenprinzips und Rassegedankens durchzuführen, erfolgte schon anderntags der Befehl, Schiffe zur Abholung der Deutschen aus Estland und Lettland hinauszusenden. Am 10. Oktober bereits erfuhr die deutsche Öffentlichkeit, daß Besprechungen mit den Regierungen Estlands und Lettlands, die Umsiedlung der Balten betreffend, aufgenommen worden seien.

Die Gründe für die Umsiedlung waren schon vom Führer klar umrissen worden. Es sollen im Osten des Reiches friedliche, stabile Verhältnisse geschaffen werden. Das störende Durcheinander von Nationalitäten und die dadurch entstehenden Reibungen sollen nach Möglichkeit ausgemerzt werden, vor allem die in unserem Zeitalter törichten und verbrecherischen Versuche, hochwertiges Volkstum, wie es das deutsche ist, zu unterdrücken oder zu assimilieren. Polen war ja ein krasses Beispiel dafür, wie man durch falsche Behandlung des deutschen Volkstums den Osten Europas in ewiger Unruhe erhalten und schließlich in den Krieg stürzen kann. So hängt die Umsiedlung der Balten aufs engste nicht nur zeitlich, sondern auch kausal mit der Ausräumung des polnischen Störungsherdes zusammen und dient in doppelter Weise der Neuordnung des Ostens. Denn erstens erwiesen sich die in den letzten Jahrzehnten stark zusammengeschmolzenen baltischen Volksgruppen trotz ihrer kulturellen Hochleistungen in ihrer Vereinsamung, weil abgetrennt vom Muttervolk, nicht mehr als lebensfähig, sondern stellten vielmehr

einen augenscheinlich verlorenen Außenposten dar. Auf der anderen Seite konnten die Balten mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen, ihren kolonisatorischen und organisatorischen Fähigkeiten, ihrer hohen Geistesbildung und alten Kultur in den Ostmarken des Reiches, verbunden mit breiteren Schichten deutscher Bürger und Bauern, der allgemeinen Sache, dem Reich und dem Muttervolk unberechenbaren Nutzen bringen.

Weshalb die Umsiedlungsaktion anfangs mit so großer Wucht vorgetragen wurde, wird erst die Zukunft endgültig klären. Doch kann in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß die in Fluß geratenen Verhältnisse im Nordosten während der letzten Monate keineswegs immer übersichtlich waren. Aus Finnland sind letzthin alle Ausländer, darunter auch die Deutschen, sehr beschleunigt und mit wenig Handgepäck fortgeführt worden.

Die Folge.

Die Balten haben, wie erwähnt, keinen Augenblick geschwankt, sondern in Stadt und Land sich sofort bereit erklärt, dem Ruf des Führers zu folgen, — sei es auch binnen zwei Stunden oder zweier Tage mit ein paar Handkoffern unter Zurücklassung der gesamten Habe. Diese zu jedem Opfer bereite Gefolgschaft ist bewundernswert. Denn man darf nicht vergessen, daß es sich hier um die Reste der einstigen Herrenschicht im Lande handelte, die, wenn auch verarmt, um den größten Teil ihres Landbesitzes und ein gut Teil ihres Gemeingutes gebracht, vielfach enteignet und zurückgesetzt, dennoch in zähem Kampf erstaunliche Reichtümer an Kulturgütern, Kunstschätzen, wertvollem Hausrat — sei es in ihren städtischen Häusern oder auf den Restgütern — sich bewahrt hatten. Herrliche Kirchen und Dome, Museen, Büchereien, Sammlungen gehörten ihnen, eigene Stiftungen und Wohltätigkeitsanstalten sorgten für ihre Alten und Kranken. Zahlreiche Familien saßen noch in altererbtem, wohlgefügtem, traditionsreichem Besitz. Wenn die Zahl der Bauern in Lettland nur gering und in Estland verschwindend klein war und die Gutsbesitzer mühsam ihren Landbesitz zu halten und lebensfähig zu gestalten suchten, so stellten doch in den Städten die Balten in Industrie, Kaufmannschaft und in allen freien Berufen eine ungewöhnliche hochstehende Gesellschaft dar. Eine Umsiedlung — das mußte jedem klar sein — bedeutete das Opfer der Heimat, der von den Vätern gebauten Städte und Gutshäuser, ein Zerreißen der tausend Fäden, die den wirkenden Menschen mit seiner Umgebung, mit dem Feld seiner Tätigkeit, verbinden. Man bedenke, mit welcher Hartnäckigkeit und unter wie großen Opfern sie für die Erhaltung ihrer Kirchen, ihrer Schulen, ihrer Stiftungen einst gegen die russifizierende Regierung, seit dem Kriege gegen die vordringenden Ansprüche der Letten und Esten gekämpft hatten. Jetzt wurde das alles, ohne mit der Wimper zu zucken, preisgegeben.

Für das gesamte Baltentum sind hier die Worte der estländischen deutschen Volksgruppenführung kennzeichnend:

> „Es ist jetzt nicht die Zeit, Worte zu machen, sondern jetzt muß gehandelt werden. Unsere Volksgruppe wird den Anforderungen, die die nächste Zeit an sie stellen wird, in derselben Geschlossenheit und Disziplin gerecht werden, die unsere Vorfahren gezeigt haben, wenn es um große Entscheidungen der Geschichte ging."

Entsprechend wurde von der Leitung der deutschen Volksgemeinschaft Lettlands die Umsiedlung mit einem Aufruf angekündigt, der mit folgenden Worten schloß:

> „Volksgenossen, jeder fühlt, was es bedeutet, von einem Dreivierteljahrtausend deutscher Aufbauarbeit in diesem Lande Abschied zu nehmen. Aber unsere Blicke sind in stolzer Erwartung dem neuen geschichtlichen Auftrag zugewandt. Und wir wollen uns der großen Stunde gewachsen zeigen."

Die Organisation des Aufbruchs.

Beide Volksgruppen haben sich unter Führung ihrer besten Köpfe und mit stärkstem Einsatz der Jugend an das ungeheure Werk der Umsiedlung gemacht. In Estland handelte es sich um etwa 14 000, in Lettland um 62 000 Menschen, die ihren gesamten Besitz, alle Verpflichtungen und Forderungen binnen weniger Wochen zu klären und aufzulösen hatten. Wenn man bedenkt, was der Umzug einer

einzelnen alteingesessenen Familie bedeutet, wird man sich die Größe des Umzuges etwa des Rigaer Deutschtums, das 10 % der Bevölkerung ausmachte und wertmäßig etwa die Hälfte des Häuserbesitzes umfaßte, vorstellen können. Kleinigkeiten, wie die Beschaffung von Kistennägeln oder Verpackungsmaterial, fehlten und machten zuerst die Mitnahme wertvoller alter Möbel unmöglich, bis aus Deutschland mit Flugzeugen das Notwendige herbeigeschafft wurde. In beiden Staaten führten die Balten auf eigene Hand und ohne Muster und Beispiel die Organisation der Umsiedlung durch. Die Feststellung der Berechtigung zur Ausreise war beim starken Andrang nichtdeutscher Elemente an sich schwierig, während man andererseits feindliche Agitation abwehren mußte. Die Bestimmung der Vermögenswerte und schließlich der Abtransport der Menschen, in Lettland auch des Viehes vom Lande, und der Sachen stellten außerordentliche Aufgaben. Sie sind in straffer Disziplin und mit Umsicht bewältigt worden.

In Estland wurde der vorläufige Abschluß der Umsiedlung schon Mitte November vollzogen. Das 1925—1930 auf 16000 Köpfe zurückgegangene Deutschtum war in den letzten vier Jahren auf rund 14 000 gesunken. Die im Volkskataster eingetragene Zahl der Deutschen betrug 13 300. 11 200 Volksdeutsche sind bis Mitte November befördert worden, 800 folgten ihnen Mitte Dezember nach, und einige hundert werden nach der Vermögensregelung 1940 das Land verlassen. Es verbleibt nur ein ganz kleiner Rest, den man vom Deutschtum abschreiben muß. — In Lettland, wo das auf 65 000 Köpfe geschätzte Deutschtum gleichfalls in den letzten Jahren zusammengeschmolzen sein mag, gingen die letzten acht Transportschiffe vom 11.—15. Dezember aus Riga ab, nachdem am 9. Dezember ein Brandbombenattentat auf die „Sierra Cordoba" aufgedeckt worden war. Das lettländische Deutschtum hat programmäßig bis zum 15. Dezember, also genau in fünfundvierzig Tagen, in einer Zahl von 50 000 Menschen, mit seiner gesamten beweglichen Habe das Land verlassen. Zurückgeblieben ist nur ein kleiner Prozentsatz von Deutschen, die wohl meist lettisch versippt waren. Bei der Kürze der Zeit und der Größe der Volksgruppe ist diese einzigartige Umsiedlungsaktion nur durch die glänzende Disziplin der Volksdeutschen, ihre gute Zusammenarbeit mit den deutschen Stellen und die korrekte Haltung der lettischen Behörden zu erklären.

Die Umsiedlungsverträge.

Aufbruch und Abtransport gestalteten sich in den beiden Staaten verschieden im Zusammenhang mit dem Abschluß der Umsiedlungsverträge. In Estland wurde das „Protokoll über die Umsiedlung der deutschen Volksgruppe Estlands in das Deutsche Reich" schon am 15. Oktober unterzeichnet, wodurch die sofortige Inangriffnahme der Umsiedlung möglich war. Doch handelte es sich hierbei nur um einen Rahmenvertrag, in dem eine Reihe von wirtschaftlichen und rechtlichen Fragen bis zur endgültigen vertraglichen Festsetzung der Regelung durch die estnischen Behörden anheimgestellt wurde. Die endgültige Regelung der zurückbleibenden Unternehmungen: Warenlager, Immobilien, Volksvermögen (Stiftungen usw.), bleibt ebenso zukünftigen Verhandlungen überlassen, wie die Schaffung einer Deutschen Treuhand-Verwaltung, die die Liquidierung des Vermögens, die Abrechnung mit dem estnischen Staat und den Transfer der Vermögenswerte durchzuführen haben wird.

Anders steht es mit dem Umsiedlungsvertrage in Lettland. Hier zogen sich ursprünglich die Verhandlungen hin und am 30. Oktober wurde der deutsch-lettische Vertrag „über die Umsiedlung lettischer Bürger deutscher Volkszugehörigkeit in das Deutsche Reich" mit einem Zusatzprotokoll unterzeichnet. Er brachte schon die endgültige Regelung nicht nur über den freiwilligen Austritt aus der lettischen Staatszugehörigkeit (auch lettischer Ehegatten), sondern auch über fast alle wirtschaftlichen Fragen. Auch hier ist die mitzunehmende Geldsumme beschränkt. Dafür werden aber Haussilber, Familienschmuck und -porträts gestattet, und auch sonst waltet in bezug auf Kulturgüter und Volksvermögen eine

größere Freiheit. Die Bestimmungen über die Umsiedlungs-Treuhand-A.-G. (UTAG) und das gesamte Verfahren mit dem städtischen und ländlichen Immobilienbesitz, den Kapitalien und Wertpapieren ist geregelt. Am 15. Dezember, dem Tage, wo der letzte Dampfer, die „Sierra Cordoba", Riga verließ, erschienen im Regierungsanzeiger die Statuten der UTAG mit einem Grundkapital von 300 000 Lat. Der Transfer soll im Wege zusätzlicher Ausfuhr lettischer Waren nach Deutschland erfolgen.

Die beiden baltischen Umsiedlungsverträge bewegen sich auf einer ganz anderen Ebene, als die deutsch-sowjetische Vereinbarung über die Umsiedlung der deutschstämmigen Bevölkerung und der Ukrainer und Weißrussen aus den entsprechenden Interessenzonen innerhalb des früheren polnischen Staates. Hier handelt es sich um einen Pakt auf Gegenseitigkeit, der beiden Seiten mit peinlicher Genauigkeit dieselben Rechte und Pflichten beim Austausch der umzusiedelnden Nationalitäten gewährt. Die Mitte Dezember begonnene Umsiedlung soll am 1. März 1940 zum Abschluß kommen. Sie wird nicht von der Bevölkerung selber, sondern durch eine Gemischte Deutsch-sowjetische Umsiedlungskommission bewerkstelligt. Diese besteht aus je einer Delegation unter einem Hauptbevollmächtigten. Ihm steht von der anderen Seite ein Hauptregierungsvertreter gegenüber. Diese haben je zwei Stellvertreter und ernennen ihrerseits Gebietsbevollmächtigte (Gebietsregierungsvertreter) sowie Ortsbevollmächtigte (Ortsregierungsvertreter) und entsprechende Stellvertreter. Die höheren Chargen haben Rechte der Exterritorialität und der Immunität, die unteren Vorrechte diplomatischer Angestellten. Der Abtransport geschieht auch hier auf Grund freier Willensäußerung der Auswanderer, aber nur mit Genehmigung des Einwanderungslandes, der Transport geht mit der Bahn vor sich oder im Treckverfahren, wobei eine zweispännige Fuhre je Haushalt und bestimmte Mengen Vieh zur Mitnahme gestattet sind. Auch die Mitnahme von Kleidern und sonstigen Gegenständen ist genau vorgeschrieben und begrenzt. Landbesitz wird überhaupt nicht berechnet, die übrige zugelassene Habe registriert und womöglich im Gegenseitigkeitsverfahren verrechnet. Es handelt sich hier im wesentlichen um eine bäuerliche Bevölkerung, jedenfalls was die Deutschen auf 120 000 Köpfe berechneten Wolhynier, Galizier und die Deutschen aus Weißrußland anbelangt.

Reise, Ankunft und beginnender Einbau.

Bei den Abfahrten von Schiffen aus dem Revaler Hafen, die ich mitmachte, weinten am verzweifelsten alte estnische Dienstboten. Auch sonst sind vielfach bei den Esten und Letten einerseits und bei den Balten andererseits starke menschliche Bande, aus vielhundertjähriger Geschichte und der gleichen Heimat hervorgewachsen, in Wehmut und Schmerz zur Geltung gekommen. Auch die baltische Führung und die Staatsoberhäupter haben diesen Empfindungen und guten Wünschen Ausdruck gegeben. Obgleich den beiden Völkern so ungeheuer große kulturelle und wirtschaftliche Güter überlassen wurden, werden andererseits wirtschaftliche Schädigungen und Belastungen sorgenvoll festgestellt. In breiten Kreisen ahnt man dunkel, daß mit den Balten ein wertvolles Stück der Landeskultur verschwindet. —

Der Transport, der zum allergrößten Teil auf guten KdF.-Schiffen vor sich ging und über Danzig, Gotenhafen und Stettin gelenkt wurde, stand ebenso wie die Ankunft und die Weiterleitung in die vorläufigen Sammellager oder Unterkunftsstätten im Zeichen liebevoller Fürsorge seitens der Partei durch die NSV. und die Deutsche Frauenschaft. Dieses seelisch so besonders wertvolle den Balten überall entgegentretende Verständnis ist einstimmig gerühmt worden. Es waren für alle beteiligten Stellen, so für die die Einsiedlung treu sorgenden SS, schwierige Aufgaben gestellt, die vor allem die Unterbringungen der großen Rückwanderermengen in den Durchgangsorten betrafen. Um so erfreulicher ist es, daß es schon gelungen ist, einen großen Teil der Umsiedler in Wohnungen in den Städten des Warthegaues und Westpreußens unterzubringen. Das war nur möglich, indem alle Balten nach ihrer

Ankunft zwecks endgültiger Einbürgerung und beruflicher Einstellung genauestens und schnellstens körperlich untersucht und in den verschiedensten Richtungen in bezug auf Fähigkeiten, Kenntnisse, Familienverhältnisse, Besitz, Vermögen und Ansprüche registriert wurden. Sehr bald konnten schon baltische Ärzte ihre Praxis eröffnen, Lehrer baltischer Kinder in den neueröffneten Schulen unterrichten, Pfarrer predigen, Landwirte ihre Güter, Kaufleute ihre Läden beziehen. Es besteht dabei der Grundsatz, daß Häuser, Grundstücke, kaufmännische und sonstige Unternehmungen den Angereisten vorläufig zu treuen Händen übergeben werden. Wenn sie sich bewähren, erhalten sie das Anvertraute unter noch zu bestimmenden Bedingungen als Eigentum. Bei Rechtsanwälten, Richtern, Verwaltungsbeamten ist die Einführung erst nach Absolvierung von Einführungskursen möglich, die schon im Gange sind. Die Nachfrage nach Technikern ist groß.

Wertvoll und wesentlich ist es, daß die Balten unter Führung des Landesleiters der deutschen Volksgruppe Lettlands, Dr. Erhard Kröger, maßgeblich an der Einordnung und dem Aufbau in der neuen Heimat beteiligt sind, während die vermögensrechtlichen und wirtschaftlichen Aufgaben, die aus der Umsiedlung erwachsen, einer deutschen Umsiedlungs-Treuhand-Gesellschaft in Berlin mit Zweigniederlassungen in Reval, Riga und Posen in die Hand gegeben sind.

Die Bedeutung der Umsiedlung.

Die Bedeutung der Auswanderung der Balten für Estland und Lettland wurde schon gestreift. In beiden Staaten macht sich im Zusammenhang damit eine Stärkung der nationalen Strömungen bemerkbar. Man propagiert vielfach die Spuren alles Deutschen in Namen und Sitten, im Gebrauch der deutschen Sprache, in der Anstellung von Deutschen, in Schule und Kirche zu vertilgen. Anderseits bleiben die deutschen Grundlagen der Kultur und die lebendigen wirtschaftlichen und auch politischen Beziehungen zum großen Deutschen Reich und Volk bestehen und gewinnen durch die Kriegsverhältnisse vielleicht noch an Gewicht.

Für die Balten, das Deutsche Reich und Volk besteht keine Verschiedenheit der Aufgaben und Belange mehr, wie Dr. Kröger das in einem Gruß an das Reich vollendet zum Ausdruck brachte, in dem er schrieb:

> „Die baltendeutsche Volksgruppe kehrt heim ins Großdeutsche Reich. Wir kehren nicht als Flüchtlinge heim, denn wir haben keinen Anlaß zur Flucht. Wir kehren heim als die Grenzformation des großen deutschen Gesamtvolkes, die unter dem Befehl des Führers steht und an einen neuen Frontabschnitt deutscher Aufbauleistung geworfen wird . . . Es ist die gleiche Aufgabe, die von jeher deutschen Menschen im Grenzraum des Ostraums gestellt war: einem wartenden Lande das Gepräge deutscher Leistung zu geben. Wir Baltendeutschen sind stolz, in geschichtlicher Stunde dazu berufen zu sein."

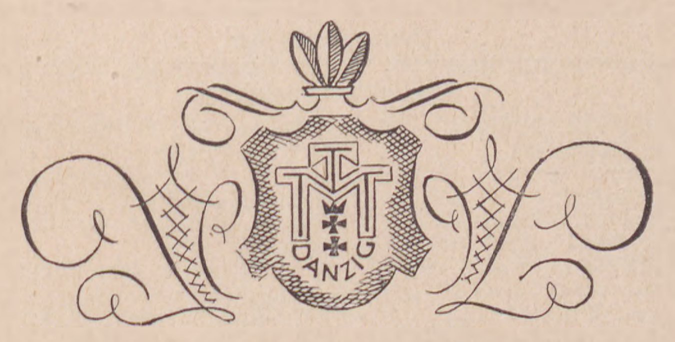
Zum erstenmal in der Geschichte des deutschen Volkes werden die drei großen Träger deutscher Leistung im riesigen Raum des europäischen Ostens zusammen eingesetzt. Der Land erobernde und gestaltende Balte, der — sei es als Ritter, sei es als Kaufmann oder Gelehrter — eigene Wege gegangen ist und durch seine Leistung auf allen Gebieten über den Osten, über das Russische und das Deutsche Reich hinaus sich einen Namen gemacht und Geltung verschafft hat. Zweitens der rußlanddeutsche Bauer, der eine der größten landwirtschaftlichen Kulturleistungen aller Zeiten vollbracht, riesige Ödländereien im einstigen Russischen Reich und später in der Neuen Welt in Kornkammern verwandelt hat und noch heute in seiner schlichten Zähigkeit und treuen Anhänglichkeit an die Sitten der Väter, unerschöpflich in Leistungskraft und in seiner kinderreichen Familie das Urbild des deutschen Bauern ist. Drittens die organisatorisch ordnenden und verwaltenden Kräfte des Deutschen Reiches unter der schützenden Hand der deutschen Kriegsmacht. Bisher sind diese Kräfte im Osten nie geschlossen aufgetreten, und so sind im Laufe von Jahrhunderten unendliche Ströme wertvollsten deutschen Blutes in unendlichen Fernen geflossen, haben Reiche geschaffen, Städte

gebaut, auf allen Gebieten befruchtend gewirkt, Zivilisation und Kultur verbreitet und sind doch — im großen gesehen — dem deutschen Volk verloren gegangen. Am blutigsten hat sich diese Zersplitterung der deutschen Kräfte im Osten in unseren Tagen vor unseren entsetzten Augen unter dem Wüten polnischen Mordgesindels gerächt. Ein neuer Weg ist vom Führer durch den Einsatz der Balten und der rußlanddeutschen Bauern innerhalb der Grenzen des Reiches beschritten worden. Er wird zu ungeahnten Erfolgen führen, da diese eigenständigen Kräfte nun die Möglichkeit haben, gemeinsam und doch jeder aus sich selbst heraus ihr Bestes herzugeben im Dienste des deutschen Volkes.

Unser Leben ist immer erfüllt, wenn es beschlossen wird im Dienste an dem höheren Lebensganzen, dem es gliedhaft eingeordnet ist.

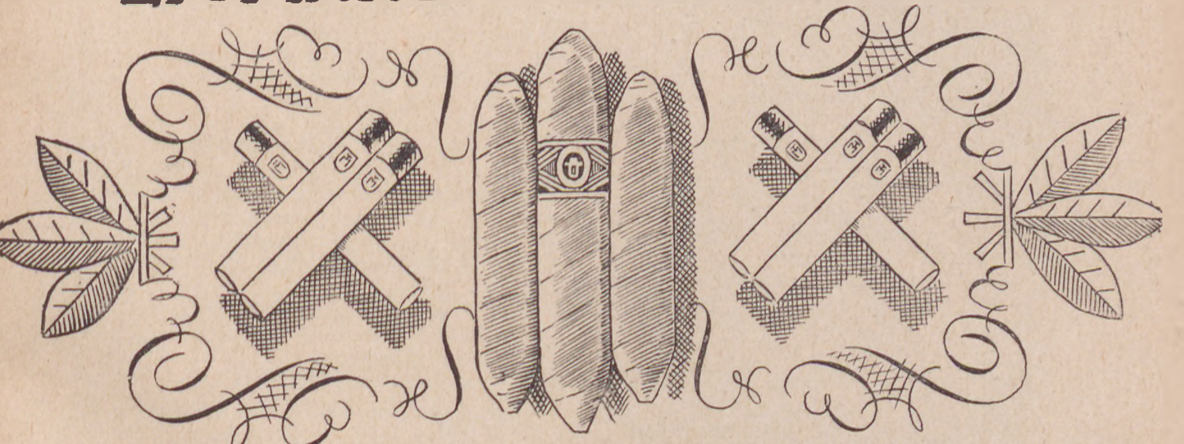
Paul Krannhals †

Aus „Bereitschaft — Opfergang — Ziel".
Den Helden von Langemarck.



DANZIGER

ZIGARREN - ZIGARETTEN



RAUCH-KAU-SCHNUPFTABAK

in bekannter Güte

werden nach Einführung des Tabaksteuergesetzes ab 2. Januar 1940 den im Altreich geltenden Preisen angeglichen.

DANZIGER TABAK-MONOPOL A.G.

DER DEUTSCHE IM OSTEN
Jahrgang 2 — Mitte Januar 1940 — Heft 11

Inhaltsverzeichnis

Das Titelbild zeigt eine Aufnahme der Domruine in Dorpat.

Die Mitarbeiter dieses Heftes

sind ausnahmslos Baltendeutsche, die seit längerer Zeit im Reiche beheimatet sind:

Alfred Balte, Eberswalde; Heinrich Banniza von Bazan, Berlin; Elsa Bernewitz, München; Theophile von Bodisco, Blankenburg, Harz; Prof. Max Hildebert Boehm, Jena; Carl von Bremen, Wustrow, Mecklenburg; Gertrud von den Brincken, Wien; Prof. Freiherr von Freitagh-Loringhoven, Breslau; Ado Baron von Freytag-Lorringhoff, Greifswald; Else Frobenius, Berlin; Bruno Goetz, Überlingen, a. Bodensee; Johannes von Guenther, Berlin; Prof. Johannes Haller, Stuttgart; Herbert von Hoerner, Görlitz; Else Hueck-Dehio, Lüdenscheid; Korfiz Holm, München; Niels von Holst, Berlin; Graf Hermann Keyserling, Darmstadt; Christian von Kleist, Berlin; Dr. Detlef Krannhals, Danzig; Carlo von Kügelgen, Berlin; Dr. Lenore Kühn, Berlin; Prof. Otto von Kursell, M. d. R., Berlin; Baron Carl von Manteuffel, Katzdangen, gen. Zöge von Manteuffel, Berlin; Mia Munier-Wroblewski, Fürstenberg, Mark; Prof. Dr. Leo von zur Mühlen, Berlin; Paul Rohrbach, Berlin; Axel Schmidt, Berlin; Gustav Specht, Berlin; Axel Sponholz, Köln; Graf Alexander Stenbock-Fermor, Berlin; Alexander von Stryk, Breslau; Harald Torp, Köln; Walter Freiherr von Ungern-Sternberg, Königsberg; Siegfried von Vegesack, Burg Weißenstein i. Bayr. Wald; Elsa Wolansky, Bergzow bei Genthin.

Außerdem wurden von verstorbenen führenden baltischen Persönlichkeiten Arbeiten aus dem Nachlaß entnommen: des Kunstgeschichtlers Georg Dehio, die uns Herr Dr. Lutz Dehio, Berlin, zur Verfügung stellt, und des Philosophen Paul Krannhals, die uns das von seiner Witwe geführte Paul-Krannhals-Archiv der Univ. Marburg freundl. überließ.

Danzigs Spezialgeschäfte

Eugen Wegner

UHREN GOLDWAREN

Gr. Wollwebergasse 22/23, Adolf-Hitler-Str. 71

August Momber G.m.b.H.

Teppiche — Gardinen — Möbelstoffe

Langgasse Nr. 20-21 Fil. Kohlengasse

Danzigs Gaststätten und Hotels

MARTIN LAUTENBACHER

Jopengasse Nr. 3 Telefon Nr. 28064

VORNEHME WEINGASTSTÄTTE

von internationalem Ruf

Gaststätte

AYCKE

Hundegasse 11

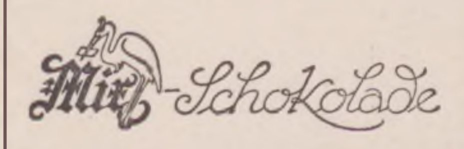
Die Danziger Gaststätte

Alt-Danziger Spezialitäten

Die echten Danziger

„LACHS“-LIKÖRE

seit anno 1598 unerreicht!





Bau- und Kunstforschung im deutschen Osten

Herausgeber Prof. Dr. phil. W. Drost und Prof. Dr.-Ing. Dr. phil. E. Witt

Bisher erschienen 11 Bände dieser wichtigen wissenschaftlichen Buchreihe, zwei weitere Bände sind in Vorbereitung.

Bitte den ausführlichen Sonderprospekt anzufordern vom

Verlag A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig

BIBLIOTEKA
Uniwersytecka
Gdańsk
C – III 1331



Der Danziger Vorposten

+

Die maßgebende Tageszeitung
für die Probleme Osteuropas

+

Probenummern kostenlos